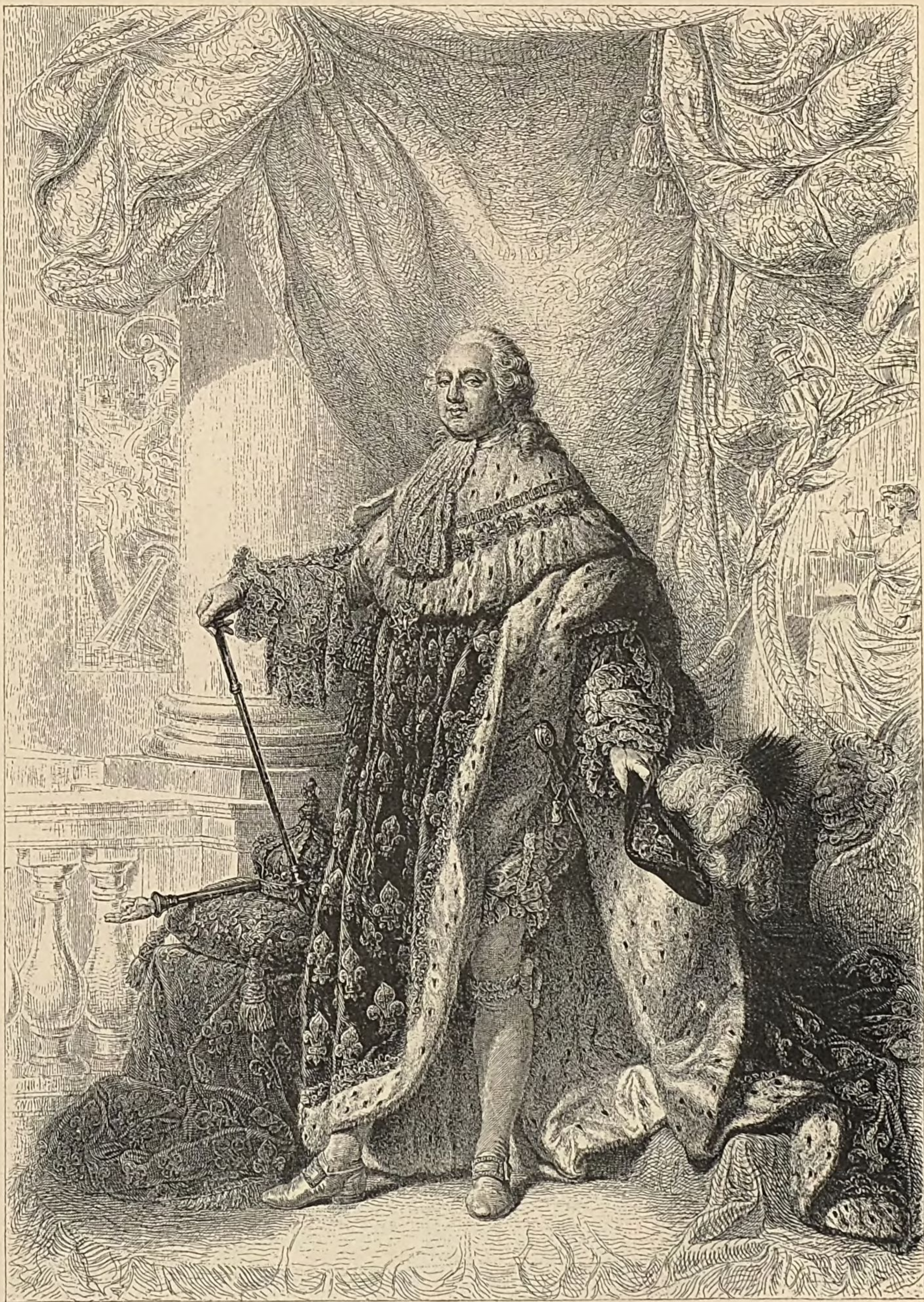




Coll. vit.
57⁰ 6.

CHARAKTERBILDER
AUS DER
FRANZÖSISCHEN REVOLUTION.



Ludwig XVI.

Reproduction des Stiches von Nargeot
nach dem Gemälde Callet's in der Gal. histor. von Versailles.

CHARAKTERBILDER

AUS DER

FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON

DR. ARTHUR KLEINSCHMIDT
AUSSERORDENTLICHEM PROFESSOR
DER GESCHICHTE AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

MIT ACHT PORTRÄTS.



WIEN. PEST. LEIPZIG.
A. HARTLEBEN'S VERLAG.
1889.

(Alle Rechte vorbehalten)



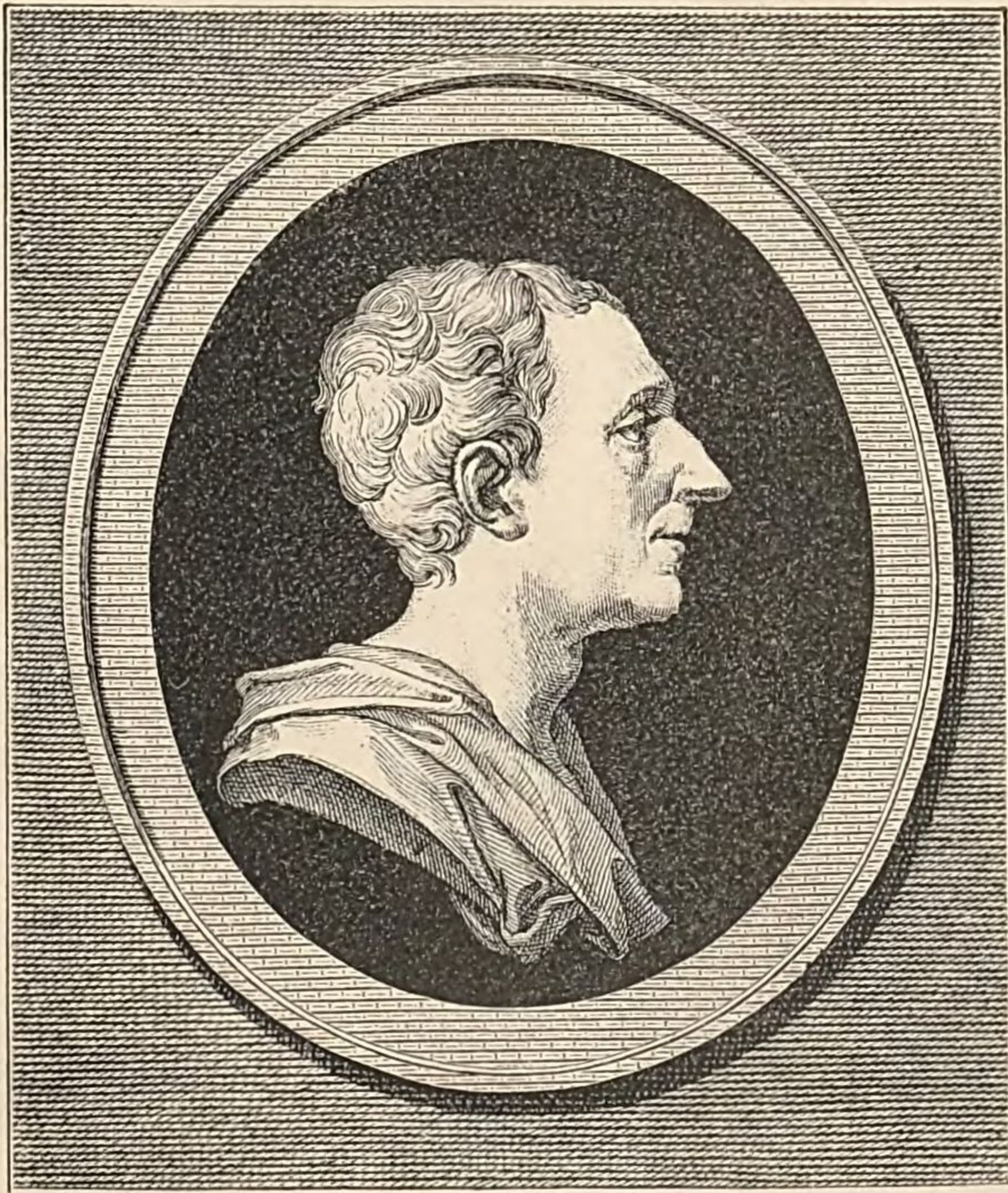
V o r w o r t.

Ein Jahrhundert ist verstrichen seit dem von Welttheil zu Welttheil verherrlichten Bastillesturm und dem Sturze des bourbonischen Königthums; die Geschichte hat mit Spott und Hohn das „L'État c'est moi!“ in ihre Rumpelkammer geworfen. Trat schon 1789 ein Geschlecht auf die Bühne, welches von Autorität und Absolutismus nichts mehr wissen wollte, so ist ein Jahrhundert später allem Anscheine nach die Neigung dazu bei der freilich unberechenbaren französischen Nation nicht gewachsen; hat sie es doch verstanden, in diesem Zeitabschnitte sechs Herrscher abzusetzen und ein ewig wechselndes Theaterstück von Königthum, Republik und Kaiserthum aufzuführen! Gegenüber den vielen Lichtbildern, welche die Säcularfeier der noch heute nachklingenden Revolution hervorruft, werden meine „Charakterbilder“ wohl manchen Schatten werfen, aber es soll mein einziges Bestreben sein, auf Grund vieljähriger Studien die Wahrheit darzustellen. Monarchist durch Geburt, Erziehung und Ueberzeugung, will ich den Ausgang der bourbonischen Monarchie in einer Serie von Charakteristiken zeichnen, deren Reihenfolge nicht willkürlich ist, die vielmehr die Revolution in ihren verschiedenen Phasen meinen Lesern vor Augen führt.

Arthur Kleinschmidt.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	I
Montesquieu	1
Die Revolution	13
Ludwig XVI. und Marie Antoinette	20
Mirabeau	83
Jacques Necker	116
Danton	128
Ludwig XVII.	142
Die Herzogin von Angoulême	153



Montesquieu

Nach dem Stich von Aug. St. Aubin; Original von demselben.

Montesquieu.

„L'Anarchie dégénère en anéantissement.“

Montesquieu.

Unser Nachbarland Frankreich begeht 1889 die Säcularfeier nicht für eine einzelne Persönlichkeit, sondern für eine Bewegung, die in ihrem Laufe die grossartigsten Dimensionen in der modernen Geschichte annahm und deren Wellenschläge noch heute forttönen. Die Revolution von 1789 war ja in Grund und Wesen eine französische, wirkte aber durchaus kosmopolitisch und international, weil sie die Fahne der Propaganda ergriff und unter ihren Falten die Welt bergen wollte, weil sie das Evangelium von Freiheit und Menschenrecht hinaus- trug zu allen Völkern und den missverstandenen Text mit dröhnenden Posaunenstössen vom Fels zum Meer wiederhallen liess. Sie kam nicht unerwartet über ein friedliches Land, nein, den schwarzen Gewitter- wolken, aus denen der Blitz herniederfahren sollte, um den morschen Lilienthron zu zertrümmern, zogen jene unbestimmt leuchtenden Luftgebilde voraus, die Sturm ankünden, und es regte sich unheimlich in der ganzen Natur. Die Sturmvögel flogen über den Boden Frank- reichs, ihnen nach zog die Revolution; wenn Ludwig XV. seinen frivolen Ausspruch: „Ich komme schon noch durch, ich alter Mann, aber mein Enkel mag sich in Acht nehmen!“ an sich noch erfüllt sah, so rollte das Haupt seines Nachfolgers als Sühne für den Fluch seiner Waltung in den Sand des Grèveplatzes. Ein neues Recht war in Frankreich ans Ruder getreten unter der Dreigestalt Montesquieu, Rousseau, Voltaire.

Einer guten Familie der sogenannten noblesse de robe entspross vor zweihundert Jahren am 18. Januar 1689 auf Schloss La Brède bei Bordeaux Charles Louis de Secondat, Baron de La Brède; da

im Momente seiner Geburt ein Bettler im Schlosse erschien, wurde er zum Pathen erwählt, wie einst bei Montaigne, um ihn lebenslang an die allgemeine Bruderschaft der Menschen zu erinnern.

Seine fromme Mutter, Marie Françoise de Penel, starb, seine Seele mit christlichen Ideen erfüllend, als er sieben Jahre zählte, und im Jahre 1700 sandte man ihn zu den Oratorianern in Juilly, um volle elf Jahre bei ihnen zu bleiben; sie gaben ihm eine ganz literarische und classische Erziehung, raubten ihm Gefühls- und Glaubenstiefe, verschanzten sein Herz vor Wärme und Liebe, machten ihn gegen das Christenthum indifferent und zum Stoiker. Mit zwanzig Jahren zeigte er in einer Schrift, die heidnischen Philosophen verdienten nicht die ewige Verdammniss, und der Skeptiker Pyrrhon gewann auf ihn grossen Einfluss. Er studirte die Rechte, wurde 1714 Rath am Bordelaiser Parlament, heiratete 1715 Fräulein von Lartigue, ohne ihr sein Herz zu weihen, und 1716 setzte ihn seines Vaters älterer Bruder zum Universalerben unter der Bedingung ein, fortan den Namen „de Montesquieu“ zu führen, vermachte ihm auch sein Amt als Président à mortier des Parlements in Bordeaux, wo sich Montesquieu alsbald an der Gründung der Akademie betheiligte. Der junge Präsident fand wenig Geschmack an seinem Berufe, wenn ihm auch seine Studien die ganze Schulung eines gelehrten Richters verliehen; er machte sich möglichst frei von den Geschäften, verachtete die Advocaten und ihre Plaidoyers, interessirte sich nicht für Processe und fühlte nicht in sich das Zeug zum Redner; Welt und Genuss zogen ihn an, er glänzte in der feingeistigen Gesellschaft von Bordeaux, in der Akademie, trieb wissenschaftliche Studien, neben Botanik und Physik selbst Anatomie, schriftstellerte über „die Politik der Römer in Sachen der Religion“ und über „das System der Ideen“, dachte 1719 daran, mit Buffon eine „physikalische Geschichte der alten und neuen Welt“ zu schreiben, erbat sich in Circularen von allen Gelehrten Noten dafür und bildete sich derart heran; den denkbar geringsten Antheil nahm er an den Zeiterlebnissen, wie an dem ihm so unsympathischen Rechtsverfahren und trachtete nur darnach, durch seiner Werke Geist zu Ruhm zu gelangen; seine Conversation war wie sein Stil voll Geistesblitze, leicht wechselte er im Stoffe und als vollendeter Causeur liess er Malice, Médisance und Ironie gern die Zügel nach.

Er studirte, wie er selbst sagt, sein Leben lang, unersättlich in seiner Neugierde und in dem Streben nach Belehrung, sicherte sich aber, von allem Autoritätsglauben frei, stets die äusserste Unab-

hängigkeit des eigenen Urtheils; in seinen jungen Jahren aus Opposition gegen die Frömmerei des alternden vierzehnten Ludwig ausgesprochener Freigeist, lernte er im Aelterwerden den unerschöpflichen Segen von Religion und Glaube für das Staatsleben würdigen und hielt schon darum an der Religion fest, weil er sie praktisch fand; es fehlte seinem nüchternen, in sich abgerundeten Charakter der Flug zum Uebersinnlichen und Unbegreiflichen; er war zu rationell, um Ideologe zu sein, zu kühl, um Empfindsamkeiten nachzuhängen. Schöngeist im Boudoir, bei den Frauen galant ohne echte Liebe, war Montesquieu wie wenige Zeitgenossen beseelt und beseligt durch das Gefühl des Stolzes auf sein altes Wappen, auf das Feudalrecht, und die Vorrechte des Feudalherrn, gepaart mit denen des hohen Magistrats, bereiteten ihm wahre Freude. Seine Studien führten ihn mit Vorliebe zum classischen Alterthum, nach Athen und Rom; aus Plutarch nahm er seine Ideale grosser Staatsmänner; jene goldenen Zeiten der Weltgeschichte erfüllten ihn mit Sehnsucht und er verschlang „Télémaque“, dies Buch geradezu als das „göttlichste Werk des Jahrhunderts“ bezeichnend. Gewiss besass Frankreich in Montesquieu's Tagen keinen schärfer urtheilenden Beobachter der Menschen und der Dinge, keinen weiseren Rathgeber auf dem Boden der öffentlichen Angelegenheiten, keinen ebenbürtigen Kenner der Institutionen und der Erfordernisse des Staats und dabei keinen so besonnenen, unbefangenen und glänzenden Schriftsteller. Im Auftrage des Parlaments von Bordeaux redigirte Montesquieu 1722 Vorstellungen an Ludwig XV. wegen einer neuen Weinststeuer und erreichte freilich nur vorübergehend die Streichung derselben. Sein Name gehörte damals bereits der Welt an, denn die „Lettres persanes“ waren in Aller Händen.

Die Zeit der gottvergessenen Regentschaft hatte die heuchlerische Devotion des greisen Ludwig XIV. abgelöst, die Moral war tiefer gesunken als jemals und Montesquieu beschloss, seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten. Er erfand zwei verschieden angelegte Perser, Rica und Usbek, liess sie Europa bereisen und ihre Eindrücke nach Persien senden, von wo ihnen hinwider Berichte zugingen; der Stil ist markig, kurz, voll Nerv, lebhaft und wechselreich, selbst auf Kosten der Grazie; an Charakteren und Sittenschilderungen ist Ueberfluss. Montesquieu weiss mit einer unerschöpflichen Beobachtungsgabe und Menschenkenntniss zu zeichnen, keine Schwäche seiner Brüder entgeht ihm, bei allem Spiele mit Humor ist sein Spott vernichtend. Das Buch durfte als tiefeinschneidende Kritik des damaligen Frankreich in Staat, Kirche, Glauben und Leben gelten, die öffentlichen

Charaktere waren mit Porträtähnlichkeit gezeichnet, Montesquieu sprach ein Todesurtheil über Ludwig XIV. und den Regenten, über das ganze königliche Frankreich aus. Das Buch erschien anonym, wurde 1721 in Rouen gedruckt, aber mit dem Stempel einer Amsterdamer Firma ausgestattet; es erlebte im ersten Jahre vier Auflagen und ebensoviele Fälschungen. Jedermann wusste bald, wer der Autor sei; das Buch machte enormes Aufsehen, wurde Voltaire bisweilen zugeschrieben, obwohl er es voll Eifersucht herabsetzte, und erlebte viele weiteren Auflagen; noch nie hatte ein Autor mit leichter Hand der Gesellschaft ihr Geheimniss enthüllt, ihre verborgenen Wünsche und ihre noch nicht geordneten intimsten Gedanken dem Papiere anvertraut; Niemand gab derart das Signal zu der in allen Seelen instinctiv aufkeimenden Revolution; in den „Lettres persanes“ lag schon der Embryo des „Esprit des lois“. Die Regierung belegte die Briefe mit dem Banne und Montesquieu war schwach genug, ihre Autorschaft öffentlich in Abrede zu stellen. In der Literatengesellschaft von Paris suchte er an der Seite von Maurepas und Caylus eine Rolle zu spielen, trat in den schönggeistigen Club des Präsidenten Hénault (Club de l'Entresol) den Mittelpunkt der Geistesfronde, besuchte die Salons der Frauen von Tencin, Lambert und du Deffand, schmeichelte sich bei dem Premierminister Herzog von Bourbon ein, verliebte sich in dessen Schwester, Mademoiselle de Clermont, und besang sie 1725 im „Temple de Guide“, wieder anonym. Zwar hatte er in den „Lettres persanes“ die französischen Akademiker furchtbar gehöhnt, doch bewarb er sich um einen Sitz unter ihnen; man wählte ihn 1725, aber Ludwig XV. verweigerte, da er Montesquieu's Autorschaft jener Briefe kannte, die Bestätigung und der Boden in Paris brannte Montesquieu unter den Füßen. Er ging nach Bordeaux, schrieb und las der dortigen Akademie mancherlei vor, skizzirte an seinem „Esprit des lois“, verkaufte aber 1726 sein Präsidentenamt und bewarb sich 1727 in Paris abermals um die Aufnahme in die Akademie; die Mitglieder derselben waren gegen ihn; er aber bequemte sich zu einem für seinen Charakter höchst schimpflichen Widerruf seiner bisherigen Ansichten, fand nun die Unterstützung des Premierministers Cardinals von Fleury, wurde am 5. Januar 1728 mit Majorität gewählt und am 24. dieses Monats in die Akademie eingeführt, bei welcher Gelegenheit er Richelieu und Ludwig XIV., die er bisher gegeißelt hatte, in den Himmel erhob. Seit Frühling dieses Jahres reiste er, um nach allen Seiten Länder und Völker kennen zu lernen; er hoffte auf Verwendung als

Gesandter, aber die Regierung griff nicht zu ihm und seine zu ängstliche und zu humane Natur hätte wohl keinen grossen Diplomaten aus ihm gemacht. Seine Reisen führten ihn durch Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Italien, wo er enge Freundschaft mit Lord Chesterfield schloss, durch die Schweiz und Holland; von October 1729 bis August 1731 lebte er bei Chesterfield in London, wo er Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften wurde. England erschien ihm als ein Land der Corruption und Gottlosigkeit, er hielt das Volk seiner Freiheit nicht würdig, erkannte dem Staate nur bescheidenes Lob zu und meinte, die staatliche Gestaltung und das System seien unhaltbar. So eifrig auch Montesquieu das Parlament besuchte und Locke's politische Schriften studirte, urtheilte er doch grenzenlos einseitig und oberflächlich und war nicht im Stande, sich ein richtiges Bild von der Verfassung des Landes zu machen, von dem er sagte, es sei da, um dort zu denken, wie Deutschland zum Reisen, Italien zum Aufenthalte, Frankreich zum Leben. Nach der Heimkehr bewohnte er seit 1731 La Brède und ging als Seigneur feudalen Liebhabereien, genealogischen Forschungen u. s. w. nach, beschäftigte sich aber vorzüglich mit den Entwürfen einer Menschen-geschichte auf politischem und legislativem Gebiete, schrieb Essais und Reflexionen und erfüllte sich, während er las, mehr und mehr mit der Grösse des alten Rom, die er sich aus den Ruinen neu construirte. Das Erzeugniss seiner Bewunderung waren die 1734 in Amsterdam erschienenen „*Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains*“, die d'Alembert eine römische Geschichte zum Gebrauche von Staatsmännern und Philosophen nannte. Es giebt allgemeine moralische oder physische Ursachen im Leben der Völker, sagt Montesquieu, die alle nebensächlichen Erscheinungen beherrschen und das Geschick der Staaten zur Höhe oder zur Tiefe führen; diese Ursachen waren stets dieselben, wie die Leidenschaften der Menschen stets dieselben sind, und sie sucht er in der römischen Geschichte auf, ohne deren Quellen irgendwie kritisch zu sondiren, weshalb sein Werk auch nicht als ein historisches zu erachten ist. Die besten und wirkungsvollsten Partien desselben sind die Analyse des römischen Geistes und der Ursachen von Roms Grösse; er feiert beredt die hingebende Liebe zum Vaterlande, den Opfermuth der Bürger, die stete Kriegsbereitschaft der Nation, ihre Kriegsbegabung; er zeigt, wie Rom immer gewillt war, die Vorzüge seiner Feinde sich anzueignen und von den Besiegten zu lernen, wie das öffentliche Wohl die ganze innere Politik, die Eroberungslust

aber die auswärtige Politik beherrschte. Sprach Montesquieu von den Tugenden oder den Lasten des alten Rom, so zielte er auf Frankreich hin; seine Schilderungen römischen Patriotismus, republikanischer Bürgertugend, bis zum Fanatismus sich steigernder Freiheitsliebe, seine Predigt von der Pflicht des Tyrannenhasses und vom Rechte des Tyrannenmordes zündeten in der von der absoluten Krone niedergedrückten Nation und gingen für die Revolution nicht verloren. Besonders ausführlich wusste er sich über den Verfall Roms und seine Gründe zu verbreiten. Gewissermaassen als Anhang zu den „*Considérations*“ liess Montesquieu 1745 „*Dialogue de Sylla et d'Eucrate*“ folgen; in ihm trat der dort analysirte römische Geist in Action, römische Leidenschaften umspielen uns, natürlich ganz gefärbt im Tone des Frankreich Montesquieu's; sein Sulla ist ein Schüler Machiavelli's, gesäugt mit der Milch der classischen Periode, weit entfernt vom Sulla der Geschichte. Ein von Friedrich dem Grossen eigenhändig mit Noten versehenes Exemplar der *Considérations* nahm Napoleon nach der Niederlage Preussens bei Jena aus der Potsdamer Bibliothek mit.

Seit 20 Jahren arbeitete Montesquieu an einem juristisch-politischen Werke; wenn er Rechtsbücher las, suchte er nach dem Geiste, der sie durchwehe, nach der durch den Wirrwarr von Gesetz, Recht und Gebrauch leitenden Idee; wiederum richtete sich sein Auge zuerst auf Frankreich, in zweiter Linie auf die Menschheit. Bis zu Mirabeau gab es wohl im 18. Jahrhundert keinen Franzosen, der so genau wie Montesquieu staatliche Zustände, Gesetzgebung und Verfassung der europäischen Länder studirte und kannte. Die *Considérations* bereits konnten für ein politisches Programm gelten, in dem ein hervorragendes Glied der noblesse de robe seine Ueberzeugung aussprach, die alte Staatsordnung eile vom Zenith abwärts und sei verderbt bis zum Untergange; denn hinter Roms Maske barg sich ja Frankreich. Er sah, wie sein Vaterland dem Despotismus verfiel, fürchtete, dieser arte in Anarchie, die schrecklichste Form der Zerrüttung, aus, und er wollte es durch ein Riesenwerk, das aus dem Leben selbst geschöpft und ohne Vorbild sei, zur Pflicht, zum Guten, zum Ruhm zurückführen. So entstand der „*Esprit des lois*“, kein gelehrtes Buch im engeren Sinne des Wortes und unvollendet geblieben, aber unmittelbar enthoben aus den Tiefen des Völkerlebens und mit einer Kunst und Eleganz verfasst, dass sich an Glanz und Anmuth der Darstellung kein streng systematisches Werk damit messen könnte, an manchen Stellen so knapp abgerundet wie ein Sprichwort.

Der „Esprit des lois“, Montesquieu's Hauptwerk, erschien November 1748 in Genf in zwei Bänden und errang einen Erfolg, wie kein anderes politisches Buch des Jahrhunderts; sofort in Paris heimlich nachgedruckt, erlebte es in anderthalb Jahren 22 Auflagen, wurde in fast alle Sprachen Europas übersetzt und erzeugte einen Enthusiasmus, der aller Beschreibung spottete; der Geist der Nation wurde damit auf den Staat hingelenkt und dem politischen Idealismus schien die Zukunft zu gehören. Montesquieu untersuchte die verschiedenen Arten der Regierungen nach Natur und Princip und unterschied nach der Natur Republik, Monarchie und Despotie; die Republik konnte Aristokratie oder Demokratie sein. Er meinte, wenn ein Staat kranke und dem Verfall zugehe, so müsse stets das ursprüngliche Lebensprincip des Volkes erfrischt werden, wie z. B. England sich 1688 durch ein parlamentarisches Königthum gerettet habe. Den Kern des Buches bildet die Lehre von der Monarchie, als deren Ideal ihm der englische Constitutionalismus und als deren Zerrbild ihm der französische Despotismus erscheint. Die Monarchie nach Montesquieu soll nie absolut sein, sondern durch Gesetze geregelt und durch feudale Einrichtungen, Privilegien, Adelseinfluss gebunden, denn Montesquieu war Aristokrat des ancien régime und Todfeind des Despotismus, durch den Ludwig XIV. seinen Hof und durch dessen Beispiel sein Volk zum Sklaventhume erniedrigt hatte; um die Gefahren dieser Regierungsform zu schildern, sagt er: „Wenn die Wilden Louisianas Früchte wollen, so hauen sie den Baum ab und pflücken die Frucht.“ Von politischer Freiheit, für die er glüht, kann nur in gemässigten Regierungen, nicht in despotischen die Rede sein; und damit die Gewalt nicht missbraucht werden könne, muss sie getheilt werden; wenn ein Monarch oder ein Senat die Gesetze, die er erlässt, auch in Ausführung bringt, so ist anzunehmen, er werde tyrannische Gesetze erlassen und sie tyrannisch ausführen. Darum müssen legislative und executive Gewalt getrennt werden. Doch dies genügt noch nicht, um politische Freiheit zu garantiren; auch die richterliche Gewalt muss von der executiven und der legislativen getrennt sein, sonst wird der Richter Gesetzgeber oder Executor. Alte aristotelische Ideen führte Montesquieu in diesem so berühmt gewordenen Systeme der Theilung oder Trennung der Gewalten aus; er glaubte dasselbe in Grossbritannien verkörpert zu sehen. Hatte er früher das britische Staatswesen so ungünstig beurtheilt, so erschien ihm jetzt das Inselreich als der Staat politischer Freiheit, in dem gesetzgebende, ausführende und richterliche Gewalt scharf voneinander gesondert seien und sich

gegenseitig am Missbrauch verhindern. Er fand die Keime der britischen Verfassung mit ihrer Verbindung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie in den Urwäldern Germaniens, wie sie Tacitus beschrieben; er wollte keine Herbeiziehung der Massen zur Staatsleitung, befürwortete hingegen die Repräsentativverfassung, die Vertretung des Volkes in seinen gebildeteren Classen durch Repräsentanten; sie bildeten das Unterhaus, die legislative Corporation; neben dem Unterhause erschien ihm das Oberhaus mit seinen erblichen Mitgliedern als nothwendige Mitwirkung bei den Gesetzen und der König als Träger der Executivgewalt. Montesquieu unterliess jeden Versuch, seine Behauptungen mit Thatsachen zu belegen, wenn er den britischen Constitutionalismus zur Verjüngung der französischen Monarchie empfahl; seine ganze Lehre war eine Phantasie, die auf Grossbritannien gar nicht passte, denn die nach seinem Ausspruche dreigetheilte Gewalt war dort im Parlamente vereinigt. Dass er eine Irrlehre vom britischen Staate vortrug, durchschaute damals kaum Jemand: die Dreitheilung der Gewalten hallte als Schlagwort in der ganzen Welt wieder, und das Bestreben ging bei Frankreichs Politikern bald dahin, die britische Verfassung, wie sie auf britischem Boden, britischer Geschichte und britischen Verhältnissen entsprossen war, ohneweiters nach Frankreich zu importiren. Die constitutionelle Monarchie nach dem von Montesquieu erfundenen britischen Muster wurde das Bekenntniss der Bessergesinnten und Klügsten, eines Turgot, Malesherbes, Mounier, Lally-Tollendal, Necker und Anderer. Besonderes Verdienst erwarb sich Montesquieu durch seine Studien auf dem Boden des Strafrechts. Er sah in der Strafe nur das äusserste Hilfsmittel der Gesellschaft gegen Störungen der Rechtsordnung, sprach unablässig gegen zu harte Strafen, strich aus der Zahl des Strafwürdigen alles, was Intoleranz und religiöser Fanatismus dazu stempelten — Niemand erkannte besser den intimen Zusammenhang zwischen religiöser Orthodoxie und der Grausamkeit der Strafjustiz — und meinte, mit zu grausamen Strafen erreiche man nichts, zumal die Regierungsgewalt durch zu ofte Anwendung die Wirkung selbst abschwäche. Von den Autoren der Aufklärungsliteratur war er es, der zuerst auf die Mängel der französischen Strafrechtspflege nachdrücklich hinwies; hatte er schon in den „Lettres persanes“ darauf angespielt, so vergass er keinen wichtigeren Punkt im „Esprit des lois“. Er will dem Richter möglichst beschränkten Spielraum und hingegen die Richtschnur fester Gesetze vorschreiben, mag von einem gelehrten Richterstande, zu dem er doch selbst gehörte, wenig wissen und

empfiehlt den Franzosen warm die englische Jury, die ihm als beste Garantie für eine ehrliche Entscheidung erscheint. Er erklärt sich energisch gegen die Folter als Handhabe des Despotismus und gegen die Confiscationen, verdammt indirect die Lettres de cachet, indem er die Habeas Corpus-Acte verherrlicht, erwartet von einem weisen Gesetzgeber, dass er mehr Werth auf die Bekämpfung von Verbrechen, als auf ihre Bestrafung lege, d. h. ihnen vorzubeugen suche, und behauptet, er habe bei chinesischen Schriftstellern gefunden, in ihrem Vaterlande sei die Vermehrung der Todesstrafen das sicherste Anzeichen einer Revolution. In Bezug auf Europa glaubte er, die Strafen milderten oder verschärften sich, je nachdem man sich der Freiheit näherte oder von ihr entferne. Die Todesstrafe fand an ihm einen warmen Apostel, der Missbrauch mit dem Begriffe der Majestätsbeleidigung den schärfsten Verurtheiler. Er ging davon aus, dass in China jeder Mangel an Respect gegen den Kaiser mit dem Tode bestraft werde, und zeigte, wie leicht alles Erdenkliche als Mangel an Respect ausgelegt und damit dem frechsten Despotismus Thür und Thor geöffnet werden könne; er hielt es für absurd, das Verbrechen auf Ministerbeleidigung oder Falschmünzerei auszudehnen, wie es einerseits unter Richelieu, andererseits unter Valentinian, Theodosius und Arcadius geschehen sei; seiner Ansicht nach konnten überhaupt blosse Worte ohne Handlung niemals eine Majestätsbeleidigung bilden; da, wo solche dafür angesehen würden, herrschten Willkür und Tyrannei. Er erinnerte an die Worte der römischen Kaiser Theodosius, Arcadius und Honorius: Beleidiger ihrer Person oder Regierung seien nicht zu bestrafen, denn die leichtfertig Redenden verdienten keine Beachtung, Geistesgestörte seien zu bemitleiden und Beleidigern sei zu verzeihen. Montesquieu war lebenslang der Vorkämpfer religiöser Aufklärung, sprach sich aber im „Esprit des lois“ sehr vorsichtig über religiöse Fragen aus; er hielt das Christenthum, soweit es auf die moralischen Kräfte wirke, für dem Staate förderlich, meinte, die Religion dürfe dem Menschen das Vollkommene wohl empfehlen, aber Staat und Recht könnten die idealen Anforderungen niemals zu Zwangsforderungen machen; er unterschied sorgfältig zwischen Gesetz und Moralgebot. Er möchte Strafgesetze zum Schutze der Religion möglichst vermieden sehen, erkennt zwar Verbrechen gegen die Religion an, doch nur bei directem Angriffe auf letztere, und bestreitet inneren, gegen Gott gerichteten Acten ohne äusserliche Erscheinung den Begriff eines Verbrechens; um nicht die bürgerliche Freiheit zerstört zu sehen, warnt er eindringlich vor Verfolgung von Zauberei und

Ketzerei; während er die Existenz des Verbrechens der Zauberei überhaupt leugnet, ist er gegen Ketzerei äusserst milde und hätte am liebsten empfohlen, sie straflos zu lassen; dies verzieh ihm der intolerante Clerus niemals und vergalt ihm mit Verfolgungen. Montesquieu stiess gegen zu viel eingewurzelte Vorurtheile und Missbräuche an, um sich nicht Feinde in Masse zu schaffen; es fehlte nicht an Gegenschriften, während der „Esprit des lois“ in allen Händen war. Montesquieu war kein Schriftsteller für die grosse Menge, er wandte sich an die Geistesélite aller Völker, schrieb als Staatsmann für Staatsmänner und darum konnte sein Buch nur in Staaten unmittelbar wirken, in denen der sogenannte aufgeklärte Despotismus herrschte. Nur die Crème der Gesellschaft verstand Voltaire, wenn er trotz seiner Eifersucht und Abneigung gegen Montesquieu sagte: „Das Menschengeschlecht hatte seine Rechtstitel verloren, Herr v. Montesquieu hat sie aufgefunden und ihm zurückgegeben.“ Je mehr der Clerus gegen Montesquieu eiferte, um so interessanter wurde derselbe Voltaire. Jesuiten wie Jansenisten fielen über Montesquieu her, wiesen ihm Irrthümer in einzelnen Capiteln nach und richteten ihre Hauptgeschosse gegen seine Ansichten von Religion und Toleranz. Montesquieu konnte es nicht über sich gewinnen, zu schweigen; er antwortete im April 1750 mit der „Défense de l'Esprit des lois“, voll brillanter Gedanken und scharfer Ironie; viel stolzer war es, als er einem Freunde schrieb: „Es heisst nichts, das Buch verurtheilen, man muss es zerstören.“ Die Gelehrten der Sorbonne wurden über die Klagepunkte nicht einig, der Clerusversammlung erging es nicht besser, die Congregation des heiligen Collegiums setzte den Esprit auf den Index, aber Malesherbes, der eben an der Spitze des Bücherwesens stand, gab Ende 1750 die Circulation des Buches frei. Mit Enthusiasmus begrüsst Europa sein Erscheinen.*) Der König von Sardinien gab den „Esprit“ seinem Sohne zur Lectüre und Friedrich der Grosse bewunderte das Werk, wenn er auch einige Punkte bestritt; wie in Italien, zollte man in England Montesquieu begeisterten Beifall, hier umsomehr, als er Grossbritanniens Constitutionalismus vor aller Welt gefeiert hatte. Von bedeutendem Einflusse wurde der „Esprit“ auf das preussische Landrecht, und Katharina II. von Russland nannte den „Esprit des lois“ ihr Brevier, sie machte Auszüge

*) Der Abbé Raynal schrieb der Herzogin von Sachsen-Gotha: „Man findet dies Werk ebenso sicher im Studirzimmer unserer Gelehrten, wie auf dem Putztisch unserer Damen und unserer Gecken. Ich weiss nicht, ob der Enthusiasmus lange dauern wird; aber sicher ist, dass er nicht überboten werden kann.“

daraus wie aus Beccaria als „Instruction pour dresser un nouveau projet de lois“ und unterbreitete sie der gesetzgebenden Versammlung von 1767/68. Montesquieu hatte vorausgefühlt, dass die Colonien Nordamerikas, sobald sie genug Kräfte gewonnen, sich von Grossbritannien losreissen würden, und ihnen die Föderativform als die beste empfohlen; Washington schätzte Montesquieu's Werk hoch und die Verfasser der Unionsconstitution standen unter dessen Einfluss; man vergass ihm nicht, dass er auf das freie, gedeihliche und grosse Volk hingewiesen, das sich in den Wäldern Amerikas entwickele.

Montesquieu's Lebensabend war beschienen von der Sonne des Ruhmes; dass er erblindete, warf ihn nicht nieder, heiteren Sinnes äusserte er: „Was mir noch an Licht bleibt, erscheint mir nur als Morgenröthe des Tages, an dem meine Augen sich auf ewig schliessen werden.“ Er schrieb noch den Fragment gebliebenen „Lysimaque“ für Stanislaus Leszczyński, einen Essai über den Geschmack und einen Roman „Arsace et Isménie“. Von seinen Freunden umgeben, lebte er bald in Paris, bald auf La Brède, erzog sorgfältig seine innigst geliebten Kinder, Sohn und Tochter, wies alle Bekehrungsversuche der Jesuiten zurück und starb im echten Christenglauben am 10. Februar 1755 in Paris. Er hatte sich nicht überlebt, vielmehr wuchs sein Ruhm und Einfluss beständig; sein Tagewerk blieb gesegnet, wenn auch die meisten Fürsten Europas von der Mässigung die er vertrat, wenig wissen wollten und ihn nur citirten, wenn er ihre Schritte zu sanctioniren schien.

So entnahmen auch in der Revolution alle Parteien dem „Esprit des lois“ Maximen und Präcedenzfälle zur Unterstützung ihrer Wünsche und Ansprüche, und im Laufe der Zeit zählte Montesquieu die bedeutendsten Politiker und Historiker zu seinen Schülern; sein Einfluss in Frankreich und in Europa blieb ungewöhnlich kräftig. Er war der Repräsentant des französischen Charakters in seinen präcisesten, weitgreifendsten, edelmüthigsten und weisesten Zügen; seine Schriften beruhten auf dem Studium der Natur und der Geschichte; beging er Irrthümer, so waren sie nebensächlich im Hinblick auf seine wahren und gerechten Anschauungen; nichts Menschliches lag ihm zu abseits, um es nicht in den Bereich seines Ergründens zu ziehen; auf der eigenen Erkenntniss fussend, wollte er die Menschheit erkennen lernen und ihr die Wohlthaten seiner fleissigen Arbeit zuströmen lassen; in ihm verkörperten sich gesunder Verstand, Wissen und Reflexion. Vornehm verschloss er sich dem Lärme der Literaten, dem Cliquen- und Kastengeist der neuen Philosophie, den Schreiern und Stürmern.

Als der Mann weiser Ruhe und Mässigung war Montesquieu der Liebling der Besseren unter der Aristokratie, des höheren Beamten-
thums, des Adels des Verdienstes und des Geistes; wer den furcht-
baren Ernst der Lage Frankreichs begriff, las seine Ansichten mit
stets erneuter Bewunderung heraus aus den „Lettres persanes“ und
dem „Esprit des lois“; offen sprach ja Montesquieu es aus, das
ancien régime sei unhaltbar, aber niemals dachte er an die Zuziehung
der Massen zur Leitung des Staates, an den Umsturz der Gesetze,
an die Abschaffung des Königthums, an die Vernichtung der christ-
lichen Religion; niemals stimmte er mit Voltaire's Bestreben überein,
in schneidendem Spotte die Bastillen der Tyrannen und die Tempel
der Pharisäer unter dem Feldgeschrei „Ecrasez l'infâme! il faut
combattre le monstre!“ einzureissen; niemals konnte er die Bahnen
eines J. J. Rousseau wandeln, der zur Zerstörung, nicht zur Besserung
aufrief und der in den Urwäldern Adam's die Menschheit regeneriren
wollte; darum hat aber auch Montesquieu nie so unmittelbar ge-
wirkt, wie Rousseau, seine Predigt der Mässigung bestach die trun-
kenen Massen nicht. Rousseau, der sich direct an sie, seine Brüder,
wandte, war ihr geborener Führer; mit ihm stürmten sie die Bastille,
mit ihm schleppten sie König und Königthum zum Fallbeile, mit ihm
schufen sie ein Ende mit Schrecken, um dem Schrecken ohne Ende
zu entrinnen. Montesquieu hätte sich fröstelnd abgewendet, wenn
er Rousseau's Phrase gelesen: „Erwachet, Euer Wille ist das Recht,
ist Gott; werdet aus Sklaven Könige!“

Die Revolution.

„Non, Sire, c'est une révolution."
Duc de La Rochefoucauld-Liancourt.

Die Revolution von 1789 ist die Revolution katexochen, die populärste aller Revolutionen; weder die Revolutionen des alten Hellas und Rom, noch die Deutschlands und Grossbritanniens, selbst nicht dessen gewaltige Bewegungen von 1642 und 1688, noch auch die zahllosen Revolutionen der italienischen und russischen Geschichte erlangten jenen Grad der Berühmtheit und man möchte sagen jene einzigartige Popularität wie sie. Ein erschütterndes Gemälde voll Schuld und Sühne, voll Licht und Schatten, voll Lüge und Wahrheit, voll Schönheit und Blut, ein Original im eminentesten Sinne, so fesselt uns die grosse Revolution mit Dämonsgewalt; sie berückt uns gleich einer Sirene, deren berauschendem Sange wir unser Ohr so lange erschliessen, bis wir überwältigt und überwunden sind. In willenloser Bewunderung ihres Wirkens bekennen wir dann mit Michelet, dem geistvollen Enthusiasten, sie sei gewesen „die Thronbesteigung des Gesetzes, die Wiederauferstehung des Rechtes, die Reaction der Gerechtigkeit“. Aber der Rausch verfliegt, wir erwachen und unser unbefangenes Auge gewahrt neben dem glänzenden grellen Lichte tiefe Schatten, die Wahrheit zerreisst die verführerischen Schleier der Phantasie, entrückt uns dem Banne der Illusion und reicht uns mit der Freiheit des Urtheils den Schlüssel zum Geheimnisse.

Eine Haupteigenthümlichkeit der Revolution von 1789 ist ihre Vaterlandslosigkeit. Jede andere Revolution hat ein Vaterland, hat Grenzen; sie allein kennt nicht nur kein Vaterland, sondern tilgt selbst die Grenzen von der Landkarte. Gleichzeitig aber begründet sie ein höheres, unbegrenztes Vaterland, eine gemeinsame Geistes-

heimat, zu deren Bürgern alle Erdensöhne berufen werden; hierin berührt sie sich mit den Umwälzungen auf dem Boden der Kirche: wie die deutsche Reformation nach Frankreich, England, Skandinavien übergriff und für sich warb, tritt die französische Revolution, die Netze nach Seelen auswerfend und Seelen erobernd, überall in Scene. Wie eine neue Religion geht sie auf Eroberung aus; wie eine Religion, die zur Weltreligion werden will, greift sie zur Predigt und zur Propaganda, wie eine Weltreligion ist sie intolerant. Sie bildet selbst eine Art neuer Religion, die keinen Gottesdienst und kein Jenseits kennt, die sich nicht auf das Ueberirdische, nur auf das greifbar Irdische richtet, nur für diesseits wirken will. Regungen der Liebe entsprossen, beginnt sie als Lehre der Befreiung, will aller Welt ihren Segen austheilen, allen Völkern jauchzt die jugendverklärte Freiheit zu: „Ich bin und ihr, meine Brüder, sollt auch sein!“ Selbst Frankreichs altem Erbfeinde England reicht sie die Schwesterhand in Versöhnung und Liebe. Wenn man der Revolution den Vorwurf gemacht hat, dass sie es versäumt, in Front gegen den Katholicismus zu treten und in Frankreich den Protestantismus zu proclamiren, so liegt darin eine directe Verkennung ihres Charakters: sie bedurfte weder des Protestantismus noch des Papismus; sie adoptirte keine Kirche, da sie selbst eine sein wollte. In seiner schrankenlosen Begeisterung für die Revolution bezeichnet Michelet als die Communion dieser Kirche den Aufschwung der Nation im Jahre 1790, als ihr Opfer den Krieg von 1792. Wie einst das Christenthum, als es von Bethlehem die Pilgerfahrt in alle Welten begann, so sieht die Revolution, deren Andenken die Enkel jetzt feiern, auf keine Nationalität, ist und wirkt international, prüft die Rechte der Menschen, gleichviel ob es Franzosen, Deutsche, Briten oder wer immer seien. Und gerade diese Neigung zur gesammten Menschheit, dieser Sammeldrang machte sie überall, wohin sie der Weg der Propaganda führte, so beliebt, liess sie, wo immer sie anklopfte, Proselyten finden; ihre Einwirkung auf das menschliche Gemüth führte ihr den Sieg leicht zu; die Zeit war eben reif, ihr die Herzen zu öffnen. Bei einer Religion von solch brausender Jugend und so elementarer Kraft liess sich ein Zusammenstoss mit dem selbstbewussten Christenthum nicht vermeiden, auch wich man beiderseits einem solchen nicht aus. Revolution und Christenthum stimmten zwar überein im Gedanken von der menschlichen Brüderlichkeit, legten ihn aber himmelweit verschieden aus. Das Christenthum sieht die Brüderlichkeit der Menschen in der gleichen Schuld Aller; die Sünde Adam's vererbt sich von

Geschlecht zu Geschlecht und ist die Schuld Aller, wie Christi Sühne die Sühne für Alle ist. Anders folgert die Revolution; ihr erscheint die Brüderlichkeit der Menschen als die gegenseitige Verpflichtung der Menschheit, als die Liebe des Menschen zum Menschen, als unterschiedloses Recht, als Gerechtigkeit für Alle; darum verwirft sie naturgemäss des heiligen Augustinus Lehre von der Gnadenwahl, in der sie eine Verdrehung des Glaubenssatzes von Gottes Gnade in den Satz von Gottes Willkür sieht; eine auf die Gnadenwahl gegründete Kirche widerspricht den sittlichen Zielen des Christenthums und wird zur Patronin der Ungerechtigkeit; wie kann sie ein schuldloses Kind schon in der Geburt verdammen für sein ganzes Leben und nach dem Tode dem Teufel verschreiben! Diesem Unrechte ohne Maass widersetzt sich die Gerechtigkeit, für die es nach der Ansicht Michelet's und seiner Glaubensgenossen Quinet, Chassin und Anderer im Christenthum keinen Raum gab; Jahrhunderte verbannt und unterdrückt, bricht sie im Jahre 1789 in der politischen und socialen Welt mit Urgewalt hervor; als endliche Reaction der Gerechtigkeit gegen die Religion der Gnade und gegen die Herrschaft der Gunst, als jüngstes Gericht nicht nur des 18. Jahrhunderts, sondern der Geschichte Frankreichs, der Geschichte des Erdballs, beginnt sie ihre Laufbahn, von blutigem Nordlichtscheine umstrahlt.

Meiner Behauptung, die französische Revolution trage einen entschieden internationalen Charakter und sei durchaus nicht an Frankreichs Scholle gebunden gewesen, steht keineswegs entgegen, dass sie nie völlig aufhörte, eine locale Revolution zu sein. Sie musste gerade in Frankreich und sonst nirgendwo losbrechen. In Frankreich hatte das *ancien régime* Halt und Stütze, Lebenskraft und Lebensrecht verloren; seine guten Seiten waren unleserlich geworden und nur dunkle Blätter fielen Jedermann ins Auge; nirgends in Europa zeigte sich die alte Staatsweisheit verbrauchter und überlebter, nirgends war der Hass gegen alles Feudale und alles Absolutistische grimmiger, nirgends war die Staatsmaschine brüchiger und darum so leicht umzustürzen, nirgends hatten die Lehren und Verheissungen der modernen Philosophie derart die Nation durchdrungen und gegen die Monarchie aufgereizt. Hier schaltete kein aufgeklärter Despotismus über dem Reiche wie in Preussen in der Person des grossen Friedrich, in Oesterreich in der Maria Theresia's, die der Nation und ganz Europa Achtung geboten; vielmehr verprassten nichtswürdige Repräsentanten des vornehmsten Königthums der Welt, des erstgeborenen der Christenheit, ein Regent Orléans, ein Ludwig XV. in Lustschwelgerei die Kraft

eines grossen Volkes, erlaubten sich jeden Frevel gegen Recht, Moral und Menschenwürde, das Volk aber wand sich in Wuth und Pein unter dem Drucke, den das königliche Willkürregiment und ein trotz seiner Ohnmacht übermüthiges, wegen seiner Ohnmacht doppelt verabscheutes Kastenwesen ihm auferlegten. Während in jenen Staaten alles gedieh, Industrie und Landbau blühten, der Sieg treu den Fahnen folgte, blutete Frankreich aus tausend Wunden; Schlaffheit, Indolenz und Theilnahmslosigkeit zerfrassen wie ein sicheres Gift das Volksleben, unauslöschliche Schande haftete seit der Niederlage bei Rossbach an dem Schilde des Heeres. In Frankreich brach das Königthum leicht zusammen, aber erst dem Genius eines Bonaparte war es vorbehalten, Europa den königlichen Traditionen zu entfremden.

Auf den Umstand, dass es in Frankreich zuerst zum Bruche mit dem Alten kam, hatte natürlich die Natur des Volkes bedeutenden Einfluss; mächtig machte sich geltend das reizbare und veränderungs-süchtige celtische Element, das von Zeit zu Zeit wieder aufstrebt und dem Frankreich noch 1871 die Greuel der Commune verdankte. Wenn sie heute der erklärte Feind jedes Gehorsams scheint, so setzt die französische Nation schon morgen eine derartige Leidenschaft in das Dienen, wie sie selbst die für die Knechtschaft bestgeeigneten Nationen kaum begreifen können; so lange Niemand Widerstand leistet, an einem Faden lenkbar, wird sie unleitsam, sobald irgendwo das Beispiel des Widerstandes eintrat. Derart muss sie stets ihre Gebieter täuschen, denn diese fürchten sie entweder zu viel oder zu wenig; sie ist aber nie so frei, dass man daran verzweifeln müsste, sie zu knechten, und nie so geknechtet, dass sie nicht noch ihr Joch zerbrechen könnte, und darum nennt sie Tocqueville: „die glänzendste und gefährlichste der europäischen Nationen, bestgeeignet, um wechselsweise zum Gegenstande der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, nie aber der Gleichgiltigkeit zu werden.“ Voll elastischer Kraft schwingt sich diese Nation aus der Knechtschaft auf zu Ideen höchster Freiheit, und gleich darnach unterwirft sie die halbe Welt dem eigenen Despotismus; sie lebt von Widersprüchen und lässt sich weit mehr von der Stimmung des Moments, als von festen Principien leiten, nach Art eines Kindes, nicht eines Mannes. Zwei Leidenschaften bewegen sie vor Allem, unauslöschlicher Hass gegen Ungleichheit, somit Liebe zu vollkommener Gleichheit, und der Drang nach Freiheit; aber die Gleichheit behielt stets den Vorzug vor der Freiheit. Als die Franzosen in der schonungslosesten Weise die Freiheit der Welt antasteten, als der Pöbeldictatur gegen-

über die Freiheitsliebe unhaltbar geworden war, als Bonaparte die Revolution fortgesetzt, zerstört und sich an die Spitze Frankreichs gestellt hatte, da luden die Franzosen gnadenlos den anderen Nationen unerträgliche Bürden auf und achteten nicht auf die Seufzer der Verschwachtenden; wo blieben da die Gedanken von Freiheit, Menschenrecht, Selbstbestimmung der Völker?

In den Tagen des Glückes und der Ordnung liebenswürdig bis zur Unwiderstehlichkeit, ist die französische Nation in Zeiten der Kriege und Stürme selbst von allen romanischen Schwestern die wildeste und erbarmungsloseste; kein Mittel erscheint ihr zu verwerflich, zu blutig, um das Ziel des Augenblickes zu erreichen; Ströme Blutes müssen fließen, eine Königsfamilie wird hingeschlachtet, um einem rasenden Volke Bacchanalien anzurichten; bald aber schleudert dasselbe unberechenbare Volk das schimmernde und bethörende Gewand der Freiheit weit von sich wie ein Nessoskleid und wirft sich Napoleon zu Füßen.

Seit den Tagen Richelieu's und Mazarin's stand über Frankreich eine allmächtige Krone, deren selbstbewusstester Träger Ludwig XIV. gewesen ist; wohl nie hatte ein Monarch höhere Vorstellungen, eine unbändigere Auffassung von königlicher Machtvollkommenheit, das Endziel seines Strebens war die Befriedigung seines Uebermuths und Dünkels; als ob das unheilige Feuer der Schmeichelei nie erlöschen dürfte, nährte ein serviler Hof ohne Unterlass Ludwig's Einbildung. Von der Kirche eingeschnürt und eingeeengt, wendeten sich Frankreichs Dichter und Denker zum Könige, opferten auf seinen Altären, erhoben ihn zum Lohne für Gnade und Gunst zum „Roi Soleil“; sie wie sein ganzes Volk setzten ihr Bestes ein, um ihn so mächtig und absolut zu machen, wie einst Dante die Könige wollte; den privilegierten Ständen abhold, sah das Volk in ihm den natürlichen Träger der Einheitsidee, und gerne ging er darauf ein, für den alleinigen Inhaber aller Autorität und aller Gunst, für den Herrn des Eigenthums und Lebens aller Franzosen zu gelten; er hielt sich für den Staat, für die Incarnation Frankreichs. Wenn das Volk auf ihn als den Hort der Gerechtigkeit, den unparteiischen Gegner jener Gnadenwahl hoffte, von der die Kirche sprach, so ging es in der Irre; auch er hatte wie Gott seine Auserwählten, er war nur der Gott seines Hofes und kannte nicht sein Volk, das draussen vor den Tempelhallen stand und duldete, den „Hiob der Nationen“. Ein solches Monarchenthum konnte sich nicht aus dem Boden der Nation heraus verjüngen, indem von da neuer Saft dem königlichen

Baume zuströmte, es blieb diesem Boden fremd; der König, der sich nicht für einen Menschen gleich seinen Unterthanen hielt, suchte seinen Platz nicht bei den Menschen, sondern auf der Sonnenhöhe, wo der ewige Weltenvater stand.

Schon in den Tagen des spanischen Erbfolgekrieges hätte, nach Quinet's Ansicht, der Blitz auf Frankreichs Regierung herniederfahren müssen, das Volk aber wäre langmüthig genug gewesen, noch ein Jahrhundert der Schuld zu den anderen zu legen, ehe es zur Rache und Vernichtung gegriffen. An den Namen des „grossen Ludwig“ hefteten sich nicht nur die stolzen Consequenzen blendenden Glanzes und europäischer Suprematie, sondern auch die weit nachhaltigeren des Ruins seiner Nation; seine Ruhmsucht, Kriegslust und Habgier stürzten sie in fortgesetzte Kriege, deren Folgen die gänzliche Zerrüttung der Finanzen, die Verfeindung mit Europa, die Isolirung Frankreichs waren. Die Aufhebung des Edicts von Nantes und die Dragonaden schlugen Frankreich unheilbare Wunden, für die kein Colbert, kein Vauban Arzneien wussten; schon in Ludwig's letzten Decennien ging der Nationalwohlstand beträchtlich zurück, die Wurzeln der Monarchie faulten, ihr Lebensbaum trocknete aus; Ludwig bezahlte seine Triumphe theuer mit dem Marke seines Volkes; die Provinzen erholten sich nie mehr, Lethargie, Stagnation, Niedergang zeigte sich allerorten, nur Paris schwang sich zu neuem Leben und Reichthum empor. Die Nation war übermüdet, ausgesogen, das Princip der Monarchie überspannt bis zum Excesse und in den Gemüthern gährte bereits die Revolution. In der ganzen Geschichte Frankreichs vor 1789 sieht ein Quinet die Herrschaft der baren Willkür, eine Periode, die nur des nationalen Fluches würdig sei; er sagt geradezu: so vergeblich, wie nach dem Steine der Weisen, forsche der Franzose, der in seiner früheren Geschichte etwas anderes als Willkür suche. Und mit dem Cynismus eines Barère wirft er die Frage auf: „Wie viel Blut hat das alte Frankreich ungestraft und ungerügt vergossen? Konnte es sich wundern, als das neue seinem Beispiele folgte? Konnte jenes Frankreich, das nur dem Erfolge huldigte und seine schreckliche Geschichte fatalistisch über sich ergehen liess, darüber staunen, dass ein Theil seiner Kinder den Erfolgen der Revolution zujauchzte und ihre Blutopfer pries?“ Michelet ballt die Faust gegen die Kirche und meint: „Wie viel Millionen Opfer verschlang die Inquisition und wie teuflisch verlängerte die Kirche durch menschliche Folterer ihr Leiden; was sind dagegen die 16.000 Opfer der Revolution, deren Leben keine Menschenhand zerschnitt, deren Ende eine Maschine

beschleunigte!" Sobald es sich in der Gesellschaft des ancien régime nur rührte, die dem Despotismus als Basis diente, so musste er zusammenbrechen; dann aber, wenn dies stolze Bauwerk fiel, öffneten sich seine Verliesse und man musste vor Denen erzittern, die wie Geister aus dem Grabe ihnen entstiegen; ein Volk von Heloten ward dann frei, welches die Freiheit nicht begriff, sie nicht benützen konnte, um auch sittlich frei zu werden und seine Geschicke verständig mitzuleiten, welches nur Frevel im Namen und unter dem Deckmantel der Freiheit beging, in wilder Leidenschaft Staat, Kirche, Eigenthum, Menschenrecht zerstörte, sich gegenseitig unter die Guillotine schleppte und nicht eher in seinem fluchwürdigen Treiben rastete, bis es, zu Tode gehetzt, ins Netz des kaiserlichen Jägers gerathen war.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

„Il me semble que l'univers va tomber sur moi.”

Louis XVI.

„Je ne croyais pas d'avoir épousé un bourgeois.”

Marie Antoinette.

Unter dem Fluche seines Volkes endete die lange und ruhmlose Regierung Ludwig's XV.; aus dem „Bien-aimé” von 1744 war ein „Tyran” geworden, die Monarchie hatte ihre werthvollsten Stützen, die Achtung und die Liebe der Unterthanen, eingebüsst und auf der Ruine des alten Frankreich stand der morsche Thron, den das neue Königspaar bestieg. „Le Roi est mort, vive le Roi!” In einer Zeit, die auf ihre Fahne schrieb: „Alles für das Volk, durch das Volk, mit dem Volk!” hätte nur ein eminenter König die Monarchie in Frankreich vor dem Einsturze retten können, die Forderungen der reformsüchtigen Zeit controlirend und aus dem Füllhorne seiner Gnade mit Maass und Beschränkung gewährend, ein Heinrich IV., der gewandt und kräftig, energisch und elastisch, erfinderisch und kühn, von Schlachtenruhm umstrahlt, der Nation Achtung gebieten und sie von ihr erzwingen konnte, gepaart mit ihrer leidenschaftlichen Liebe — zu Frankreichs Missgeschick besass Ludwig XVI., den sein Volk als „Le Désiré” begrüßte, nicht eine einzige dieser blendenden und hinreissenden Eigenschaften, stand weit unter dem Mittelmaasse geistiger Begabung und unter seiner Aufgabe, war, wie der geistvolle Sorel sagt, „ein Fürst nach den Illusionen der Zeit, ein Fürst der Idylle oder moralischen Erzählung, und hatte nichts von dem Helden der rohen Tragödie, die das Jahrhundert in sich trug.” So war es ihm nicht gegeben, durch einen Staatsstreich von oben die Revolution, die nicht ausbleiben konnte, unblutig zu vollführen, anstatt sie seinem zur Souveränität greifenden Volke zu überlassen; so musste er nicht um eigener Sünde, sondern um der gehäuften Sünden des ererbten

Königthums und Könignamens willen den Verbrechertod erleiden, musste der Märtyrer für die bourbonische Dynastie werden, deren reinster Sohn er gewesen ist.

Am 23. August 1754 in Versailles geboren, war Ludwig (August) der dritte Sohn des frommen Dauphins Ludwig aus der zweiten glückerfüllten Ehe mit Maria Josepha von Sachsen und Polen; er führte den Titel eines Herzogs von Berry. Als aber seine älteren Brüder im zarten Alter starben und ihnen der Vater am 20. December 1765 in die Gruft folgte, wurde Ludwig Dauphin. Bis dahin war er in streng geistlichem Sinne erzogen worden, Beten und Messehören waren seine Hauptbeschäftigungen; sein Gouverneur, der ehrenhafte Herzog de la Vauguyon, gewöhnte, den Jesuiten nahe affiliirt, den Prinzen an starrgläubiges, devotes Denken über Gott und Kirche und brachte ihm mangelhaftes, sowie meist unpraktisches Wissen bei. Sobald sein Vater und am 13. März 1767 seine treffliche Mutter gestorben waren, erhielt die Erziehung Ludwig's und seiner jüngeren Brüder einen absolut verschiedenen Charakter; Kurzweil und Lustbarkeit gewannen grossen Spielraum; Söhne aus den Häusern Noailles, Dillon, Lafayette, Montmorency und Andere theilten das Leben der Prinzen und vor ihren Ohren besprach man die Schriften der Atheisten Helvetius und Diderot, pries Voltaire und Rousseau und erging sich am absolutistischsten Hofe der Christenheit in freiheitlichen Phantasien, die bald ihre Verwerthung in Amerika und in Frankreich selbst finden sollten. Ludwig XV. konnte den Dauphin nicht leiden, behandelte ihn mit Kälte, besonders wohl weil derselbe seinen Abscheu gegen die Maitresse Gräfin Dubarry offen bekundete und deren Hass auf sich zog, und schloss ihn hermetisch von allen öffentlichen Angelegenheiten ab, anstatt ihn als Thronfolger darin zu unterweisen; so blieb der Dauphin zwar sittlich rein in einer Luft der Verführung und Immoralität, aber auch wie ein Kind unerfahren und unwissend für seinen Beruf. Er entbehrte aller Energie, eignete sich niemals etwas Gebietendes, Imponirendes an, hatte nichts vom Soldaten, nichts Strammes und Selbstbewusstes, sondern blieb lebenslang verlegen, linkisch, eckig, so dass er seinem an die bourbonische Grazie und Würde gewohnten Volke nie gefallen konnte. Auch im Denken war er schlaff, nervlos, unbeholfen, wie es sein beschränkter Gesichtskreis mit sich brachte; er lernte, weil er musste; er begriff schwer und entbehrte der Willensstärke, das beharrlich auszuführen, was er in sich aufgenommen hatte; wenn er ernste Arbeit hasste, so geschah dies nicht wie bei dem Grossvater aus Genusssucht, sondern lediglich aus

Mangel an geistiger Spannkraft und Vitalität; nach jeder geistigen Anstrengung ermattete er und seine Kenntnisse konnten nie zur Geltung kommen, da sein träger und alles Rückhalts entrathender Geist es nicht zuliess. An grossen Angelegenheiten nahm er kein Interesse, ging hingegen mit Vorliebe Kleinigkeiten nach, tummelte sich am liebsten auf der Jagd oder arbeitete in seinen Werkstätten als Uhrmacher und Schlosser, ohne einen Begriff vom Ernste der Lage. Ihm mangelte alles Selbstvertrauen, Niemand besass in geringerem Maasse sicheres Urtheil, Entschlossenheit des Charakters, und sein Bruder Provence verglich seine Natur mit geölten Elfenbeinkugeln, die man vergeblich zusammenhalten möchte. Aus Optimismus und aus Misstrauen in sich und Andere, aus Nonchalance liess er die Menschen thun, was sie wollten, und die Dinge ihren Lauf nehmen; er kannte weder die Verhältnisse noch die Personen, die ihn umgaben und mit denen er zu rechnen hatte. So schien er dazu geboren, dem Einflusse und den Einflüsterungen Anderer verfallen zu müssen; häufig genug gab er einem Rathschlage nach, wenn er auch richtiger fühlte und besser unterrichtet war, und die Einflüsse, denen er Macht über sich gab, befehdeten einander oft; bald leiteten ihn diese, bald jene, schon als Prinz, wie viel mehr als König! Da flog er wie ein Ball zwischen seinen Tanten und seinen Brüdern, zwischen den Hofparteien, Höflingen und Ministern umher, wenn er nicht zu den Füßen der Königin lag. Marie Antoinette ist meistens irrig beurtheilt, über- oder unterschätzt worden; wie sie ohne die Laster war, die ihre ungerechten Feinde ihr andichteten, so war sie auch ohne jene grossen Eigenschaften und Tugenden, die geblendete Freunde ihr nachrühmten.

Marie Antoinette (Antonie) Anna Josepha Johanna wurde in Wien am Allerseelentage, 2. November 1755, am Tage nach dem Erdbeben von Lissabon, als jüngste Tochter Kaiser Franz' I. und Maria Theresia's geboren, anfänglich gemeinsam mit ihrer Schwester Marie Karoline von der Gräfin Maria Judith von Brandis erzogen, hing mit zärtlicher Liebe an Eltern und Geschwistern, besonders an Marie Karoline, erregte aber häufig das Missfallen der grossen Mutter durch ihren Hang zu Albernheiten und kindischem Klatsch und liess sich von der Gräfin lieber verhätscheln als zum Lernen anhalten; auch als dieselbe 1767 ihr Amt an die Gräfin Maria Walburga von Lerchenfeld abgetreten hatte, gewann damit die Erziehung nicht allzuviel, der Unterricht blieb spärlich und oberflächlich, der höchste Werth wurde auf die Beobachtung religiöser Vorschriften gelegt.

Lebhaft und rasch fassend, lernte sie italienisch, englisch, lateinisch und vor allem französisch, was die Kaiserin besonders betonte, trieb Musik mit Gluck, der später zur Feier ihrer Schönheit „Armida“ componirte, und erblühte zu jener Schönheit, von der Lamartine sagt: „Sie war hoch gewachsen, ihre Bewegungen waren schwanenähnlich, bei ihrer Eleganz ging nichts von ihrer Majestät verloren. Ihr Haar war blond und seidenartig; es erinnerte den Betrachter an Titian's wogende Locken. Von hoher Ovalform war die Stirne, wie jene der schönen Töchter der Donau; die Augen himmelblau, worin die Stille und der Sturm der Seele den Blick abwechselnd schlafen oder Wellen schlagen liessen; die Nase ein klein wenig gebogen; der Mund österreichisch, der ihrer Familie, d. h. ein Gemisch von Stolz und Lächeln; das Kinn aufwärts gebogen. Ihre Farbe ward erhöht durch das kalte Klima des Nordens und eine unwiderstehliche Grazie war wie ein jugendlicher Duft über all ihre Züge ausgegossen.“ Und Horace Walpole schrieb von ihr, als sie Königin geworden: „Man kann für nichts anderes Augen haben als für sie: Hebe und Flora und Helena und Grazien sind, mit ihr verglichen, Gassendirnen. Mag sie sitzen oder stehen, so haben wir die Statue der Schönheit vor uns. Wenn sie sich erhebt, erhebt sich die personificirte Grazie.“ Maria Theresia dachte für Marie Antoinette frühe an den Dauphin und der französische Hof warf seit 1765 ein Auge auf ihre knospende Schönheit. Fürst Kaunitz bemerkte es mit Entzücken im Interesse der österreichisch-französischen Allianz, er liess durch den Botschafter Grafen Starhemberg in Versailles die ersten Fäden mit dem Premier Herzog von Choiseul anknüpfen, während Ludwig's Mutter, de la Vauguyon und Andere entgegen zu wirken suchten. Das Porträt der Erzherzogin von Duceux bezauberte Ludwig XV., der neue Botschafter Graf Mercy d'Argenteau unterhandelte fortgesetzt mit Choiseul und sandte 1768 den Abbé Vermond nach Wien, um die Erzherzogin in der französischen Literatur zu unterrichten; aus Vermond's Berichten erfahren wir, wie leicht die Erzherzogin zerstreut und wie weit sie noch in allem zurück war, aber auch wie ihr Charakter, Herz und Verstand, vereint mit dem Liebreize ihres Aeusseren, alle Welt entzückten. Nachdem am Ostermontage der Botschafter Marquis Durfort in Wien feierlich bei Joseph II. und Maria Theresia angehalten, erfolgte in der Augustiner Hofkirche am 19. April 1770 durch den Nuntius Visconti die Trauung mittels Procuration; Erzherzog Ferdinand, der Bruder der Braut, vertrat den Dauphin. Mit Starhemberg verliess die Fürstin am 21. Wien,

ihr theures heissgeliebtes Wien, Stunden weit von den Landsleuten unter Thränen begleitet; in Melk nahm Joseph II. von ihr Abschied. Ihre Mutter gab ihr die besten Instructionen für ihre Zukunft mit und beauftragte, voll banger Sorge um dieselbe, Mercy, ihr geheime Berichte zu erstatten, die selbst Joseph und Kaunitz unbekannt bleiben sollten; Mercy erledigte sich dieser Aufgabe voll Eifer und seine Berichte (von Arneth und Geffroy publicirt) sind die werthvollste Quelle über Marie Antoinette von 1770 bis 1780. Die Ausschmückung des Zeltes in Kehl, der letzten deutschen Stadt, mit Scenen der Greuelgeschichte Jason's und Medea's erschien Goethe höchst unschicklich und wurde später als Omen verwerthet.

Die Reise der Tochter Habsburgs durch Frankreich glich einem Triumphzuge; überall jauchzte das Volk ihrer bestrickenden und doch so unschuldigen Schönheit entgegen. Ludwig XV. empfing sie in Compiègne am 15. Mai voll Huld und unterlag ihrem reinen Zauber, der so sehr von der dreisten Schönheit der Dubarry entfernt war; der Dauphin begrüßte sie mit linkischer Artigkeit und am 16. Mai fand in Versailles unter Entfaltung unendlicher Pracht die Trauung statt, am 30. der Einzug in Paris. Hier kannte der Jubel keine Grenzen und mit echt französischer Galanterie bat der Obersthofmeister die Dauphine mit den Worten: „Madame! 200.000 Liebhaber stehen unten!“, auf dem Balcon zu erscheinen. Fest reihte sich an Fest, man veranschlagte die Gesamtkosten, wohl übertrieben, auf 20 Millionen; während aber bei der Einsegnung in Versailles Donnerschläge ertönten, verunglückten bei einem Feuerwerke in Paris Hunderte von Menschen auf derselben Place Louis XV., die einst das Blut des jungen Paares trinken sollte, und die Leichen fanden ihr Grab auf demselben Friedhof der Madeleine, wohin der Convent die Leichen von König und Königin schaffen liess. Welcher Zufall und welche Contraste!

Vorerst bezauberte die Dauphine durch Haltung, Rede und Gewandtheit alle Welt; und doch stand sie auf wankendem Boden von dem Tage an, da sie, das echte Naturkind, in Frankreich erschien; der treue Mercy konnte die Besorgniss nicht unterdrücken, die grenzenlose Ungelenkigkeit ihres Gemahls würde ihr Widerwillen gegen ihn einflößen und intrigante Hofleute möchten ihr Fallen stellen; auch Maria Theresia fürchtete mit ahnendem Mutterherzen die Jugend ihrer Tochter, ihre Zugänglichkeit für Schmeichelei, ihre Trägheit und Abneigung gegen ernste Beschäftigung, und schrieb in diesem Sinne beständig mahnend und unterweisend an ihre Tochter,

wie an Mercy. Des Dauphins gute Eigenschaften lagen unter so unliebenswürdiger Hülle verborgen, dass Marie Antoinette viel Mühe haben und mit feinem Verständnisse operiren musste, um allmählich Eingang zu finden und sie zu entdecken; mit ihrem liebewarmen und liebebedürftigen Herzen begegnete sie bei ihm nur Misstrauen, Verschlossenheit, Kälte, mit ihrem neckischen, witzigen, immer heiteren Sinn, ihrer überströmenden Lebenslust, ihrem mit vollen Zügen geniessenden Temperament nur Pedanterie, Langeweile und übler Laune; was lag ihm an einer anmuthigen, witzig plaudernden Frau; ihn regte weit mehr eine wohlbesetzte Tafel an. Und seine Tanten, des Königs Töchter, Mesdames de France, die auf den Dauphin grossen Einfluss ausübten, waren kühle Priesterinnen der Etiquette, engherzig, langweilig, verbittert und verdachten der Dauphine ihre natürliche Heiterkeit, ihren Wiener Frohsinn, sobald sie sich ihrer Herrschaft entwunden hatte. Der König hatte sie voll Güte empfangen und Maria Theresia erhoffte von Marie Antoinette's Persönlichkeit eine enge Befestigung der österreichisch-französischen Allianz; da sie aber zu ehrlich und zu stolz war, um der allmächtigen Dubarry zu schmeicheln, sie vom Hofe verdrängt wissen wollte und sie als „dümmste und frechste Creatur“ charakterisirte, so hasste diese den „kleinen Rothkopf“, der trotz aller Ermahnungen der Kaiserin sie die höchste Ungnade und Verachtung fühlen liess. Von vornherein begegnete ihr mit Abneigung des Dauphins Bruder, der Graf von Provence, ein Gegner der österreichischen Allianz, und sie vergalt ihm mit gleicher Münze; man behauptet, er habe sie seitdem systematisch verfolgt und ihre Frauenehre verdächtigt. Der jüngere Bruder, der Graf von Artois hingegen, der glänzende Cavalier des Hofes, der Heinrich IV. imitirte, huldigte ihr in unvorsichtiger Bewunderung. „Eine Schar von Höflingen, gross nur in der Kleinheit, ebenso ehrlos wie ehrsüchtig, in Parteien gespalten, die einander unermüdlich bekämpften, aber die feindseligen Streiche nur hinterrücks führten“ (wie Heigel sagt), vervollständigte die Bühne, auf der die Dauphine nun spielen sollte. Maria Theresia liess in ihren Ermahnungen nicht nach und brachte sie gar manchmal in schroffem Tone vor; sie warnte vor zu viel Zerstreuungen und Ausgaben, vor unziemlicher und unkluger Bevorzugung einzelner Personen, vor Günstlingseinflüssen, vor Einmischung in die öffentlichen Geschäfte, empfahl ernste und nützliche Beschäftigung, gute Lectüre unter Vermond's Leitung, Herzlichkeit für die königliche Familie, Huld für ihre Umgebung; sie wünschte, die Dauphine solle zuvorkommender gegen die Deutschen am Hofe

sein, nicht den französischen Esprit überschätzen und nicht denjenigen altfränkisch finden, der nicht durch Witz und Ironie glänze; immerfort erinnerte sie die Tochter daran, sie solle stolz auf ihr Deutschthum sein, nicht die französische Leichtfertigkeit annehmen, sondern deutsch bleiben. Und von dem Momente an, da ihre Tochter die Krone trug, die sie ihr verschafft hatte, steigerte sich die Eindringlichkeit der Mahnungen und Zurechtweisungen seitens der Kaiserin immer mehr; sie missbilligte die Leichtfertigkeit, mit der Marie Antoinette, ohne sich je zu vergehen, verfuhr, ihren Gemahl hintansetzte, die Günstlingswirthschaft gedeihen liess, ihr tolles Jagen nach Vergnügungen und ihre allmähliche Schuldenmasse, und zankte sie aus, als sei sie noch die kleine Erzherzogin von ehemals; leider blieben ihre Mahnrufe meist unerhört. Hingegen leistete Marie Antoinette, sobald sie auf dem Throne sass, ihrer Mutter die werthvollsten politischen Dienste, wirkte voll aufopfernder Hingebung für ihr Haus und ihr Heimatland, vertheidigte die österreichischen Interessen, wo sich Gelegenheit bot, und steigerte dadurch die Abneigung, die von Anfang ihres Erscheinens ein grosser Theil Frankreichs ihr als „Autrichienne“ entgegen trug. Die österreichischen Ehen waren in Frankreich verhasst, weder Elisabeth's, noch Anna's, noch Maria Theresia's erinnerte sich die Nation mit Liebe. Choiseul aber war unbeliebt, weil er wieder eine Erzherzogin nach Versailles geführt; der Dauphin hegte gegen ihn dasselbe Gefühl und enthielt sich jeder vertraulichen Annäherung an die liebreizende Gattin, die zu lieben und geliebt zu werden verlangte. Der Sturz Choiseul's, das Werk der Dubarry, zu Weihnachten 1770 entzog Marie Antoinette den einzigen Rückhalt, denn für den Kanzler Maupeou, den Minister Herzog von Aiguillon und Andere, unter ihnen die mächtigen Rohans, war sie die missliebige „Autrichienne“; diese aber herrschten jetzt nicht nur unter der Aegide der Dubarry, sondern zogen den Dauphin in ihre Interessen, und mit Schrecken sah Maria Theresia, die Mutter und die Politikerin, die Unfruchtbarkeit der Ehe. Was die Dauphine that, wurde missdeutet; jung, schön, voll Leidenschaft für das Vergnügen, trug sie ihre Lebenslust offen unter die Menschen und tanzte ahnungslos auf einem Vulkan; natürlich bis zur Unbesonnenheit, naiv bis zur Ausgelassenheit, ein echtes Kind des keuschen Wiener Hofes, wollte sie die dort herrschende harmlose Lebenslust und Frohnatur an den entartetsten Hof der Christenheit übertragen, der sorglich darauf hielt, seine Laster mit der Maske strengster Etiquette zu verhüllen; beständig durchbrach sie, echt menschlich und echt jugendlich, die Barrière

dieser steifledernen Etiquette, und ihre von Vermond noch genährte Spottlust fand ein Lieblingsthema an der sie tödtlich langweilenden Oberhofmeisterin von Noailles, die sie als „Madame l'Etiquette“ charakterisirte. Auch die industrielle Welt war ihr frühe gram, denn anstatt der seidenen und sammetnen Stoffe, die Lyon, Paris u. s. w. producirten, trug sie mit Vorliebe flandrische Leinwand und flandrische Spitzen, führte beides in den Hofgebrauch ein und ihre Feinde tadelten die leichten Linnenkleider als ein Theatercostüm. Den Warnungen ihrer verehrten Mutter ungeachtet, schenkte sie Gunst und Vertrauen meist wenig Würdigen; sie prüfte die Menschen nicht auf den Charakter, sondern urtheilte nach der Durchschnittsweise der Frauen, nach dem Scheine, und erlebte darum Täuschung auf Täuschung.

-So waren Fürst und Fürstin geartet, die jetzt am 10. Mai 1774 den Thron Ludwig's XV. bestiegen und sich ängstlich zuflüsterten: „Gott schütze uns; wir kommen zu jung zur Regierung.“ Triumphirend meldete die jugendliche Königin ihrer Mutter, Ludwig XVI. habe sofort „die Creatur“ ins Kloster geschickt und alles vom Hof verjagt, was den scandalösen Namen Dubarry trage; Maria Theresia missbilligte diese Behandlung in echter Weiblichkeit. Die Nation begrüßte das Herrscherpaar mit Begeisterung, in seinen Zügen las sie die Verheissung einer glücklichen Zukunft, sie hoffte auf entschiedene Abkehr vom Absolutismus in seinen Härten, auf Abhilfe aller Uebel und kannte in ihren Erwartungen kein Maass. Ludwig aber war rath- und hilflos, Marie Antoinette nicht dazu angethan, ihm eine Stütze zu bieten; denn wenn sie auch den vollen Stolz der Habsburgerin besass, auch mehr politischen Willen in sich trug, als ihr viel weniger männlicher Gatte, so entrieth sie doch aller politischen Haltung und war zum Herrschen unfähig. Schwache Regierungen spielen meist um ihre Existenz, wenn sie das schwere Joch auf den Schultern ihres Volkes zu erleichtern suchen; erst im Momente, da ihre Hand es lockert, empfindet das Volk den Druck in seiner vollen gehässigen Wucht; es erhebt alsbald das Haupt, um das Joch, das jetzt so leicht abzustreifen ist, abzuwerfen, und den bisherigen Gebietern droht die Rache. Ludwig machte lauter Experimente mit Reformen und ging dabei zugrunde. Stets von den besten Absichten beseelt und stets der Ueberzeugung, das Beste auszuführen, ordnete er gar oft das Aller- verkehrteste an; während er das Willkürregiment abstellen wollte, griff er selbst manchmal aus barer Schwäche dazu; während er am Hofe sparen wollte, duldete er die maasslose Verschwendung seiner Gemahlin und seiner Brüder; während er die privilegierten Stände zu

den nöthigen Reformen bekehren und zwingen wollte, hielt er mitten auf dem Wege ein und erneuerte, obwohl der Vereinigung aller Classen holder als irgend ein Bourbon, die alte Maxime „Divide et impera!“ und die alten Missbräuche; zeigte er in seinen Erlassen der aufmerksam lauschenden Nation gleichsam mit dem Finger, wie schmähhch sie missleitet und misshandelt worden sei, so kehrte er alsbald zu denselben gehässigen Maassnahmen zurück, die er als verwerflich, unerträglich, ja ihrer unwürdig charakterisirt hatte. Voll Wohlwollen, voll landesväterlicher Güte, voll der edelsten Absichten, entbehrte er jeder Action und jeder Ausdauer, verabscheute Strenge und Härte in seinen Maassregeln, wich unköniglich zurück, wo es galt, den Widerstand mit dem Scepter zu brechen, besass nur häusliche, keine politischen Tugenden, konnte nicht wie Ludwig XIII. einen Richelieu finden, der für ihn herrschte, und war auch zu sehr Bourbon, um die Rolle eines britischen Monarchen seinem Range angepasst zu glauben; „so wusste er“, wie Sorel sagt, „zu lieben, zu verzeihen, zu leiden, zu sterben; er wusste nicht zu regieren“. Ich möchte sein Wesen in dem Worte zusammenfassen: Er war ein Herz, kein Geist. Gross ist Ludwig nur im Martyrium geworden; ohne allen activen Muth, hat er dann passiven Heroismus bewiesen, und ebenso ist Marie Antoinette erst im Leiden und im Tode zu jener rührenden und zugleich erhabenen Grösse emporgestiegen, die uns unwiderstehlich zu ihr hinzieht; der ewig tändelnden, von Unbesonnenheit zu Unbesonnenheit eilenden, in Lustbarkeit unersättlichen Königin im Idyll von Trianon würde dies nicht gelungen sein.

Das königliche Paar suchte sich populär zu machen, Marie Antoinette verzichtete auf die übliche Steuer der Ceinture de Reine, und galant sang man ihr zu:

„Vous renoncez, aimable souveraine,
Au plus beau de vos revenus,
Mais que vous servirait la ceinture de reine?
Vous avez celle de Vénus!“

Dass sie jedoch ihrem Hange zu Spott und Satire nachhing, vermehrte die Schar ihrer Feinde; nicht nur in Versailles besass sie solche und ein Vers mahnte sie:

„Petite reine de vingt ans
Qui traitez si mal les gens
Vous repasserez la barrière.“

Es gab in London eine von Franzosen geleitete Pamphletfabrik, die es sich zur Aufgabe stellte, die „Autrichienne“ dem all-

gemeinen Hasse zu überliefern; die frivolsten Anekdoten erreichten bald das Ohr Maria Theresia's und vergebens suchten Marie Antoinette wie Graf Mercy ihr deren schlimme Wirkung auszureden; sie ahnte das Schicksal ihres Kindes! Und dies Kind war so unüberlegt, mit dem Grafen Artois alle Hebel anzusetzen, bis die vernichtenden Komödien eines Beaumarchais auf der Versailler Hofbühne erschienen und Zündstoff auf Zündstoff häuften. Des Hofes Glanz berauschte die Frau von zwanzig Sommern; von ihrem Gatten vernachlässigt, ja gemieden, sehnte sie sich nach Zerstreuung, liebte es, unter das Volk zu gehen und sich umjubeln zu lassen; sie machte ländliche Spaziergänge, was bei einer Königin von Frankreich und Navarra unerhört war, besuchte incognito die Opernbälle und sagte, eine Königin bedürfe inmitten ihres Volkes keines Schutzes. Sie ersann Moden, machte in der Hoftracht Revolution; sie gab sich im Geiste der Zeit einer philosophischen Betrachtung der Dinge hin und philosophirte über Religion, was dem Herkommen des Hofes zuwider lief; sie that alles nach ihrem Wohlgefallen, „*car tel est notre plaisir!*“; Maskeraden, Schlittenpartien, Feste jeder Art sollten das Gespenst der Langweile verscheuchen. In den schönen Gärten von Marly tummelte sie sich wie ein Reh und ihre Freude war so harmlos, aber sie entging nicht den Zungen der Verleumdung; ihre nächtlichen Gänge, um den Sonnenaufgang sehen zu können, wurden in der schändlichen Satire „*Le Lever de l'Aurore*“ verlästert. Die Schülerin Gluck's, den sie bei seinem Aufenthalt in Frankreich mit Huld überhäufte und gegen seinen Rivalen Piccini stützte, wirkte häufig in den Concerten zu Versailles mit, sang gerne oder spielte Harfe und alle Welt sang ihr das Lied vom „*Pauvre Jacques*“ nach. Der König schenkte ihr Klein-Trianon, ein Miniaturpalais, wo sie am liebsten weilte, ihren Blumen und ländlichen Genüssen nachgehend und der Etiquette mit ihren Fesseln entrinnend; hierhin lud sie nur ihre Freunde, d. h. die, welche sie dafür hielt, ein; hier gestaltete sie alles nach ihrem feinen Geschmacke um; hier war ihre Idylle; sie errichtete ein Liebhabertheater und führte nicht nur die Intendanz, sondern spielte selbst Soubrettenrollen, unbekümmert um die hämischen Verdächtigungen und Verleumdungen. Vergebens warnte sie der getreue Eckart Mercy, vergebens rief ihr Maria Theresia ins Gedächtniss, sie vergesse ihre Stellung als erste Königin Europas um „dieser verwünschten französischen Leichtfertigkeit mit ihrem Schnickschnack“ willen. Stets unvorsichtig in der Wahl ihrer Vertrauten, umgab sie sich in Klein-Trianon mit wenig ehrenwerthen Charakteren neben gewöhnlichen

Intriguanen und Libertins wie Coigny, Lauzun, Besenval und Anderen, und die Wahl der Gräfin Jules Polignac, die vom alten Hofadel ohnehin als *femina nova* angesehen wurde, zur intimsten Freundin brachte ihr nur Schaden, der Familie Polignac aber ungeheure Gelder und Güter; dafür leisteten die Günstlinge der Neigung der Königin für hohes Spiel Vorschub; trotz der Abneigung des Königs konnte die Königin halbe Nächte damit verbringen und Schulden machen. Neben diesen Hofschranzen erhob sich die edle Gestalt der Prinzessin von Lamballe, der Oberintendantin des Hauses der Königin, die aber manchmal trotz ihrer idealen Freundschaft für ihre Herrin von Frau von Polignac zurückgedrängt wurde.

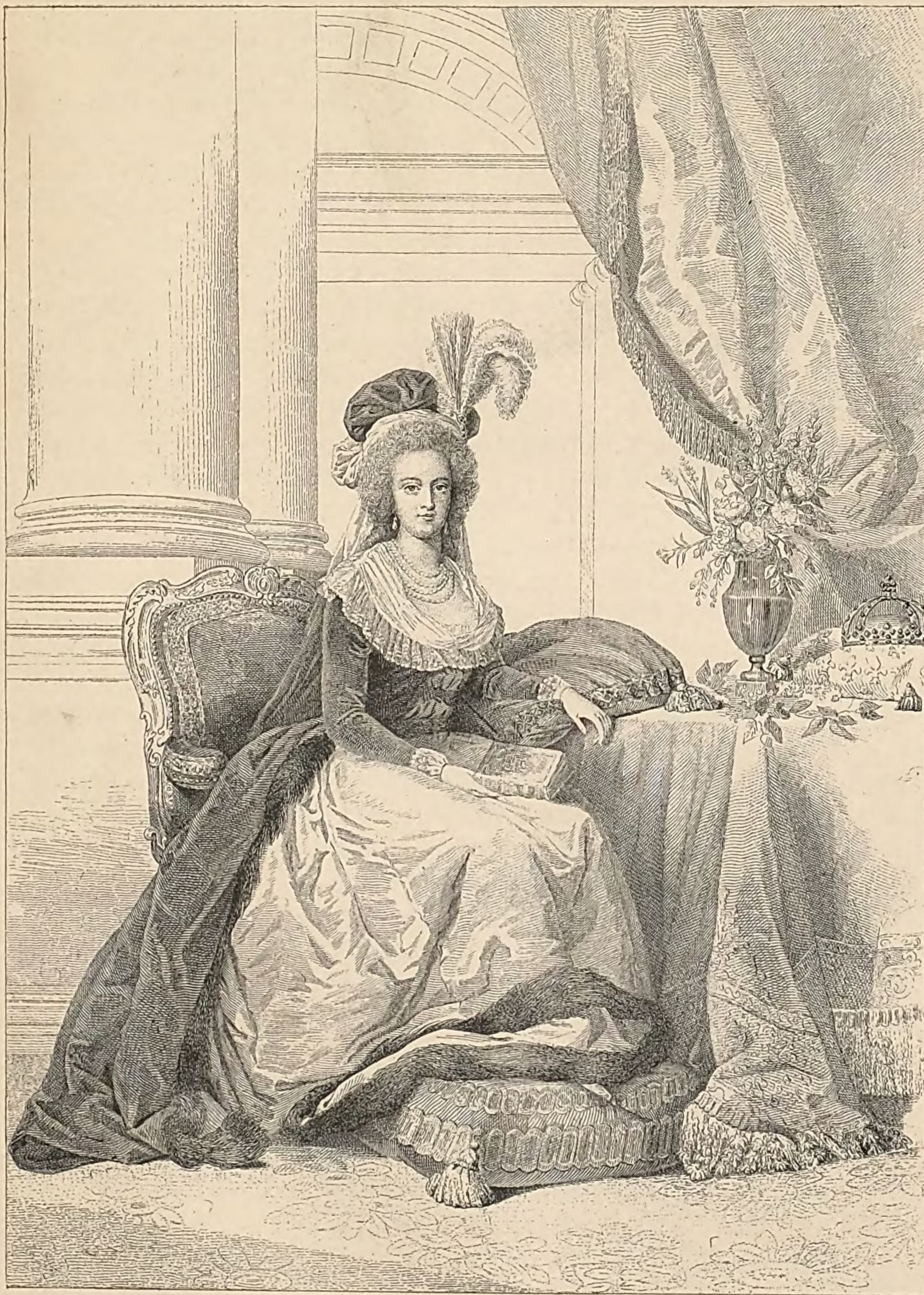
Hatte früher Marie Antoinette ihren Entschluss betont, sich nie in die Staatsgeschäfte mischen zu wollen, so wurde sie ihm frühe untreu und versuchte ihrem Einflusse Geltung zu verschaffen, was ihre Familie in Wien trotz des Nutzens, den Marie Antoinette ihr damit bringen musste, in hohem Grade tadelte. Umsonst bemühte sie sich für die Zurückberufung Choiseul's, des Stifters ihrer Heirat; Ludwig XVI. war ihm gram und berief auf den Rath seiner Tante, Madame Adélaïde, „den Papagei der Regentschaft“, den Ränkeschmied Graf Maurepas, nach Entlassung der verhassten Minister seines Vorgängers, als Premierminister; alsbald übte dieser Greis den unheilvollsten Einfluss auf den königlichen Jüngling, machte ihn unselbstständig, trieb ihn zu lauter halben Maassregeln und Inconsequenzen an, verhinderte auch die Verlegung der Residenz nach Paris, die Marie Antoinette, um das Königthum dort populärer zu machen, befürwortete; es war Maurepas, einem echten Courtisan des *ancien régime*, nur um Gunst und Macht am Hofe, nicht um das Wohl Frankreichs und das Heil Ludwig's zu thun.

Vom Ministerium hielt er manchen kräftigen Geist zurück, um nicht im Regieren gehemmt zu werden; doch kamen einige Männer von Bedeutung hinein; das auswärtige Amt erhielt der ehrenhafte Graf Vergennes, der zwar kein Genie, aber klares Urtheil, Geschäftserfahrung und Patriotismus besass; Turgot wurde mit der Marine, aber schon am 20. Juli 1774 mit den Finanzen betraut. Ludwig XVI. war vom Vater und von Vauguyon im Widerwillen gegen die Physiokraten auferzogen worden, Turgot aber war ihr Führer, und trotzdem führte Beide das heisse Verlangen, Frankreich glücklich zu machen, einander zu. Ein genialer Kopf, wollte Turgot eine Umgestaltung Frankreichs, und während all seine Pläne auf Einheit in Nation und in Regierung abzielten, begann er seine Thätigkeit mit Reformen auf

dem ökonomischen und socialen Boden; er wollte keinen Bankerott, keine Erhöhung der Steuern und keine Anleihen, forderte Ersparungen und Beschränkung der Bereicherung der Höflinge, wünschte die ländliche Arbeit und den ländlichen Besitz von Lasten zu befreien und die Feudalität zu beseitigen, alle Privilegien und Frohnden auszumerzen; Handel und Verkehr im Innern des Reiches sollten frei werden von Binnenzöllen und Barrièren, Wegfrohnden und Zünfte wegfallen, durch Provinzialversammlungen sollte die Nation an das öffentliche Leben gewöhnt und zur Rückkehr der Reichsstände reif gemacht werden. Sein Hauptbestreben war eine gleiche Besteuerung aller Stände, eine Grundsteuer von allen, was im damaligen Frankreich für unmöglich angesehen wurde. So wollte der grosse Aufklärungsminister, der sich in idealer Ueberschätzung der öffentlichen Meinung und des Königthums zur Verkennung der gegebenen Verhältnisse hinreissen liess, wie unser Freiherr vom Stein auf socialen Reformen politische begründen und die Revolution durch Ordonnanzen von oben ausführen. Wie eine Abschlagszahlung hierauf konnte am 21. September das Erscheinen des Staatsrathsbeschlusses vom 13. d. M. angesehen werden, der den Getreide- und Mehlhandel im Innern freigab.

Obwohl Politik und Vernunft dagegen sprachen, rastete Ludwig nicht, bis er die vom Vorgänger beseitigten Parlamente zurückberufen hatte (12. November); es war ein unheilvoller Schritt! Verblendet feierten ihn Hof und Nation als gemeinsames Freudenfest, Turgot hielt sich jedoch davon fern. Er hatte übergenug zu thun. Jetzt zettelte Maurepas 1775 den „Mehlkrieg“ gegen seine Reformen an, er aber bändigte bald die Meuterei. Während der Krönungsfeier in Rheims, 11. bis 15. Juni 1775, suchte Choiseul bei Marie Antoinette auf Turgot's Beseitigung hinzuwirken, Mercy aber hielt sie von solchen Schritten zurück und Ludwig stand fest zu dem Reformminister. Dessen Stellung befestigte sich, wie er annahm, wesentlich durch den Eintritt seines hochherzigen Freundes Lamoignon de Malesherbes, eines unsträflichen Mannes, in das Ministerium; Malesherbes übernahm das Staatssecretariat und das Ministerium des königlichen Hauses, freilich mit grossem Widerstreben; im Einvernehmen mit Turgot stellte er sein Programm auf und hob darin als Hauptforderungen hervor: Recht und Freiheit für Jedermann, Vertheidigungsrecht für die Angeklagten, Press- und Gewissensfreiheit, persönliche Sicherheit für Alle, Erneuerung des Edicts von Nantes, Abschaffung der Lettres de cachet und der Tortur. Er visitirte selbst die Staatsgefängnisse und leerte sie. Aber eine feste Stütze für Turgot wurde Malesherbes

doch nicht, ihm fehlte nerviges Handeln und staatsmännische Festigkeit, besonders gegenüber der Begehrlichkeit des Hofes und der Empfindlichkeit der ihm anfangs abholden Königin; dass er schon im April 1776 um seine Entlassung einkam, erschütterte vielmehr Turgot's Stellung, die ohnehin wankend geworden. Es war Turgot im Januar und Februar 1776 gelungen, durch sechs Reformedictes die Wegfrohnenden, Zünfte etc. beseitigen zu lassen, die Privilegirten hatten damit eine Niederlage von Gewicht erlitten; Turgot gründete die so segensreich wirkende Discontocasse und machte den Weinhandel, eine Haupteinnahmequelle Frankreichs, frei; gleichzeitig hielten er und Vergennes den Hof zurück, sich voreilig in die Wirren Grossbritanniens mit seinen amerikanischen Colonien zu verstricken, und es war dies nicht leicht bei der Abenteuerlust, die sich der Hofjugend bemächtigte; aber was sollte Frankreich bei seinen zerrütteten Finanzen, dem schlechten Zustande von Heer und Marine in einen Krieg eintreten, der gewiss mit dem Verluste der Colonien für Grossbritannien abschliessen musste! Die Forderung gleicher Besteuerung aller Stände brachte die privilegirten Classen gegen Turgot in Harnisch; sie, wie das Parlament, der Hof, die Königin und Maurepas wandten sich gegen ihn; sein ergreifender Brief an Ludwig (30. April) mit der unverblünten Anklage auf Schwäche beleidigte Ludwig, weil sie zutreffend war; die Affaire Guines erbitterte Marie Antoinette derart, dass sie sogar die Einsperrung Turgot's beantragte. Am 11. Mai 1776 entliess Ludwig Malesherbes, am 12. Turgot, den letzten Minister, an dessen Redlichkeit alle Welt glaubte und der kein anderes Interesse als das des Staates kannte; an diesem Tage verspielte der königliche Schwächling seine Zukunft, die Nation verlor das Vertrauen zu den Bourbons; sie erkannte ihre Unfähigkeit, die für nothwendig erklärten Reformen auszuführen; Turgot selbst sah, seinem Traume grausam entrissen, König und Reich zugrunde gehen. Ludwig wollte keinen Umbau Frankreichs, wie ihn Turgot erträumte, denn er war Absolutist und nicht gewillt, seine Macht zu theilen; er stand mit Herz und Seele im alten Frankreich, Turgot dachte modern! Während Marie Antoinette sich über den Sturz Malesherbes' und Turgot's unverholen freute, tadelte der besorgte Graf Mercy ihre unheilvolle Einmischung; seine Berichte an Maria Theresia riefen zwar scharfe Rügen der Kaiserin und Kaiser Joseph's II. für die Königin hervor, doch blieben sie bei ihrem leichtfertigen und oberflächlichen Wesen wirkungslos. Auch als Joseph den Versailler Hof 1777 besucht hatte, erschien ihm die Schwester trotz ihrer blendenden Schönheit ein windiger Kopf,



Marie Antoinette.

Original von Vigée-Le Brun von 1788 in der Gal. histor. von Versailles

Reproduction nach dem Stiche von Geile.

in dem nur Vergnügungslust lebe; besorgnissvoll betrachtete er die Zukunft der ihm so Theuren.

Maurepas hatte nach Turgot's Abgang den Titel eines Chefs des Finanzraths erhalten, der unfähige de Clugny die Finanzen geleitet, d. h. das ganze Werk Turgot's zerstört, Frohnden und Zünfte wieder eingeführt und sein Nachfolger Taboureaux de Réaux (seit October 1776) war so unbrauchbar, dass ihm Maurepas schon am 22. October den Financier Necker zur Seite stellte. Necker's Verwaltung werden wir des Näheren zu schildern haben; hier sei nur erwähnt, dass ihm das Königspaar gewogen war. Das Ehebündniss Ludwig XVI. war bisher unfruchtbar geblieben, endlich brach das Eis, das sich um sein Herz gelagert und ihn der Freundin Choiseul's fern gehalten hatte: die Liebe vereinigte sie. Unter allgemeinem Jubel erblickte als ihr erstes Unterpfand 1778 Madame Royale das Licht, von der übergelücklichen Grossmutter mit ihrem Namen beschenkt; 1781 kam der Dauphin, 1785 ein zweiter Prinz und 1786 Madame Sophie zur Welt, von denen Letztere schon nach einem Jahre verschied. Zumal seit der Geburt des Dauphins war der Einfluss der Königin auf den König unbestritten und mit der Zeit allvermögend; aber zum Regieren ganz unbrauchbar, wurde sie selbst das Werkzeug der Polignacs und anderer Ehrsüchtigen, verschaffte ihnen Geld, Gut und Stellung ohne Maass und Ziel, führte den glänzendsten Hofhalt und entfremdete sich immer mehr die Volksgunst, die ohnehin der Autrichienne wenig hold war; hatte sie doch ihren Bruder Joseph, der ihre Mitwirkung für seine Gelüste nach Bayern in Anspruch nahm, bei ihrem Gemahle warm unterstützt, die Absetzung Vergennes' und seiner Genossen, Choiseul's Berufung verlangt, um freilich eine eclatante Niederlage zu erleiden; Frankreich blieb nicht nur neutral im bayerischen Erbfolgekriege, sondern erzwang auch mit Russland 1779 den Teschener Frieden; es hatte genug mit dem Seekriege an der Seite der Colonien gegen ihren Mutterstaat Grossbritannien zu thun und konnte keinen Landkrieg um österreichischer Interessen willen brauchen. War ja merkwürdig genug das älteste Königthum in Allianz mit der jüngsten Republik getreten! Die vornehme Jugend Frankreichs, des absolutistischsten Staates der alten Welt, hatte sich für die praktischen Pfadfinder politischer Freiheit jenseits des Oceans begeistert, die Lafayette, Custine, Berthier, Lameth, Gouvion und Noailles hatten unter Rochambeau ihr Blut für Amerika verspritzt und die öffentliche Meinung in Frankreich, sonst mit diesen Vertretern Altfrankreichs im Hader, war mit ihnen einig für diesen

Krieg eingetreten, der Frankreich enorme Summen kostete und mit den kleinen Errungenschaften des Pariser Friedens (3. September 1783) zu theuer bezahlt war. Necker war damals längst nicht mehr am Ruder; er war, in seiner Eitelkeit verletzt, trotz der Bitten Marie Antoinettens 19. Mai 1781 abgetreten, obwohl er gut daran gethan hätte, Maurepas' Ende abzuwarten. Dieses trat im November 1781 ein und Ludwig, der keinen Premierminister mehr nahm, gerieth seitdem in immer augenscheinlichere Abhängigkeit von der Königin, der Maurepas bisher entgegengearbeitet hatte.

Joly de Fleury, den Ludwig XVI. zu Necker's Nachfolger berief, war dem Schosse des Parlaments entnommen, um dies zu willigerer Einregistrierung der Auflagen zu bewegen; er war in Finanzsachen Idiot, beging alle Fehler Necker's, ohne einen seiner Vorzüge zu besitzen, stellte sofort Necker's Provinzialversammlungen ab und erregte, ohne allen Credit bei der Börse, allgemeine Unzufriedenheit. Der boshafte Witz der Franzosen fand neuen Stoff, überall ertönte ein Chanson mit dem Refrain: „Si c'est du Fleuri, ça n'est pas joli". Vergennes, der bei Ludwig in hohem Ansehen stand, wollte Premier werden, mischte sich in Joly's Geschäfte und dieser trat beleidigt im März 1783 ab. Sein Nachfolger, d'Ormesson, den Ludwig zur Annahme überreden musste, war zwar unbestechlich, unzugänglich für die vornehmen Bettler, aber ohne Kenntniss der Menschen und Dinge, ohne Credit in der Finanzwelt, und traf so despotische und bankerotte Maassregeln, dass er, während das Deficit wuchs, schon im October dieses Jahres sein Amt niederlegen musste. So grundverschieden die Leiter des Finanzdepartements seit Turgot gewesen, Genie wie Incapacität. Salonherr wie Selbstvergötterer, Alle erkannten sie doch, man stehe am Abgrunde, Hannibal sei vor Roms Thoren. Im grellen Contraste zu ihren sorgenvollen Mienen sollte nun ein Gaukler den Versuch machen, die Schuld Frankreichs hinwegzulächeln.

Um das schwere Amt bewarb sich in erster Reihe der Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne, ein ebenso leichtfertiger wie ehrsüchtiger Genussmensch; Ludwig, der in den Papieren seines Vaters, des Dauphins, die Notiz gefunden hatte, Jener sei ein Atheist und Philosoph, schlug ihm den Wunsch nach dem Erzbisthume Paris mit den Worten ab: „Der Erzbischof von Paris müsste wenigstens an Gott glauben." Ebenso wollte er nichts von ihm im Finanzamte wissen. Geradeso stand es mit dem Marquis de Calonne, den König und Königin anfangs instinctiv verwarfen, denn alle Welt kannte ihn als unmoralisch und um die Mittel nie verlegen; aber dem Cirkel

Polignac und einigen zweifelhaften Bewunderinnen gelang es, den Widerwillen des Königspaares zu betäuben, und am 3. October übertrug der tugendsamste König dem liederlichsten Roué, der sich vor Schulden nicht zu helfen wusste, den Posten des Generalcontroleurs der Finanzen, erhob ihn auch bald zum Minister.

Mit Calonne trat in das Ministerium das System tollster Verschwendung bei leeren Cassen ein; er spielte den Zuversichtlichen, hatte stets Geld, gab der Königsfamilie, dem Adel und Clerus, so viel sie von ihm forderten, ergoss seinen Hohn über die Sparsamkeit und bezeichnete das unmässige Ausgeben als einzig wahres Princip des Credits. Marie Antoinette erhielt von ihm Geld in Fülle für die Polignacs und andere Günstlinge; einmal antwortete er ihr: „Wenn das, was Eure Majestät wünscht, möglich ist, so ist es geschehen; ist es unmöglich, so wird es sich machen“; sie verdankte ihm unter anderem St. Cloud. Ludwig erhielt von ihm jährlich 28 Millionen zu Pensionen und Geschenken, die Hälfte dieser Summe auch jeder Bruder des Königs; der Adel jubelte Calonne zu, denn unter seiner Wünschelruthe strahlte der Hof wieder im Glanze „Ludwig's des Grossen“ auf, Fest folgte auf Fest, er war für die vornehmen Müssiggänger der „ministre par excellence“, der geborene Cavalier. Auch das Volk fand bei ihm reichen Verdienst, er hob Industrie und Gewerbe, verschönerte Paris, errichtete dort die Barrièren und begann die von Napoleon III. vollendeten Hafenbauten in Cherbourg. Obwohl er behauptete, im königlichen Schatze nur 1200 Francs vorgefunden zu haben, spielte er mit Millionen wie mit Rechenpfennigen; sein Schwelgerleben hinderte ihn, dabei reich zu werden, und das Couplet hatte wohl recht:

„A droite il prend, à gauche il donne:
L'honnête homme, il n'a rien pour lui!”

Oft äusserte Ludwig Zweifel gegen dies System privilegierten Schuldenmachens, Calonne aber schwatzte sie ihm weg und Ludwig begann zu glauben, es seien dem Leichtsinne Ressourcen gegeben, welche die Tugend nicht kenne. Calonne's selbstbewusstes Gebaren überrumpelte auch die Börse, er erlangte freilich um hohe Zinsen Darlehen und die Staatspapiere stiegen; er gründete eine ostindische Compagnie, deren Actien hoch standen, und versicherte, Anleihen seien nöthig, um allmählich die ganze Staatsschuld abzutragen, er wolle in den ersten 25 Jahren 1200 bis 1300 Millionen tilgen. So machte er Necker's Leihsystem immer praktischer, nahm ohne Maass und Ziel auf und alles zerrann unter seiner Hand; um überhaupt Anleihen negociiren

zu können, musste er bald ein Viertel des Ganzen sofort dem Bankhause lassen. Nie ist wohl von einem Jongleur frevelhafter auf den Ruin eines Volkes und auf eine Revolution hingearbeitet worden.

Damals wollte Joseph II. Holland vergewaltigen, es zur Aufhebung der Sperrung der Schelde zwingen; die französischen Minister aber forderten einhellig Ludwig zum Veto dagegen auf, Allen voran und voll Zuversicht auf das Gelingen Calonne. Joseph hielt als Hintergedanken dabei das bayerische Tauschproject und drängte Marie Antoinette, dafür einzuwirken, doch legte Frankreich ein entschiedenes Veto ein und die Königin fertigte, während die Nation sie als Autrichienne tadelte, den Bruder mit dem schönen Geständnisse ab: „Ich bin Französin, ehe ich Oesterreicherin bin.“ Holland wurde von Frankreich geschützt, Ludwig widersetzte sich, von Vergennes berathen, Joseph's Eroberungsplänen und förderte Friedrichs des Grossen Fürstenbund gegen ihn; sein Ansehen in Europa wuchs, mit Grossbritannien erfolgte der Handelsvertrag von 1786, mit Russland ein gleicher 1787, und Vergennes durfte stolz auf sein Tagewerk, die Hebung Frankreichs nach aussen, blicken. Desto schlimmer stand es im Innern, bei dem durch Calonne repräsentirten System wissentlicher Verlogenheit. Wie corrupt die Zustände waren, wie alles Schlechte geglaubt wurde, eben weil es schlecht war und darum natürlich erschien, bewies vor allem der Halsbandprocess, „der erste Zug an der Sturmglocke der Revolution“; der bei aller Unbesonnenheit fleckenlose Ruf der Königin konnte von Betrügern niedrigster Sorte und einem ebenso liederlichen wie bornirten Prinzen von Rohan verdächtigt werden, der geradezu den Beweis lieferte, welche Creaturen Cardinäle werden konnten; schuldlos wurde Marie Antoinette in ein Netz von Niederträchtigkeit verstrickt. Die Nation war ihr trotz aller Wohlthaten abgeneigt, die Gerichte sprachen Rohan frei, die Haufen, die ihm zujubelten, waren lauter Feinde der Autrichienne, gegen die Verleumdung und Beschimpfung geschleudert wurde; die Pamphlete aus England fanden lautes Echo in Frankreich. Ein derartiger Scandalprocess illustrierte mit Beaumarchais' unerbittlicher Feder die Aera Calonne's. Dieser borgte und schlemmte nach wie vor; er musste seine eitle Prahlerei, man habe Geld im Ueberflusse, hart büssen, denn Parlament und Capitalisten wurden bei jeder neuen Anforderung ängstlicher und zurückhaltender, und auch die brutale Art der Steuereintreibung schaffte keine Abhilfe für die Noth, nur erhöhte Unzufriedenheit; er war mit seinem Latein zu Ende. Eben war der König von einer Reise nach Cherbourg

zurückgekehrt, vom dortigen warmen Empfang beglückt, als Calonne im August 1786 mit vollendeter Frechheit vor ihn trat und ihm einen Plan vorlegte, gemischt aus den Reformprojecten Vauban's, Colbert's, Turgot's und Necker's. Calonne gestand zu, man sei am Abgrunde des Bankerotts angelangt, nannte aber gerade die Mißbräuche die Hilfsquellen der Monarchie und wendete sich gegen seine bisherigen Alliirten und Festgenossen, die privilegierten Stände; er forderte gleiche Grundsteuer von König, Adel, Clerus und Bürger, Aufhebung der Privilegien, volle Abschaffung von Frohnden und Zünften, Herabsetzung des Salzpreises und der Taille, Freigabe des Getreidehandels, Beseitigung der Zolllinien im Innern, Veräußerung der von Calonne selbst mit enormen Kosten vermehrten Kron-domainen, Provinzialversammlungen etc. etc. Durch diese Reformen hoffte der Abenteurer, der an Law erinnert, das Deficit zu tilgen, Ausgabe und Einnahme in Gleichgewicht zu bringen; er muthete Ludwig zu, gerade da wieder anzufangen, wo er 1774 seine Regierung begonnen hatte, und erklärte somit alles seitdem Geschehene für bare Thorheit. Da weder die Parlamente noch die Privilegirten gewillt waren, den Glücksritter bei seinem verspäteten Rettungsplane zu unterstützen, und weder er noch der Monarch von der Berufung von Reichsständen etwas wissen wollten, ihm aber eine gewisse Mitwirkung der Nation und der öffentlichen Meinung bei der Umgestaltung des Reiches Erforderniss schien, so zeigte er Ludwig, er vergebte sich nichts, wenn er, wie schon Karl der Grosse, zuletzt aber 1626 Richelieu, eine Notabelnversammlung berufe; er hielt es für leicht, dieser klar zu machen, dass nicht er, sondern seine Vorgänger die Finanzen zerrüttet hätten, er hingegen mit Hilfe der Versammlung rasch gesegnete Zustände zurückführen würde. Während Höflinge, wie der Vicomte de Ségur, im absoluten Königthum auch vor Notabeln zurückschreckten und ausriefen: „Der König reicht seine Entlassung ein“, so fand Ludwig in Calonne's Plan eine Berührung mit seinen Gedanken, dem Volke eine freilich sehr bescheidene Vertretung zu gewähren, und ging darum auf denselben ein. Zu Calonne's Bestürzung starb im Februar 1787 Vergennes, auf dessen Unterstützung er wesentlich gerechnet hatte. Calonne ordnete insgeheim alles für den Zusammentritt der Notabeln an, die er zu bethören vorhatte; es war lediglich eine Scheinvertretung aller Stände, denn bei ehrlicher Prüfung waren nur acht Vertreter des dritten Standes unter den 144 Notabeln; da er dem Volke nicht noch mehr abpressen konnte, da er vielmehr versuchen musste, die Cassen

von Adel und Clerus zu sprengen, so galt es, die Privilegirten massenhaft zum Worte zu lassen. Durch ein Taschenspielerstückchen hoffte er, die Majorität der Versammlung durch die Minorität zu beherrschen; auf dem Papiere nahm es sich ganz gut aus. Kaum hatte Ludwig die Versammlung berufen, als von allen Seiten Pamphlete, Caricaturen und Calembourgs über Calonne und die Regierung durch die Luft schwirrten; der Minister aber überliess sich der Schwelgerei und achtete nicht der Ungunst der öffentlichen Meinung, die diesmal Gottes Stimme war. Endlich wurde die Notabelnversammlung am 22. Februar 1787 im Saale der Menus Plaisirs des Versailler Palastes eröffnet. Ludwig's Rede war haltlos, Calonne verherrlichte in eitler Ruhmredigkeit seine eigene Administration, setzte die von Necker und d'Ormesson herab, griff Necker's Comptes-rendu an, verschwieg die Höhe des Deficits und brachte seine Reformvorschläge vor. Indessen Necker hierauf eine Rechtfertigungsschrift schrieb, die Joly de Fleury und d'Ormesson als wahrheitsgetreu attestirten, sie trotz königlichen Verbotes drucken liess und deshalb verbannt wurde, stiess Calonne gegen Erwarten auf energischen Widerstand bei den Notabeln, sobald er bei ihnen Verzicht auf Vortheile und Theilnahme an einer allgemeinen Grundsteuer beantragte; allgemein schallte ihm „Nein!“ entgegen und man fand das beste Mittel, seine Projecte zu begraben, in dem Verlangen, vor allem die Höhe des Deficits kennen zu lernen.

Im Publicum cursirten Necker's Schriften, im Schosse der Versammlung ballten sich die Wetterwolken zusammen; von allen Seiten bedroht, gab Calonne schliesslich ein Deficit von 115 Millionen zu und behauptete, unter Necker habe es schon 70 betragen. Niemand wollte ihm glauben, die Notabeln waren froh, die Reformprojecte fallen lassen zu können, und setzten das Deficit auf die Tagesordnung. Epigramme und Pamphlete ohne Zahl unterhielten Frankreich von der Misswirthschaft des Ministers, der „auf Sturm stehe, wie die Nation auf sehr trocken“. Marie Antoinette ging wiederum nicht leer aus, als das Volk seine Ungnade vertheilte; um ihres Antheils an der Hofverschwendung willen wurde sie als „Madame Déficit“ verhöhnt, um bald mit Brunhild und Fredegunde in eine Linie gestellt zu werden. Ludwig wechselte häufig die Stimmung; bald war er voll Entrüstung gegen die Redner der Opposition in der Versammlung, bald wie gebrochen; als er die Höhe des Deficits erfuhr, zertrümmerte er wuthknirschend einen Stuhl und schrie: „Dieser Schurke Calonne verdiente, dass ich ihn hängen liesse“; dann aber ergab er sich

bitterem Weh und weinte. Der Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne, führte, nach Calonne's Amt lüstern, den Clerus gegen ihn ins Feuer, rechnete ihm ein Deficit von 140 Millionen nach und behauptete, nur die Reichsstände könnten eine Grundsteuer verhängen; Lafayette's Antrag auf Berufung der Reichsstände fiel jedoch noch ins Wasser. Calonne griff zu einem letzten Mittel, er appellirte an die öffentliche Meinung, liess alle von ihm über die Reformen verfassten Mémoires drucken und verbreiten, um damit die Notabeln zu discreditiren.

Doch liess sich das Volk nicht bestechen; es trat mit Adel, Clerus und Hof gegen ihn zusammen. Vor Allen Marie Antoinette und ihr Rathgeber, der Minister des königlichen Hauses, Baron Breteuil, erreichten Calonne's Entlassung 9. April 1787 und er verliess, Hass gegen die Königin im Herzen, die jubelnde Hauptstadt; höhrend schrieb er nachher, er wolle sich hängen lassen, wenn seine erlauchten Mitschuldigen auch so weit seien.

Die öffentliche Meinung war für die Berufung Necker's, ihr schlossen sich an der Grosssiegelbewahrer de Lamoignon, die Minister des Aeussern und der Marine, Graf Montmorin St. Herem und Marschall de Castries, Breteuil aber agitirte geschickt gegen ihn und Ludwig ernannte den greisen Staatsrath Bouvart de Fourqueux zu Calonne's Nachfolger; Frau von Staël meint: „Nie hatte die Perrücke des Staatsraths ein ärmeres Gehirn bedeckt.“ Noch im April trat der Unfähige zurück, Ludwig dachte an Necker, aber Breteuil und der einflussreiche Abbé Vermond redeten ihm diesen Gedanken aus und bestimmten ihn, von Marie Antoinette warm unterstützt, für den Hauptgegner Calonne's, den Erzbischof Loménie de Brienne; er war der Königin als Freund Choiseul's, den Philosophen als Freund d'Alembert's und Turgot's, besonders werth. Ludwig gab leider nach, der Erzbischof wurde 1. Mai Chef des Finanzraths, am 6. d. M. sogar „Principalminister“. Ein Genussmensch und galanter Mann, philosophischer Priester ohne den Geist, ein wahrhaft aufgeklärter Philosoph zu sein, trug Brienne unbändigen Liberalismus zur Schau, war durchaus Schauspieler, äusserst inconsequent; bald will er Richelieu nachahmen und klirrt mit den Fasces, bald erlahmt er wie Ludwig bei dem ersten Widerstand. Weder Verschwendung noch Sparsamkeit hatten bisher abgeholfen, nun soll Brienne mit Aufgebot von Gewalt den Sturm beschwören und natürlich all das vollführen, was er an der Spitze der Opposition von Calonne gefordert hatte. Krone wie Volk setzten in ihn die grössten Erwartungen.

Er aber legte den Notabeln dieselben Forderungen vor wie Calonne, stiess mit der Grundsteuer auf den gleichen Widerstand, zeigte darum dem Monarchen, die Notabeln seien unnütz, und bewirkte deren Entlassung am 25. Mai unter schönen Phrasen, an denen das ancien régime ja überreich war; die Notabeln trugen nun in ihre Heimat Unzufriedenheit, Einblick in die faulen Zustände, in die Verschleuderung von Gut und Geld am Hofe, in die Erbärmlichkeit der Minister und in das Elend des Volkes; sie trugen den Geist der Revolution von Versailles in die Provinz. Brienne war froh, der Controle dieser Versammlung überhoben zu sein, und die Parlamente registrierten ohneweiters die Edicte über die Freiheit des Getreidehandels im Innern, über die Abschaffung der Frohnden gegen Geldentschädigung und über die Einrichtung von Provinzialversammlungen ein. Sein ganzer Finanzplan ging dahin, bei einer Höhe des Deficits von 140 Millionen die Ausgaben um 40 zu verringern, 50 in Steuern aufzutreiben und 50 anzuleihen; Ludwig versprach, zu sparen und jährlich den Etat von Ausgabe und Einnahme kundzugeben; die Königin verminderte Marstall und Dienerschaft, wobei sie jährlich eine Million ersparte; unnöthige Posten kamen in Wegfall, was aber Niemand dem Königspaare dankte und die des Dienstes oder der Pfründe Beraubten obendrein feindselig stimmte; oft spottete das Volk geradezu über diese Ersparnisse und schrieb den Entschluss der Furcht zu. Seiner Macht bewusst, verweigerte das Pariser Parlament beharrlich die Registrirung der von Brienne verfügten Stempel- wie der Grundsteuer, und von neuem ertönte der Ruf nach Reichsständen; auch das Lit de justice vom 6. August erhöhte nur die Verstimmung, das Volk begeisterte sich für das trotzige Parlament, das Clubwesen begann, neue Pamphlete erschienen gegen den Hof, zumal gegen „Madame Déficit“, die Mitschuldige Calonne's, dessen Bild mit dem der Herzogin von Polignac vom Mob verbrannt wurde. Ludwig verbannte das Parlament am 15. August nach Troyes, bald sehnte es sich nach den Genüssen des Pariser Lebens zurück und schloss am 20. September mit der Regierung einen für beide Theile schmähhchen Vergleich, der Ludwig Grund- und Stempelsteuer kostete.

Nichts verstand der König weniger als durch persönliches Auftreten zu imponiren; wenn er dictatorisch gebieten sollte, so zitterte er vor Seelenangst und dieser Contrast musste eher Spott als Furcht einflössen; er war gewiss der ungeeignetste Repräsentant des Absolutismus. Dies zeigte sich wieder in der Séance royale vom 19. No-

vember, die Brienne nicht die erwünschten Summen, dem Herzoge von Orléans aber, dem niederträchtigen Feinde des Königspaares, wohlfeile und dauernde Popularität eintrug; dass Orléans dann so charakterlos war, um einer Liebelei willen Marie Antoinette selbst um Erlaubniss zur Rückkehr aus der Verbannung anzuflehen, beeinträchtigte bei der Abneigung gegen die Krone die Neigung des Volkes zu ihm gar nicht. Da der Widerstand gegen die Maassregeln der Regierung im Parlamente wurzelte, liess der König einige Hauptführer desselben verhaften und verfügte in dem Lit de justice vom 8. Mai 1788, berathen von Brienne und Lamoignon, die Degradirung der Parlamente zu einfachen Provinzialbehörden, die Errichtung einer über ihnen stehenden Cour plénière (in die so viel Hofherren kamen, dass sie als Lever du roi verspottet ward) und von 47 Grands Baillages: es war die grösstangelegte Justizreform des ancien régime; aber die Krone war ohne die materielle Macht, sie durchführen zu können. Allgemein stellten nun die Gerichte die Arbeit ein; Parlamente, Adel und Clerus waren gegen die Regierung, welche durch fürstlichen Despotismus und ministerielle Willkür zum Einheitsstaate gelangen wollte; ebenso parteiisch wie verblendet machte der dritte Stand mit ihnen gemeinsame Sache, bretonische Adelige bildeten in Paris den Club Breton, den Vater des Jakobinerclubs, die Provinzen erhoben sich, am erbittertsten das Dauphiné. Ludwig aber ging, unbekümmert um den Staat, ruhig und seelenvergnügt auf die Jagd; während in den Gärten des Palais-royal, der Residenz Orléans', revolutionäre Schriften colportirt wurden, liess er sich durch die affectirte Ruhe Brienne's bethören, der da sagte: „Das und sogar noch Bürgerkrieg habe ich alles vorausgesehen.“ Auch das letzte Mittel, zu dem Brienne griff, eine ausserordentliche Versammlung des Clerus, versagte; anstatt Gelder zu verwilligen, forderten die egoistischen Prälaten ein Schutzgesetz für ihre Privilegien.

Vergebens beschwor der treue Malesherbes den König, er möge die Unruhen im Lande ja nicht für unbedenklich halten, wie es vor kurzem zum Verderben der britischen Regierung in Amerika und Joseph's II. in Belgien geschehen sei, sondern möge Stände einberufen, die Kinder ihrer Zeit seien, freigewählte Grundbesitzer und nicht die alten Reichsstände; vor lauter Jagden kam Ludwig nicht dazu, das Mémoire zu lesen. Im Juli zerstörte ein furchtbarer Hagelschlag grossentheils die Ernte des Landmannes und verursachte eine Hungersnoth für den Winter 1788/89, der überdies von unerhörter Härte sein sollte. Brienne war rathlos geworden, das Capital in Frankreich hatte

keine Circulation mehr, der Credit war todt; die Höflinge hassten Brienne, denn während Calonne ihre Taschen gefüllt, beschnitt er ihre überhohen Gehalte; die Cour plénière schien jetzt nicht lebensfähig und voraussichtlich mussten die Zahlungen bald eingestellt werden, wovon selbstverständlich sein Portefeuille abhing. Er that nun alles, um das Volk zu gewinnen und zu seinem Alliirten gegen die vornehmen Classen zu machen, forderte es zu Mittheilungen betreffs der Reichsstände auf, liess darnach überall in den Archiven nachforschen und bot in dieser wichtigsten Staatsfrage volle Pressfreiheit an, so dass es bald alle Welt druckte und 2700 Schriften über dies Thema erschienen. Am 8. August versprach Ludwig den Zusammentritt der von Frankreich so heiss ersehnten Reichsstände schon zum 1. Mai 1789 und suspendirte bis dahin die Cour plénière; der Hof jedoch sah im Zusammentritte der Stände das schlimmste Ereigniss und verzieh Brienne dessen Beschleunigung nicht. Um noch wirthschaften zu können, griff Brienne die Invalidencasse etc. an; am 16. August verfügte er, die Staatsgläubiger müssten zwei Fünftel ihrer Zinsen in Papier annehmen, sistirte die Rückzahlung der Staatsschuld um ein Jahr u. s. w., kurz, er gestand derart den Staatsbankerott ein und Viele hielten ihn für toll; Breteuil nahm den Abschied; eine Panik ergriff das Land. Brienne bot Necker die Finanzen unter ihm an, um einen Theil des Odium auf ihn abzuwälzen; Necker lehnte ab: er fühlte, bald werde er an Brienne's Platz stehen. Noch hielt Marie Antoinette den Erzbischof; da erwirkte Graf Artois, der Bewunderer Calonne's, am 25. August seine Verabschiedung. Dass der König den Scheidenden mit Gnaden überhäufte und ihm bald den rothen Hut verschaffte, vermehrte die Volkswuth gegen Madame Déficit; Brienne und Lamoignon verbrannte der Pöbel an der Statue Heinrich's IV. in effigie. Dabei jubelte er auf, weil Necker komme.

Es bleibe dem Charakterbilde Necker's vorbehalten, zu zeigen, was man von ihm erwartete und was er leistete. Dass Marie Antoinette, obwohl sie Necker um seine Popularität beneidete, auf seiner Seite stand, entfremdete ihr auch den Grafen von Artois, dessen Anhänglichkeit an sie so niedrige Beurtheilung gefunden hatte. Ludwig begriff nichts von der Gefahr der Lage; meist auf der Jagd, hatte er für diese weit mehr Interesse und sein uns erhaltenes Tagebuch verzeichnet an Tagen von entscheidender Wichtigkeit die Notiz „Rien!“. Er wie die Königin glaubten, der dritte Stand würde, falls man ihm die doppelte Vertretung in den Reichsständen zugestände, voll Dank und Gefügigkeit sein — es sollte für Beide die Periode der Ent-

täuschungen beginnen! Lange hatte man sich gestritten, wo die Reichsversammlung abzuhalten sei, die Königin hatte von Paris abgerathen, um den unruhigen Geist der Bevölkerung nicht in directe Berührung mit der Versammlung zu bringen, endlich entschied der König: „Es kann wegen der Jagden nur Versailles sein!“ Und doch war, während man damit Paris seine Furcht bekundete und ihm dabei so nahe blieb, nirgends die Fäulniss des ancien régime sichtbarer, als gerade in Versailles. Bei dem Zuge der Reichsstände in die St. Ludwigskirche 4. Mai 1789 jubelte alle Welt dem gutmüthigen und tiefgerührten Ludwig zu, aber kein „Vive la Reine!“ durchzitterte die Luft, ein düsteres Schweigen bezeugte der Monarchin die Ungnade ihres Volkes; da und dort schrie ein Weib, gewiss sie dadurch tödtlich zu verletzen: „Vive le Duc d'Orléans! Orléans à jamais!“ Trotz aller Selbstbeherrschung war Maria Theresia's stolze Tochter einmal der Ohnmacht nahe; sie stützte sich schwer auf die Freundin Lamballe, bald aber raffte sie sich auf, warf ihr schönes Haupt zurück und traf mit verachtendem Blicke die Beleidigerin. Ganz und gar Kind des ancien régime, wollte sie sich nicht dazu verstehen, die anbrechende neue Zeit als unabweislich hinzunehmen. Bei der Eröffnung der Reichsstände, Tags darauf, wurde wiederum der König jauchzend begrüsst; Mirabeau aber, der die Zeit begriff, flüsterte einem Nachbarn zu: „Da ist das Opfer!“ Die Königin war auffallend bleich, stand jedoch, so lange der König seine väterliche, aber unbedeutende Rede verlas, um ihm ihren Respect als erste Unterthanin auszudrücken. Ludwig's Stellung den Reichsständen gegenüber war von Anfang an zaghaft und unsicher, an Necker fand er keine Stütze und vergebens rieth ihm die Königin, die Mirabeau den einzigen Mann seiner Umgebung nannte, zu Entschlossenheit und Energie.

Mehrfach beleidigte Ludwig den dritten Stand, was seinem hochmüthigen Bruder Artois und den Höflingen grosse Freude bereitete, ihm hingegen keinerlei Vorthail brachte; und unterdessen stieg das Machtgefühl des dritten Standes so gewaltig an, dass seine Deputirten sich am 17. Juni als „Nationalversammlung constituirten“ und die Gewalt vom Throne an sie übergang; diese Thatsache war die beste Antwort auf die Sieyès'sche Schrift „Qu'est-ce que le tiers-état?“ sie war eine Revolution an sich. Marie Antoinette sah dies alles mit steigendem Unwillen, ihre Erbitterung gegen die anmaassende Nation wuchs durch häusliches Unglück nur noch an, eben war (4. Juni) der Dauphin Ludwig Joseph Xaver Franz in Meudon gestorben; hier, fern von Necker's Vormundschaft, rieth die Königin mit ihren

Vertrauten Ludwig zur Zusammenraffung der ihm entgleitenden Macht, zu reactionären Schritten und zur Entthronung der eigenwilligen Nationalversammlung. Als der König, nach Versailles zurückgekehrt, sich von Necker wieder umstimmen liess, wagte die Königin am 19. Juni etwas Unerhörtes; sie liess Ludwig aus der Sitzung des Staatsraths heraussufen und erwirkte von ihm die Ablehnung von Necker's Vorschlägen. Seitdem sah die Krone im dritten Stande ihren Todfeind, im Adel ihre festeste Stütze, brach offen mit der Nation und dachte an einen Staatsstreich. Der Premier Serment vom 22. und die Séance royale vom 23. Juni waren furchtbare Niederlagen für diese Richtung; während Mirabeau der Nationalversammlung die Weihe der Unverletzlichkeit verschaffte, sank der König in sich zusammen. Das Volk blickte drohend zu den Fenstern Marie Antoinette's empor; obwohl durch Necker's Ausbleiben in der Séance royale tief beleidigt, musste sie ihn mit Ludwig gemeinsam bitten, im Amte zu bleiben; um so aufrichtiger klangen ihre Worte an die Deputirten des Adels, als sie diese dem Dauphin vorstellte: „Ich vertraue ihn dem Adel an; ich werde ihn lehren, ihn zu lieben und stets in ihm die festeste Stütze des Thrones zu erblicken.“ Als volles Eingeständniss seiner Niederlage war es anzusehen, dass Ludwig am 27. Juni dem Clerus und dem Adel befahl, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen, obwohl der Adel sich bereit erklärte, für seinen Thron zu sterben. Seine Haltlosigkeit erklärt sich wesentlich aus der Unzuverlässigkeit des Heeres, das sich der Volksstimmung anzuschliessen drohte. Er war verstimmt, abgemattet und kümmerte sich wenig um den Volksjubel, um die erkünstelten Vergleiche mit Heinrich IV. und Ludwig XII., deren Güte er in sich vereinige, wie 16 4 und 12 sei. Milde nützte zu nichts, das musste er endlich erkennen, und so machte sich denn die kräftigere Hand der Königin am Staatsruder bemerkbar; es galt, den Revolutionsgeist einzuschüchtern. Darum erfolgten Ansammlungen von Regimentern in und um Versailles unter dem Marschall Herzog von Broglie, dem Sieger bei Bergen; Ludwig wies die Deputationen, welche deren Zurückziehung forderten, kalt ab; die Hofpartei unter Breteuil und Broglie prahlte höchst zuversichtlich und am 11. Juli erhielt Necker seine Entlassung. Die neuen Minister waren unverblünte Reactionäre, man wusste es in Paris und beantwortete ihre Ernennung mit den furchtbarsten Auftritten, gegen die sie völlig ohnmächtig blieben; statt solchen entgegen zu arbeiten, veranstaltete man in Versailles üppige Feste für die neuen Regimenter, bei denen der Hof selbst erschien, und vermehrte

die ohnehin so hochgradige Gereiztheit des Volkes. Der Bastillesturm am 14. Juli bewies, dass das Königthum bankrott geworden sei, denn es hatte keine Hand gerührt; ebenso impotent hatte sich das grosssprecherische Ministerium bezeugt. In Paris wurden die wildesten Drohungen gegen Marie Antoinette, die Polignacs, Artois und Andere laut, in Versailles stellten die Minister dem Könige alles beschönigend vor und er ging am 14. Juli wie immer frühzeitig zu Bett; doch weckte den sorglos Schlafenden der ehrliche Grossmeister seiner Garderobe, der Herzog von Larochehoucauld-Liancourt, und bei dessen Schilderungen von der öffentlichen Gereiztheit, von der Unzuverlässigkeit des Heeres, von dem bereits vergossenen Bürgerblute fiel es wie Schuppen von Ludwig's Augen; seinen Aufschrei: „Aber das ist ja eine Revolte!“ verbesserte der Herzog mit den denkwürdigen Worten: „Nein, Sire, es ist eine Revolution.“ Die Brüder des Königs vereinten ihre Bitten mit denen Liancourt's, um den Bürgerkrieg zu verhüten; man fürchtete den Marsch der Pariser auf Versailles und der zaghafte Ludwig war nicht der Mann, diesen Befürchtungen durch kraftvolle Handhabung des Königsamts den Kopf zu zertreten. Wie er fürchtete die Majorität der Nationalversammlung Pöbelexcesse, wollte im Bunde mit ihm an der Spitze bleiben und meinte, da er als König des Adels gescheitert sei, so solle er jetzt König der Bourgeoisie werden. Und so beschloss er, sich selbst in die Nationalversammlung zu begeben; sie wollte ihn auf Mirabeau's Rath und auf das Wort des Bischofs von Chartres: „Das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige“, lautlos empfangen; als er aber mit seinen Brüdern, ohne Garden erschien, die reine Güte von seinen Zügen leuchtete, er sich der Nation anvertraute, Versöhnung um Versöhnung, Vertrauen um Vertrauen bot, erscholl stürmischer Jubel; in einmüthiger Aufwallung begleitete ihn die ganze Versammlung ins Schloss, die Schweizer Musik spielte: „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?“ Marie Antoinette zeigte sich mit ihren und Artois' Kindern auf dem Balcon, hob den Dauphin empor und ein Beifall, wie er der Autrichienne lange nicht zutheil geworden, umrauschte sie; doch kannte sie die Unzuverlässigkeit der französischen Volksgunst; das waren nicht ihre braven biedereren Wiener! Mochte auch die Nachgiebigkeit Ludwig's der allgemeinen Ansicht entsprechen, so vermehrte sie nur die kritische Lage und der alte Historiker Leo hatte wohl Recht: „Es war eigentlich der Anfang seines Zuges zum Blutgerüst; durch seine Nachgiebigkeit bestellte er sich selbst seine Henker.“ Auf dem Hôtel-de-ville in Paris verkündeten Lafayette, Lally-Tollendal und

Bailly seine volksfreundlichen Gesinnungen, Lafayette wurde Oberbefehlshaber der Nationalgarden und Bailly Maire von Paris. Ueberall rief man nach Entlassung der Minister und Wiederkehr Necker's. Bevor Ludwig die Minister entliess, was er bei seiner Demüthigung nicht unterlassen konnte, berieth er mit ihnen am 15. und 16. Juli, was zu thun sei. Broglie, Breteuil und mit ihnen die Königin riethen ihm, Versailles zu verlassen, sich mit den abziehenden Truppen nach Metz oder einem anderen Theile des Reiches zu begeben; da dies aber zum Bürgerkriege führen musste und die Truppen ohne Verlass waren, so rieth die Mehrzahl dem Könige, nach Paris zu gehen und damit zu beweisen, dass er sich thatsächlich seinem Volke anvertraue. Ludwig folgte letzterem Rathe, wie Einer, der zum Tod gehen soll.

Marie Antoinette befand sich in schrankenloser Aufregung, sie packte ihre Diamanten zusammen, verbrannte viele Papiere und rüstete zur Abreise. Ludwig entliess das allverhasste Ministerium vom 11. Juli, berief Necker zurück und liess ihm sein Schreiben durch die Nationalversammlung zustellen; unter dem Schutze der abziehenden Truppen begann die grosse Retirade der ersten Emigration, an der Spitze Artois und die Polignacs. Diese Höflinge des Glückes retteten bei Zeiten ihr Leben, anstatt es für den Thron einzusetzen und Ludwig mit ihrem Leib zu decken; das Schloss verödete, vor den meisten Gemächern des Hofstaates lagen schwere Vorlegeschlösser. In Paris insultirte man die österreichische Botschaft und log, der Botschafter habe für Marie Antoinette 20, ja 100 Millionen Francs nach Wien geschickt. Dass Ludwig in der meuternden Hauptstadt erschien, war gewiss kein weiser Entschluss, sondern ein Act der Entwürdigung der absoluten Krone unter die Pariser Bourgeoisie, die selbst unter dem Drucke des Mob stand, eine Anerkennung der letzten Begebenheiten, eine Uebertragung der Herrschaft vom königlichen Versailles auf die Stadtrepublik Paris. Ludwig bereitete sich zum Aeussersten vor, communicirte, übergab Monsieur eine Acte, die ihn im Falle seiner Gefangenhaltung oder Ermordung zum Generallieutenant bestellte, und trat am 17. Juli mit nur fünf Cavalieren und 240 Mitgliedern der Versammlung die kurze Reise an, die ihm endlos dünkte. Voll düsterer Gedanken, bezweifelte die Königin, die ihn bis zuletzt von der Fahrt abzuhalten suchte, dass sie ihn je wiedersehen würde; sie erblickte ihn bald als Geisel und gefangen, bald ermordet, setzte unter Zittern die Rede auf, die sie im Falle seiner Gefangenschaft in der Nationalversammlung halten und in der sie wie einst ihre grosse Mutter in Pressburg sich und

ihre Kinder deren Schutz anvertrauen wollte. Melancholisch schaute mittlerweile Ludwig auf die von ihm zum Volke desertirten Nationalgarden mit ihren jungfräulichen Fahnen und ihrer buntgemischten Bewaffnung, auf die Musketen tragenden Mönche und Fischweiber, auf die bekränzten Kanonen aus der Bastille; nahe seinem Wagen brach ein Weib zusammen; galt der Schuss dem Monarchen oder verschuldete ihn ein Zufall? Ueberall rief man „Vive la Nation!“, nur in den Quartieren des besseren Mittelstandes erklang manchmal ein „Vive le Roi!“ Am Hôtel-de-ville nahm Ludwig von Bailly die Nationalcocarde, „das Erkennungszeichen der Franzosen“, an und als er, sie am Hute, die Treppe hinaufstieg, brauste ihm „Vive le Roi!“ entgegen. Alle Welt pries ihn in mehr oder minder tactlosen Anreden, Thränen im Auge sass er auf dem Thron, linkisch wie ein Merowinger; da ihm die Rührung das Sprechen versagte, bat er Bailly, statt seiner der Nation für alle Liebe und Treue zu danken, bestätigte seine und Lafayette's Ernennung, ohne jede Macht, sie zu annulliren, zeigte sich mit seiner Cocarde am Fenster und erntete als Bürgerkönig unbegrenzten Beifall; ganz Paris schrie „Vive le Roi!“ Man trug ihn in den Wagen, der sich mit Cocarden bedeckte, eine „Dame der Halle“ küsste ihn, und seine Diener mussten mit Handwerkern, welche die Pferde anhielten, Königs Gesundheit trinken. Lächelnd sah Ludwig dem tollen Treiben zu; wohl fühlte er sich erst, als die wogende Capitale hinter ihm lag. Er fand Marie Antoinette, als er am späten Abend heimkehrte, in Thränen gebadet; sie hatte ihn schon für verloren gehalten. Als er ihr erklärte, glücklicherweise sei kein Blut geflossen und er schwöre, auf seinen Befehl solle keines fliessen, erblickte Marie Antoinette die Cocarde; sie sah, dass er der Besiegte seiner Unterthanen sei, und rief unwillig aus: „Ich glaubte nicht, einen Bürger geheirathet zu haben!“ Weit mehr als der Enkel des heiligen Ludwig fühlte die Habsburgerin die Entehrung des Königthums; Ludwig war jetzt ein roi fainéant und alles beugte sich vor der vom Pöbel umringten Nationalversammlung. Bereits drohte eine Dictatur des Blutvergiessens, bei den Modehändlern lag als neueste Farbe Sang de Foulon aus, höhnend frug Barnave in der Versammlung selbst: „Ist denn das Blut, das fließt, so rein?“ Als Mirabeau sich durch den bei Marie Antoinette gut angeschriebenen Grafen von der Mark dem Hofe nähern wollte, was der König und seine Tanten freudig begrüßten, stieß ihn Marie Antoinette wegen seines lasterhaften Rufes zurück, nach echter Frauenart mehr von natürlichem Gefühl als vom Verstande geleitet; und

doch hätte man ihn umsomehr gewinnen müssen, als Necker sich auch in seinem dritten Ministerium unfähig erwies.

Währenddessen spielten sich alle Greuel der Jacquerie in den Provinzen ab, Gerichte und Behörden schwiegen vor Banditen, ein allgemeiner Sturm brach gegen jede Feudalität los, im Franche-Comté brannten Juli und August täglich ein Schloss, im Dauphiné in vierzehn Tagen 72 Schlösser nieder, den Klöstern erging es nicht besser: es war die bequemste Art, sich von Abgaben zu befreien, und die Nationalversammlung trat dem allem äusserst matt entgegen. Das Lied „Ça ira!“ berauschte die Massen, Marat's Schmutzpresse warf ihre Producte auf den Markt, alle Ordnung und Disciplin ward zu Schanden; die Nacht des 4. August begrub das feudale Frankreich und wurde für die Privilegirten, deren Opfer jetzt Niemand mehr dankenswerth fand, zur nuit des dupes. Der König, dazu berufen, sich als Führer und Meister an die Spitze der Revolution zu stellen und sie zu leiten oder sie mit dem Schwerte niederzuwerfen, taumelte rathlos umher, überliess sich Theilnahmlosigkeit oder tiefer Trauer; die Königin fühlte sich seit der Emigration ihrer Freunde verlassen und vereinsamt; die Nationalversammlung schwebte auf den Höhen der Philanthropie und schrieb Menschenrechte zusammen, ohne der Menschenpflichten zu erwähnen; selbst der bare Unsinn fand in ihr Bewunderer, selbst ein Narr wie Cloots rauschenden Beifall anstatt der Ueberweisung in eine Anstalt. Jetzt zerriss der Vetostreit das Haus, es handelte sich um die höchsten Principien für die constitutionelle, wie für die demokratische Richtung; die Demokraten bezeichneten es als Aberwitz, den Willen von 25 Millionen Franzosen durch das Veto eines Einzigen annulliren zu lassen, hetzten im Palais-royal, im Club Breton, auf der Strasse und in der Presse die Massen, die keinen Begriff hatten, was Veto sei, dagegen auf. Dabei munkelte man von einem Offensivbündniss des Königs mit Oesterreich, Spanien und Sardinien gegen sein Volk, von dem Plane der Königin, ihn zur Flucht zu bestimmen; man schrie, König und Dauphin sollten nach Paris gebracht werden, und der freche Desmoulins forderte, der König solle die Königin in die Abtei Saint-Cyr einsperren. So lohnte man ihr dafür, dass sie ihr Silber in die Münze schickte, um der wachsenden Noth abzuhelpen; sie war der Stein des Anstosses für die Demokraten, auf sie entlud sich der giftigste Hass, denn sie hatte weit mehr Widerstandskraft als Ludwig.

Am 30. August trat der verkommene Marquis de Saint-Huruge mit 1500 Kerlen den Zug nach Versailles an, aber Lafayette trieb sie

zu Paaren. Die klägliche Haltung Necker's im Vetostreite veranlasste den gutmüthigen König, von selbst auf das absolute Veto zu verzichten und sich am 11. September mit dem suspensiven zu begnügen; somit war er in Bezug auf die Gesetzgebung ohnmächtig gemacht und musste sich dem Willen seines Volkes fügen.

Die Nationalversammlung erklärte sich für permanent, die neue Verfassung bedurfte nicht der königlichen Zustimmung, der König hiess hinfort nur „König der Franzosen“, sollte unverletzbar und geheiligt sein; dabei wurden die Eventualitäten mit in die Constitution aufgenommen, unter denen er des Thrones verlustig sein würde. Die Demokraten wollten ihn vor allem nach Paris überführen, damit er dort unter den Augen des Volkes stehe und dessen Willen gehorchen müsse; um aus Ohnmacht und Chaos herauszukommen, beorderte der König andererseits das treue Regiment Flandern nach Versailles und suchte es in gute Beziehungen zur Nationalgarde zu setzen. Ohne Rücksicht auf das Toben im Palais-royal, die Einreden der Pariser Behörden und der Nationalversammlung, feierte der Hof die Ankömmlinge; bei dem ihnen von den Gardes-du-corps am 1. October im Opersaale gegebenen Mahle erschienen, als die königsfreundliche Stimmung in volle Kraft getreten war, beide Majestäten mit dem Dauphin; die Begeisterung nahm einen unbeschreiblich leidenschaftlichen Charakter an, dem die Arie aus Löwenherz: „O Richard, o mon roi, l'univers t'abandonne!“ und andere Lieder Ausdruck gaben; trunken von Exaltation und Wein, geleiteten die Officiere und Soldaten den Hof heim, am Abend tanzte man unter des Königs Fenstern in der Cour de marbre. Als am 3. October die Gardes-du-corps bei einem demselben Regimente gegebenen Frühstücke die übrigen Flaschen leerten, theilten Damen vom Hofe ihre weissen Bänder zu Cocarden aus. Waren diese Demonstrationen seitens des Hofes unklug, so war die künstlich genährte Wuth in Paris ebenso thöricht wie grundlos; und doch hörte man dort von nichts anderem als von Orgien des Hofes trotz der Hungersnoth, von Verschwörungen der Aristokraten, Verachtung der Nationalcocarde, beabsichtigter Entführung Ludwig's nach Metz zum Heere des Generals Marquis de Bouillé, und vom Krieg des alten gegen das neue Frankreich. Je toller die Lüge, desto rascher fand sie Gläubige.

Dass der 4. October ein Sonntag war, gab Gelegenheit und Musse, den Pöbel aufzuwiegeln, wobei der Herzog von Orléans sehr rührig war; am 5. erfolgte dann der endlose Zug von Männern und Weibern nach Versailles, bei dem sich Lafayette sehr zweideutig

benahm. Die Haufen stiessen die wildesten Verwünschungen aus, forderten Brot vom „Bäcker“ Ludwig und schrieen nach dem Kopfe der Königin, der „Madame Veto“. Beide Majestäten ahnten nichts von der nahenden Gefahr, Ludwig war auf der Jagd bei Meudon, Marie Antoinette zum letztenmale in ihrem heissgeliebten Trianon, als Briefe des Hausministers Grafen von Saint-Priest sie zur sofortigen Rückkehr bestimmten; alle Minister versammelten sich bei Necker und die Truppen wurden aufgestellt, um den Parisern den Zugang zu verwehren; Saint-Priest sprach für energische Haltung. Die Horden überflutheten die Nationalversammlung und schossen auf die Gardes-du-corps; Saint-Priest wollte, Ludwig und seine Familie sollten sich unter dem Schutze der Truppen nach Rambouillet begeben, aber Necker widersetzte sich, und als der Graf äusserte: „Sire, wenn Sie morgen nach Paris geführt werden, ist Ihre Krone verloren,“ erwiderte Necker, er gebe einen Rath, der ihm den Kopf kosten könne; auch fürchtete der König, Orléans würde, sobald er weggehe, Generalleutenant des Reiches. Dass sich Ludwig in Unterhandlung und Unterhaltung mit der Deputation der Weiber unter Louison Chabry einliess und Letztere, als sie ohnmächtig ward, in seine Arme nahm, war unköniglich und eine Entwürdigung auf offener Scene; dass er seinen Soldaten verbot, auf die Pariser zu schiessen, war sinnlos: solchen Horden gegenüber war Humanität schlecht angewendet. Als die Meisten am Hofe zitterten, war Marie Antoinette ganz die Tochter ihrer Mutter; sie kannte keine Furcht und erklärte im Ministerrathe, sie werde niemals den König verlassen. Da die Gartenseite des Schlosses unbewacht blieb, konnte der Hof entfliehen; Ludwig unterliess es, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, genehmigte jetzt die Constitutionsartikel wegen der Menschenrechte unverändert und vertraute derart Lafayette's zuversichtlichen Versprechungen, dass er sich für die Nacht zum 6. October seiner besten Wachen beraubte. Lafayette aber that nichts, um die Greuel dieser Nacht zu verhüten.

Während er nicht schlief, bewog er das Königspaar, zu schlafen; dass Orléans Mörder gedungen, ergibt sein Zettel vom folgenden Tage an seinen Banquier, er solle das Geld nicht zahlen, der Tropf lebe noch — damit konnte nur der König gemeint sein. In der Frühe des 6. October strömten Haufen nach dem Schlosse, drängten die Gardes françaises zurück, ermordeten zwei Nobelgardisten und trugen ihre Köpfe auf Piken umher; unter den schaurigsten Verwünschungen gegen die Königin, stürmten sie, geführt vom Herzog von Aiguillon, der gut Bescheid wusste, nach ihren Gemächern, hieben die wenigen

Wachen nieder, brachen ein und zerstachen das leere Bett. Zeitig benachrichtigt, hatte sich die Königin halbnackt durch einen Nebengang zu ihrem Gemahl geflüchtet, bei dem sie ihre Kinder fand. Während Aexte gegen die Thür donnerten, die Köpfe der Gardisten herumgetragen wurden, Schüsse aus dem Hofe herauftönten, die Gardes-du-corps entwaffnet und misshandelt wurden, mischten sich die Nationalgarden und auch das Regiment Flandern unter den Mob. Da endlich erschien Lafayette, beruhigte mühsam die Horden und bestimmte Ludwig, sich mit der Nationalcocarde auf dem Balcon zu zeigen. Als alles „Vive le Roi!“ schrie, bat der verzagte Fürst um Gnade für die Gardes-du-corps, das freche Volk aber antwortete mit dem gebieterischen Verlangen, er solle nach Paris reisen. Rufe nach der Königin bestimmten Lafayette, sie zu bitten, mit ihm auf den Balcon zu treten; heldenmüthig that sie es mit ihren Kindern, und als das Volk sie ohne diese zu sehen wünschte, kehrte sie allein auf den Balcon zurück; ein Kerl legte auf sie an, schoss aber nicht. Unwillkürlich imponirte dem Gesindel der Stolz und Heldensinn der königlichen Frau, und als ihr Lafayette die Hand küsste, umbrauste sie das längst verklungene „Vive la Reine!“. Man schonte der Gardes-du-corps, die Königsfamilie dankte Lafayette als ihrem Retter und Freudensalven begrüßten Ludwig, als er um 11 Uhr vom Balcon seinen Entschluss kundgab, nach Paris zu gehen; die Nationalversammlung entschied sich dahin, ihm zu folgen, da sie von ihm untrennbar sei. Der Herzenswunsch Lafayette's erfüllte sich: König und Versammlung kamen nach Paris unter seine Vormundschaft, anstatt Ludwig's herrschte er fortan; freilich sollte bald der Mob, in dessen Aufsicht er den König stellte, ihm über den Kopf wachsen. Erschreckt durch die Uebersiedlung, sagten sich eine Reihe gemässigter Mitglieder von der Versammlung los und emigrirten, während ihr Verbleiben als Gegengewicht gegen die Thronfeinde so nöthig gewesen wäre.

Umringt von den zerfetzten Gardes-du-corps verliess der König mit Gemahlin, Kindern und seiner hochherzigen Schwester, Madame Elisabeth, am Nachmittag des 6. October auf immer Versailles, das nun verödete; an 40.000 Menschen, der Abhub von Paris, lief und tanzte um den Wagen, sang Spottlieder, bedrohte die Königin, die ihre fürstliche Hoheit bewundernswerth bewahrte, und wiederholte zum Ueberdrusse: „Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den Bäckerjungen; sie sollen uns Brot geben oder sie werden etwas erleben!“ Unter beständigen Flintenschüssen, die so leicht in den Wagen fallen konnten, langte nach sieben qualvollen Stunden der

Leichenzug der Monarchie unter dem Gebrülle „A la lanterne!“ in Paris an; in den Tuileries, wo nichts für den Empfang vorbereitet war, nahm der Hof seinen Sitz und die unzuverlässigen Nationalgarden erhielten den Dienst im Schlosse. Das wetterwendische Volk gefiel sich wieder in einer royalistischen Anwandlung, Marie Antoinette aber nahm wenig Rücksicht darauf; trüber Ahnungen voll, unterrichtete sie ihre Kinder, besuchte keine Feste mehr, lebte in inniger Freundschaft mit Madame Elisabeth, die wie ein Engel des Trostes einherwandelte, und mit der Prinzessin von Lamballe, stickte und wob prachtvolle Teppiche. Vergebens hatte Mirabeau dem König zugerufen: „Sire, gehen Sie nach Paris, so ist Ihre Krone verloren!“ Jetzt liess er ihn am 7. October durch den Grafen von der Mark bitten, Paris sofort wieder zu verlassen, ehe es zu spät sei, und erbot sich, die Mittel dazu anzuweisen; am 15. verfasste er ein Mémoire, welches aber bei Monsieur liegen blieb, worin er die Abreise Ludwig's am hellen Tage nach Rouen und die Verlegung der Nationalversammlung dahin empfahl. Zu keinem Entschlusse fähig, erklärte Ludwig statt dessen in einer Proclamation vom 9. October, er habe freiwillig seinen Aufenthalt in Paris genommen und gedenke, alle Provinzen zu bereisen, sobald die Verfassung vollendet sei: man sollte ihn für frei halten! Er bestätigte den Beschluss der Versammlung, wonach die geistlichen Güter zur Verfügung der Nation gestellt wurden, am 4. November, und interessirte sich lebhaft für die neue Constitution, besonders für die Departementaleintheilung Frankreichs, studirte voll Freude die neue Karte und entwarf selbst eine. Gerne opferte er die Parlamente auf, die als Hemmniss der Neuorganisirung erschienen, und das ganze Gerichtswesen wurde jetzt von ihm fast unabhängig. Ebenso ohnmächtig wurde er als Oberhaupt der Armee, überhaupt machten alle von Ludwig bestätigten Beschlüsse der Versammlung ihn zum Schattenfürsten und zerstörten den Lebensnerv der Monarchie.

Seit Ludwig in Paris residirte, war die Presse völlig zügellos, die Pressfrechheit entfaltete sich in abschreckendster Nacktheit, die gedruckte Lüge erprobte ihre Allmacht über unwissende und das Gemeine stets am liebsten glaubende Massen; die Marat, Loustalot, Desmoulins, Carra hatten gute Tage, sie wagten selbst Marie Antoinettens Verhaftung zu fordern, logen von einem Complotte mit Oesterreich und von einem Comité autrichien am Hofe; der Justizmord am Marquis de Favras bewies, wessen sich treue Royalisten zu versehen hatten, und bot Presse und Clubs neuen Stoff zu Lügen. Durch Monsieur näherte sich Mirabeau abermals dem Hofe, er bot

Ludwig Rath und That an ohne sich zu verkaufen; er und Monsieur wünschten, Ludwig solle sich als das Haupt der Revolution betrachten, und darum harmonirte es mit ihrer Ansicht, als die Minister Ludwig zu dem Schritte vom 4. Februar 1790 veranlassten. Um jede Mitwisserschaft an Favras' Plan zu widerlegen und eifrigen Royalisten gegenüber seine volle Uebereinstimmung mit der Versammlung zu offenbaren, erschien Ludwig ohne Wachen bei ihr, rühmte ihre Leistungen und den Geist der neuen Constitution in geschickter Rede, die man Necker zuschrieb, und erzeugte grossen Enthusiasmus bei der Volksvertretung, Entrüstung bei dem treugebliebenen Adel. Ebenso sprach jetzt, unter dem Drucke der Verhältnisse und gegen ihre Ansicht, die Königin, indem sie den Dauphin zu den Deputirten führte: „Seht hier meinen Sohn; ich will ihm ohne Ende von den Tugenden des besten Vaters erzählen, will ihn bei Zeiten die öffentliche Freiheit lieben lehren und er wird ihre festeste Stütze sein.“ Die ganze Scene vom 4. Februar mit ihrem Abschlusse, dem Bürgereide, war ein Effectstück! Indessen Mirabeau dem Könige die werthvollsten Dienste, zumal bei den Debatten über Krieg und Frieden leistete und Marie Antoinette ihm in Saint-Cloud Audienz gewährte, wurde die radicale Presse täglich dreister; sie nannte den König den „ältesten Capet“, den „natürlichen und doch unnützesten Diener des Volkes“, die Königin „das Weib der executiven Gewalt“ und die Verschworene Oesterreichs, dem sie Frankreichs Schätze sende. In der Versammlung ging es wieder toll her, der Adel wurde abgeschafft und jeder Titel ausser Sire beseitigt: Ludwig bestätigte dies alles gefügig.

Klänglich spielte er bei dem Föderationsfeste am 14. Juli den Volkskönig, der im Schatten Lafayette's den Föderationsschwur leistete; mit dreifarbigem Bändern geschmückt, hob die Königin den Dauphin empor und sagte: „Hier ist mein Sohn; er wie ich schliessen uns in gleicher Stimmung an.“ Weit mehr als sie hoffte Ludwig, von der universellen Begeisterung ergriffen, auf eine friedliche Lösung aller Verwicklungen, und doch war diese „heilige Ligue“ nur ein neuer Theatercoup und im Grunde ein Siegel mehr an der Gruft der Monarchie. Statt ihrer herrschte Anarchie. Die Royalisten riethen darum Ludwig, nach Lyon zu fliehen, wo sein Bruder Artois von Turin aus Verbindungen unterhielt; an den Grenzen zeigten sich viele Emigranten; Ludwig jedoch blieb ruhig in seiner Halbhaut; seine Haltung wurde immer matter; nach dem Sturze Necker's und der anderen Minister war er nahe daran, sich die Nachfolger von der Versammlung zu erbitten, anstatt sie zu ernennen, doch verhinderte

ihn Mirabeau daran; aber ihm gegenüber war der Hof unehrlich und hinderte ihn selbst an thatkräftiger Unterstützung. Die Jakobiner wurden täglich wilder und rissen dem Könige Fetzen um Fetzen von seinem Purpur. Nur in einer Frage raffte er sich auf, bei der Constitution civile du clergé.

Nie hatte eine Frage derart sein Gemüth bewegt; er sah in der römischen Kirche, deren Erstgeborener er als allerchristlichster König hiess, seine Mutter, fand in ihr sein alleiniges Seelenheil und verehrte im Papste ihr sichtbares Oberhaupt. Wie konnte er nun mit der Revolution gegen Kirche und Papst auftreten, wie aber andererseits durfte er es wagen, sich mit der Kirche gegen die Revolution aufzulehnen und seinem exaltirten Volke, in dessen Händen er war, entgegenzutreten, sich von dessen Forderungen geistig und kirchlich frei zu machen? Er stand inmitten eines Strudels, der ihn bald da, bald dorthin trieb; er dachte über die Religion, in der seine frommen Eltern gestorben waren, gerade wie die Bauern im Elsass und im Süden, die willig ihr Blut dafür verspritzten; war bei Ludwig dem Heiligen die Politik die stärkste Seite, so war es bei Ludwig XVI. die Frömmigkeit, und dies in einer Zeit, wo eine antireligiöse Richtung den grössten Theil der Nation bis zur Leidenschaft beherrschte. Verzweifelt erholte sich Ludwig Rath bei Pius VI., der unter Protesten gegen die Uebergriffe der Revolution auf kirchlichem und weltlichem Gebiete ihn ermahnte, ja nicht mit ihr gegen die Kirche vorzugehen. Dies konnte seine Seelenqual nur erhöhen. Bereits begann der Pöbel die Kirchen zu plündern, sich an Stein und Erz für seine alte Religion zu rächen und zu zertrümmern, was an Gott erinnerte; die Versammlung löste die französische Kirche vom Papste und unterstellte sie den Gesetzen der Nation; Ludwig aber verschob noch immer seine Entscheidung, ob er die Kirchenverfassung annehmen würde oder nicht. Wiederum wandte er sich an Pius und dieser erwartete seine Weigerung, um Frankreich mit dem Banne zu belegen. Die Jakobiner aber litten kein längeres Zaudern, sie organisirten einen Auflauf an den Tuileries und geängstigt unterschrieb Ludwig am 26. December; er stand nun, im Innersten vergiftet, auf Seite der Revolution gegen seine eigene Kirche, hegte aber die stille Absicht, bei günstigerer Constellation das Decret zurückzunehmen. Darum äusserte er: „Lieber wäre ich König von Metz, als dass ich in ähnlicher Lage König von Frankreich bliebe, aber das nimmt bald ein Ende!“ Eben die Verfolgung der Kirche durch die Versammlung trieb ihn in die Arme des Auslandes. Mirabeau hatte ihn stets von der

Flucht abgehalten, während er Verbindungen mit dem Auslande einging und Marie Antoinette seit Beginn des Sommers 1790 an einen Appell an Europa dachte, weit mehr auf Breteuil, Bouillé und Graf Axel Fersen als auf Mirabeau hörend. Die Königin war die Seele des ganzen Hofes, rüstete alles zur Flucht nach Montmédy, entrieth aber jeder Befähigung, besonnen, vorbedacht, correct zu verfahren; der ganze Antheil, den Ludwig nahm, bestand in Doppelzüngigkeit und heuchlerischem Guttheissen der Lage, in der er sich befand, der aber König und Königin entrinnen wollten. Ludwig fehlte geradezu der Muth, mit dem Schwerte die alte Religion und die Krone zu verfechten, er sah im Bürgerkriege Verworfenheit und verurtheilte das Gedächtniss Karl's I. von England; auch wollten weder er noch Marie Antoinette durch fremdländische Waffen auf dem Throne gehalten werden; sie träumten von einem europäischen bewaffneten Congresse, der Frankreich durch die Furcht zum Gehorsam zurückführen sollte. Ihre souterrainen Intriguen und Correspondenzen waren höchst bedenklich und konnten jeden Moment entdeckt werden, so viel Vorsichtsmaassregeln sie auch anwenden mochten; und nicht nur die Revolutionäre standen ihnen überall im Wege, sondern auch die Ultraroyalisten im sicheren Exile, Artois, Calonne und Andere, die mit dem Hofe in Beziehung traten und durch ihre Indiscretion Mancherlei verdarben oder enthüllten. Der Beistand Europas, auf den König und Königin hofften, war sehr fraglich.

Marie Antoinette hielt Grossbritannien und Preussen für ihre Feinde und sann auf eine Liga des Kaisers, Spaniens, Russlands, Sardinien's, der Schweiz, Schwedens und Dänemarks; aber nur Gustav III. von Schweden nahm warmes Interesse und wollte in einem Kreuzzuge gegen die Revolution den Thron in Versailles wieder aufrichten; dabei rechnete er auf die thätige Mitarbeit Katharina's II., die es aber bei gefühlvollen Phrasen beließ, nicht einen Soldaten und nicht einen Rubel stellte, nur Schweden, den Kaiser und Preussen immerfort zum Kriege gegen die Revolution, die ihr auch für Russland höchst gefährlich erschien, drängte, um in deren Rücken unbeirrt in Polen und der Türkei Eroberungen machen zu können. Alles kam übrigens auf die Haltung des neuen Kaisers Leopold II. an. Auf ihn setzte Marie Antoinette ihre Hoffnung, sprach ihm aber erst im Februar 1791 von dem Segen eines Einschreitens; auf alle weiteren Mittheilungen entgegnete der kühle Florentiner, der zu Hause übergenug zu thun hatte, mit Beileidsbezeugungen und Ermahnungen zur Geduld; wie die Schwester verurtheilte er das Treiben der Emigranten unter

Artois, dem er bei einer Begegnung in Mantua die grösste Zurückhaltung empfahl. Als ihm die Schwester am 22. Mai den Plan ihrer Flucht nach Montmédy zu den Truppen Bouillé's mittheilte, versprach er, an den Luxemburger Grenzen ein Corps von 10.000 Mann bereit zu halten, und gab ihr Erlaubniss, mit Mercy, den er 1790 von Paris abberufen hatte, alles zu verabreden, war aber voll Sorge wegen des Gelingens und verweigerte jede That, bevor die Flucht aus Paris gelungen sei, wie er überhaupt seine Intervention so lange nur möglich hinausschieben wollte. Darum hat er nie zur Flucht ermuthigt. Von den Verbindungen des Hofes mit dem Auslande wurde frühe allerlei bekannt, Briefe wurden aufgefangen und dienten zu neuer Aufreizung; die Presse sprach mit Behagen von schändlichen Invasions- und Theilungsplänen, Pamphlete flogen gegen die landesverrätherische Königin.

Mirabeau starb, lauter kleine Menschen mit kleinen Mitteln kamen auf die Bühne und rissen die Gewalt an sich; es begann der Einfluss des consequenten Rousseauschülers Robespierre, des sentimentalen Wütherichs der Mittelmässigkeit, und durch die Tribünen beherrschten die Jakobiner die Nationalversammlung. Die Decrete über den Clerus vermehrten die Erregung der Gemüther, der Papst verwarf die Constitution civile du clergé und verbot Ludwig, an seinem Schwure zu halten, da dies Ketzerei wäre; der Pöbel misshandelte Mönche und Nonnen, die er in Bordeaux in die Garonne warf. Den König drängte es, das Osterfest in Saint-Cloud mit einem refractären Beichtiger zu feiern, da er in Paris daran gehindert wurde; aber das Volk liess den Wagen am 18. April nicht hinaus, alles Eingreifen Lafayette's war erfolglos, Ludwig wurde beschimpft und selbst sein Leben bedroht; mit seiner Familie kehrte er um und Marie Antoinette äusserte zu den Umstehenden: „Ihr werdet jetzt wohl zugestehen, dass wir nicht frei sind!“ Auf Wunsch seiner Minister erschien Ludwig Tags darauf vor der Versammlung und spielte die Komödie, zu versichern, er sei völlig frei und könne reisen, wann er wolle, unterlasse es aber seiner lieben Versammlung zu Gefallen, und während Breteuil Ordre erhielt, die europäischen Höfe darüber zu belehren, dass Ludwig's Schritte als die eines Nichtfreien beurtheilt werden müssten, liess Ludwig allen Vertretern Frankreichs im Auslande officiell erklären, er sei vollkommen frei, und beichtete einem beeidigten Priester. Er begann so doppelzünftig zu werden, wie einst Karl Stuart. Eine Abreise bei hellem Tage, wie sie ihm Mirabeau gerathen hatte, war unmöglich, das hatte ihm der 18. April

bewiesen; er konnte nur bei Nacht und Nebel heimlich zu flüchten versuchen, und jenem Bouillé, zu dem er flüchten wollte, nahm eben der Kriegsminister, ein Jakobiner, seine besten Regimenter weg. Gewiss war Ludwig's Flucht ein beklagenswerther Entschluss, der ihn als einfachen Emigranten und Freund des Auslandes erscheinen liess; sein Volk musste denken, er wolle mit ausländischen Soldaten über Blut und Ruinen den Feudalstaat restituiren; Clubisten und Proletarier sahen in diesem Falle ihren Untergang voraus; die Bauern befürchteten die Rückkehr der Patrimonial- und Lehenszeit, die Soldaten die der Hiebe mit flacher Klinge, die Käufer der Nationalgüter deren Verlust und die Entwerthung der Assignate Niemand nahm an, Ludwig sinne nur auf Freiheit und Restauration der Königswürde, nicht wie die Emigranten auf Rache an seinem Vaterlande, und so stand alles zusammen, ihn nicht entrinnen zu lassen.

Der Königin zumal erschien es undenkbar, länger Misshandlungen zu ertragen, und so fuhr sie trotz der scharfen Aufsicht, unter der man sie und ihre Angehörigen hielt, trotz der Spione, die sie umgaben, fort, zur Flucht zu rüsten. Dabei war der Plan wie zum Misslingen geschaffen, linkisch und schwerfällig; Ludwig kannte keine Route in Frankreich ausser der Umgebung von Paris; Graf Fersen, der alles arrangirte, zog keinen praktischen Mann, sondern nur leichtfertige Cavaliere und rathlose Hofdamen zu und wählte einen Reisewagen, der schon durch seine Grösse auffallen musste und sogleich Orléans' Argwohn erweckte; seiner Aussage nach hatte er den Wagen für eine Baronin Korff bestellt, er hatte Pässe auf deren Namen besorgt und die Wagen gemiethet, die den Flüchtlingen bis zur Barrière Saint-Martin dienen sollten, wo jener Riesenwagen auf sie wartete. Ludwig ging nicht auf den Vorschlag der Königin ein, ihre Kinder mit Madame Elisabeth auf einem anderen Wege nach Flandern zu senden; anstatt des thatkräftigen Gardes-du-corps Grafen d'Agoult nahm er ihres Ranges wegen die Marquise de Tourzel, die Nachfolgerin der Polignac als „Gouvernante der Kinder von Frankreich," in die Reisegesellschaft auf, auch wurde die Abreise um Lappalien einige Stunden verschoben, obgleich mit Bouillé alles auf die Uhr verabredet war.

Ludwig hinterliess einen von Monsieur corrigirten Erlass an die Nationalversammlung und widerrief darin unter den herbsten Wahrheiten alles seit zwei Jahren von ihm Gethane und Sanctionirte; auch schrieb er Briefe für die Minister, um ihnen vorerst

jede Unterschrift zu untersagen. Auf den Strassen bis Châlons hin zogen beständig Patrouillen Bouillé's einher und ihre Aussagen, sie sollten einen Schatz escortiren, waren recht ungeschickt, da ja von Geldsendungen der Königin nach Wien gemunkelt ward. Trotzdem Lafayette die Königsfamilie streng bewachte, entwischten Monsieur und Madame, seine Gemahlin, die glücklich über Frankreichs Grenze gelangten; Fersen brachte den König, die Königin, ihre Kinder, Madame Elisabeth und Frau von Tourzel in der Nacht zum 20. Juni wirklich in seine „Berline“ und spielte den Kutscher bis Bondy, wo er sie verliess, um nach Paris zurückzukehren, und als er hier alles ruhig fand, nach Flandern abzureisen. Ludwig, der im Kleide eines Kammerdieners neben seiner Herrin „von Korff“ in dem Wagen sass, war seelenvergnügt und sprach davon, in welcher Unruhe wohl Lafayette sein möge.

Unvorsichtig schaute er wiederholt aus dem Fenster und erwiderte freundlich die Grüsse; wer in Frankreich sollte dies prononcirteste Gesicht nicht nach Münze und Bild erkannt haben! In Châlons-sur-Marne nahe daran, erkannt zu werden, fand er nicht am 21. Juni in Pont-de-Sommevel den jungen Herzog von Choiseul mit seinen Husaren; sie waren wegen jener Verspätung der Abreise nach vergeblichem Warten gegen Sainte-Menehould abgeritten, von wo sie dann Varennes für Ludwig zu spät erreichten. In Sainte-Menehould erkannte bei dem Wagenwechsel der Sohn des Postmeisters, der Jakobiner Drouet, den sich sorglos umschauenden König, eilte, während die misstrauisch gewordenen Einwohner die patrouillirenden Dragoner einsperrten, auf einem Seitenwege nach Varennes und brachte alles in Bewegung; als der Wagen in Varennes anlangte, war alle Welt auf den Beinen und die Behörden verwehrten die Weiterfahrt. Ludwig gab sich zu erkennen; sein Costüm musste ihm bei einer Nation, die nichts mehr scheut als die Lächerlichkeit, ohnehin alle Autorität rauben; überdies benahm er sich, ohne eine Spur königlicher Entschlossenheit, so läppisch wie nur denkbar; er machte keinen Versuch, als Fürst aufzutreten und die Weiterreise zu befehlen, sondern stieg folgsam aus und ass in aller Gemüthsruhe bei dem Procureur Sausse, einem Lichterzieher, zu Nacht. Tiefbeschämt sass die Königin am Bette ihrer schlafenden Kinder und Ferrières berichtet in seinen Memoiren, in dieser Schreckensnacht sei ihr Haar gebleicht. Alles Betteln Ludwig's, um Sausse zu rühren, war umsonst; die Husaren, die zu seinem Schutze nach Varennes gesandt worden, machten gemeinsame Sache mit der Nationalgarde, eine zur Befreiung von Dun

herbeijagende Husarenabtheilung, auf die Ludwig wartete, fand jede Möglichkeit, in Varennes einzudringen, abgeschnitten und Bouillé war noch nicht erschienen.

Mittlerweile war in Paris die Flucht entdeckt worden und hatte eine unbeschreibliche Aufregung erzeugt; das Volk stürzte in die Tuilerien, durchstöberte mit frechen Händen die Gemächer, die Alarmkanone dröhnte. Die Nationalversammlung vernahm schweigend die Fluchtkunde und gar Mancher sagte sich, es sei Ludwig doch gar zu viel Unbill widerfahren. Lafayette sandte sofort seinen Adjutanten de Romeuf ab, um Ludwig anzuhalten; man verabredete, es solle nicht von Flucht, sondern von Entführung des Königs gesprochen werden; nach allen Seiten erging Ordre, denselben nicht weiter zu lassen. Die Versammlung ergriff, als sei der Thron vacant, die Zügel der Regierung, übertrug den Ministern die Geschäfte, ordnete eine grosse Aushebung Freiwilliger an und liess sich von den Officieren in Paris Treue schwören; sie erliess, entgegen der von Ludwig zurückgelassenen Proclamation, ihrerseits eine und hielt die Ordnung aufrecht. Dieser drohte nicht geringe Gefahr seitens der Radicalen, deren Presse tobte. Fréron sprach vom meineidigen Schwachkopf und von der Verbrecherin, die mit dem Blutdurste der Medici die Ueppigkeit der Messalina paare, von der Furie Frankreichs; ein Placat der Cordeliers unter Legendre drohte allen Tyrannen mit dem Dolche; das Journal „La Bouche de fer“ forderte die Republik und nannte alle Könige „infam, Menschenfresser und Tyrannen“; Fréron dachte an Danton, Marat an sich selbst als Dictator; im Jakobinerclub meinte Danton, Ludwig's beste Vernichtung sei, wenn man ihn im Namen der Menschheit für imbecil erkläre, und im Palais-royal schlug man vor, ihn mit einem rothen Tuche um den Kopf drei Tage dem öffentlichen Gelächter preiszugeben und ihn dann in Etappen zur Grenze zu führen. Lafayette wurde angefeindet und des Complots mit Ludwig verdächtigt, errang sich aber neue Popularität durch den billigen Witz: „Wir sind 24 Millionen, der König kostete 24 Millionen, bei seinem Abgange gewinnt Jeder just 20 Sous Rente!“ Während sich wilde Gährung der Provinzen bemächtigte, beobachtete Robespierre mit Entrüstung und Feigheit die Ruhe der Versammlung und verdächtigte sie bei den Jakobinern; er stellte sich, als befürchte er „eine Barthomäusnacht der reinen Patrioten“, erzielte durch Desmoulins allgemeine Rührung und der Club schwur, mit ihm frei zu leben und zu sterben. Die Gelegenheit, sofort die Republik zu proclamiren, ging vorüber und unter dem Murren Robespierre's beschloss die Versammlung am

23. Juni, alle Helfer und Rathgeber zur Entführung zu Verräthern zu erklären, aber auch Jeden zu verhaften, welcher der königlichen Würde den schuldigen Respect versage. Nachdem ihr der Postmeister Drouet Bericht erstattet, verfügte die Versammlung die Aufstellung besonderer Wachen für den König einerseits unter Lafayette's Befehl und Verantwortung, für Königin und Dauphin andererseits, die Ernennung eines Gouverneurs für den Dauphin, das Verhör aller Begleiter auf der Flucht, die Uebertragung der vollziehenden Gewalt an die dafür verantwortlichen Minister und den Wegfall der königlichen Sanction für die Beschlüsse der Versammlung. König und Königin sollten somit wie Gefangene in Untersuchungshaft behandelt werden.

Massenweise standen die Nationalgarden auf den Wegen, als Lafayette's Adjutant in Varennes eintraf; der König wartete immer noch apathisch auf Bouillé und verzichtete auf jeden entschlossenen Schritt. Marie Antoinette trug den Dauphin selbst in den Wagen, der Varennes verliess, von Tausenden Bewaffneter umringt, zu denen die wüthenden Bauern von links und rechts zuzogen; als der Trauerzug verschwunden war, tauchte Bouillé auf; es war zu spät. Bouillé entfloh mit einigen Anhängern nach Luxemburg, nahm in einem Schreiben an die Versammlung vom 26. Juni alle Schuld an Ludwig's Flucht ritterlich auf sich, drohte aber lächerlicher- und gefährlicherweise, sobald Ludwig nur ein Haar gekrümmt werde, so solle in Paris kein Stein auf dem anderen bleiben, er werde die fremden Heere nach Paris führen, übrigens werde bald ein Manifest der Souveräne Europas noch eine ganz andere Sprache mit den Parisern reden. Um für seine und der Seinigen stets umdrohte Sicherheit zu sorgen, waren von der Versammlung Latour-Maubourg, Barnave und Pétion als Commissäre Ludwig entgegengesandt worden; begleitet vom Obersten Mathieu Dumas, trafen sie ihn bei Dormans. Ludwig versicherte ihnen, er habe Frankreich nicht verlassen, sondern in Montmédy bleiben und die neue Constitution in Ruhe prüfen wollen. Latour und Barnave benahmen sich rücksichtsvoll, Pétion mit abschreckender Gemeinheit gegen die Gefangenen; die kummervolle Schönheit und stumme Würde der Königin und Elisabeth's überwältigten den bisher feindlichen Barnave, und seitdem lieh er ihnen auf Kosten seiner Popularität Rath. Unter Verwünschungen rollte der Wagen dahin und fuhr am 25. Juni in Paris ein; das Volk stand in zahllosen Massen, Niemand entblösste das Haupt, Truppen und Nationalgarde schützten in dichter Hecke die erlauchten Personen vor Misshandlung, fraternisirten aber mit dem Pöbel; unter den gekreuzten Bajonetten der Gardisten, einem

caudinischen Joche, trat die Familie Bourbon wieder in die Tuilerien ein. Das Königthum war kaum mehr rettbar, die Stimmung dagegen zu universell, von allen Seiten liefen bei der Versammlung Adressen ein, sie möge die Rückkehr der alten Zeit verhüten; die Schreier gegen den Thron feierten Orgien; Girey-Dupré forderte am 27. Juni, man solle Ludwig den Process machen, Brissot am 1. Juli, man solle ihn absetzen; der Amerikaner Payne verfasste ein über alle Maassen freches Pamphlet gegen „Herrn Ludwig von Bourbon“, von dem es gleichgiltig, ob dieser entehrte Meineidige Schurke oder Idiot sei; Desmoulins überbot sich selbst.

In dem Verhöre, das im Auftrage der Versammlung Tronchet, Duport und Dandré mit König und Königin vornahmen, leugnete Ludwig jede Conspiration mit dem Auslande und sagte, auf seiner Reise habe er die einmüthige Neigung seines Volkes zu der neuen Constitution kennen gelernt, darum sei er entschlossen, ihr seine persönlichen Gefühle zu opfern. Barnave und Andere flüsterten ihm solche Aeusserungen zu, um das Königthum zu erhalten, und veranlassten auch die Königin, zu behaupten, wenn Ludwig je Frankreich hätte verlassen wollen, so würde sie ihn mit allen Kräften daran verhindert haben. Waren die Radicalen höchst unzufrieden mit dem Ergebnisse des Verhörs, so wollten die Royalisten Ludwig nicht in den Händen der Constitutionellen sehen, und trotzdem Malouet diese Selbstvernichtung der royalistischen Partei zu verhüten suchte, traten 290 Deputirte aus der Versammlung, weil sie Ludwig die Macht nehme. Die königliche Familie lebte in den Tuilerien unter strengster Haft, jeder Ein- und Austretende wurde untersucht, überall standen Wachen, selbst im Schlafzimmer der Königin, dessen Thüren halb offen bleiben mussten, wenn die Wache einmal herausgegangen war. Ludwig war wie gebrochen, Marie Antoinette unterdrückte aus Stolz ihren Jammer, alterte aber zusehens, nur Elisabeth hielt sich durch ihre Gottergebenheit nach wie vor aufrecht.

Leopold II. war durch falsche Nachrichten verleitet, die Flucht von Schwester und Schwager für geglückt zu halten; sonst so kühl berechnend, schrieb er Ersterer 2. Juli bewegt und stellte ihr Geld und Truppen zu freier Verfügung, gab seiner Schwester, der Regentin der Niederlande, Instructionen, drang in Sardinien, Spanien, die Schweiz und Preussen, Ludwig Hilfe zu leisten, und forderte den Prinzen von Condé auf, dessen Befehle einzuholen. Da traf die Schreckenskunde ein, vor der ihm längst geangst hatte. Entgegen

dem ritterlich-romantischen Hasse Gustav's III. von Schweden gegen die Revolution, hatte er sich stets enthalten, offen gegen sie aufzutreten, und die Emigranten kalt zurückgewiesen. Und jetzt forderte er am 6. Juli durch Rundschreiben aus Padua die europäischen Cabinete zu einer gemeinsamen Erklärung auf: sie sähen in der Sache der königlichen Familie ihre eigene, beständen auf deren sofortiger Freigabe und Sicherheit, würden jedes weitere Attentat dagegen entschieden rächen und nur solche Gesetze und solche Verfassung als rechtsgiltig anerkennen, welche der befreite König freiwillig guthiesse. Die Drohungen an die siegreiche Revolution für den Fall der Weigerung waren verfehlt, da Leopold nicht gewillt war, Truppen zu ihrer Ausführung abzusenden. Kaunitz erläuterte die Gedanken des Rundschreibens des Näheren durch Circular und Memoire vom 17. Juli an alle kaiserlichen Vertretungen. Leopold verständigte sich mit Friedrich Wilhelm II., der sich sehr für die Königsfamilie erwärmt hatte, schloss mit ihm den Wiener Vertrag vom 25. Juli, blieb durch Fersen von den Wünschen der Schwester und des Schwagers au fait, und warnte die Schwester in Brüssel inständig vor den Emigranten; bald erkannte er, dass er einzig auf den Berliner Hof rechnen könne, auf keinen zweiten. Er kam in Pillnitz mit Friedrich Wilhelm II. zusammen, sehr unzufrieden, dass auch Artois, Calonne und Andere erschienen, und beide Monarchen unterzeichneten dort 27. August eine Erklärung: die Lage Ludwig's erscheine ihnen als Gegenstand des gemeinsamen Interesses aller Fürsten; sie hofften, die anderen Mächte würden, mit ihnen einverstanden, die wirksamsten Mittel ergreifen, Ludwig in seine volle Freiheit einzusetzen; einstweilen wollten sie ihre Truppen mobil machen. Sie machten also ihr Vorgehen für Ludwig vom Zustandekommen eines Concerts der am 6. Juli eingeladenen Mächte abhängig, das nie zu Stande kam, belassen es dann bei dieser Kundgebung und führten ihre Drohungen nie aus. Leopold zog die Dinge in die Länge, um nicht in Frankreich interveniren zu müssen, und rieth, die Emigranten zurückweisend, Marie Antoinette zur Verständigung mit der Nationalversammlung; er war völlig beruhigt, als er erfuhr, die Mehrheit der letzteren sei gegen eine Republik und für die Vereinbarung einer neuen Verfassung mit Ludwig.

Trotz der johlenden Besucher der Tribünen, der Wuth eines Robespierre und Pétion stimmte die Majorität in der Versammlung, von Barnave hingerissen, für die Unverletzlichkeit des Königs; doch gab sie am 16. Juli dem Beschlusse ihre Zustimmung: wenn der

König seinen Eid auf die Verfassung zurückziehe oder die Waffen gegen die Nation wende, so danke er dadurch ab, ebenso wenn er Frankreich verlasse und nicht in festgesetzter Zeit zurückkehre; er werde dann einfacher Staatsbürger und wie Jeder für die nach seiner Abdankung fallenden Thaten Anklage und Strafe unterworfen; gegenwärtig seien nur Bouillé und alle Helfer bei der „Entführung“ als Hochverräther zu verfolgen, Drouet und seine Genossen mit 200.000 Frcs. zu belohnen. An demselben Tage votirte die Versammlung: die executive Gewalt sei in Ludwig suspendirt, bis er die neue Verfassung beschworen habe. Von Absetzung war keine Rede. Erschreckt sahen die Jakobiner ihre Ohnmacht und Niederlage gegenüber den Monarchisten und führten, um sich zu rächen, den Aufstand vom 17. Juli auf dem Marsfelde herbei, der für sie so beschämend verlief; leider fehlte der Regierung die Energie, ihren Sieg zu benützen und mit Hilfe des gemässigten Clubs der Feuillans die Clubs der Jakobiner und Cordeliers, d. h. das Nest alles Aufruhrs, zu schliessen. Jetzt beendete die Versammlung die Verfassungsrevision, die Ludwig zu einem Titularbeamten ohne Macht stempelte; 60 Mitglieder überbrachten sie ihm am 3. September. Er forderte Bedenkzeit; Marie Antoinette, die beständig mit Leopold, Mercy und Anderen correspondirte, sah in der Verfassung ein Gewebe unausführbarer Absurditäten und trachtete nur, ihre Feinde einzuschläfern und dann zu dupiren, da die Ablehnung der Constitution Todesgefahr drohe. Ludwig, der sich völlig der Leitung seiner Gemahlin überliess und von Gott und ihr sein Heil erwartete, nahm, von den Feuillans bestärkt, am 13. September die Constitution an; dies rief tollen Jubel hervor. Als er sie Tags darauf in der Versammlung beschwor, war er tief gedemüthigt durch deren Etiquettemangel und sagte zur Königin: „Alles ist verloren!“ Obwohl der Verfassung in hohem Grade abhold, erniedrigte er sich Frankreich und der Welt gegenüber zu der Lüge, er halte sie in hohen Ehren.

Das Volk aber jubelte der Königsfamilie, die am 4. September wieder freigesetzt worden, wo es ihr begegnete, zu und feierte Feste; die Versammlung verfügte eine Amnestie für politische Vergehen u. s. w. Ludwig notificirte am 18. September den Höfen die neue Constitution, bat seine Brüder, alle Proteste zu unterlassen und heimzukehren, was Leopold befürwortete, führte aber, wie Marie Antoinette, insgeheim gegen sie eine andere Sprache. Niemand war froher über die Annahme der Verfassung als Leopold und Kaunitz, der europäische Congress für Intervention fiel nun weg und man hatte

nichts weiter mit Frankreich zu thun; nur die Emigranten fuhren fort, zu protestiren und zu schüren. Sie behaupteten mit Recht, Ludwig sei gefangen und ohne eigenen Willen.

Am 30. September schloss die constituirende Nationalversammlung mit einer Rede des Königs ab und am 1. October begann die Legislative ihr Dasein. Welche Macht in ihr die Gegner der Krone besaßen, bewies schon am 5. d. M. die Abschaffung der Titel „Sire“ und „Majestät“, der letzten in dem Volke der „Gleichen“, sowie des Vorrangs des Königs vor dem Präsidenten der Legislative. Doch beleidigten diese Beschlüsse Ludwig derart, dass die Legislative sie Tags darauf zurücknahm, und überall wurden ihm und seiner Familie Beifallszeichen zu Theil. In seiner Umgebung herrschte die äusserste Abneigung gegen die neue Verfassung; sein jetzt einflussreichster Rath, der Marineminister de Bertrand-Moleville, war ein verstockter Anhänger des ancien régime und Freund der Koblenzer Emigration. Die Jakobiner aber wussten sich der Gewalt in Paris zu bemächtigen, die Bourgeoisie wurde entwaffnet, Lafayette trat am 8. October ab, und um ihn, den verhassten Mann, nicht zum Majordomus werden zu lassen, unterstützte Marie Antoinette nach Bailly's Rücktritt Pétion's Candidatur zur Mairie von Paris; sie hielt Pétion für bestechlich und dumm. Auch die anderen Hauptgemeindeämter fielen an Feinde der Krone, wie Manuel, Danton, Roederer; die Jakobiner waren darum übermüthig und hofften, die Legislative werde lediglich ihre Decretirmaschine werden. Ihre Presse tobte gegen die Emigranten und die den Eid auf die Kirchenverfassung verweigernden Priester (réfractaires). Ludwig suchte der fortdauernden Emigration Einhalt zu thun und forderte am 14. October die Emigranten zur Rückkehr auf, wohl um eine Discussion auf der Tribüne zu verhindern; doch begann dieselbe am 20. d. M. und hielt sich seitdem auf der Tagesordnung der Legislative; Brissot, Condorcet, Vergniaud, Isnard hielten die wildesten Reden gegen die Emigranten und das sie schützende Ausland, und schürten am Nationalstolz, um einen Krieg zu erzielen. Die Versammlung forderte am 31. October Monsieur auf, binnen zwei Monaten heimzukehren, widrigenfalls er seiner Rechte an die Regentschaft verlustig gehen würde; er antwortete mit einem Erlasse gröbster Insulte. Sie aber erklärte am 9. November alle Franzosen jenseits der Grenzen für der Verschwörung verdächtig und der Todesstrafe nebst Gütersequestration verfallen, wenn sie nicht vor 1. Januar 1792 heimkehrten; auch die Prinzen begriff sie hierin ein. Ludwig konnte dies Decret unmöglich

sanctioniren und legte am 12. November sein Veto ein; obwohl er nochmals seine Brüder und alle Ausgewanderten zur Heimkehr aufrief, blieben sie wolweislich ferne und nannten ihn unfrei; die Revolution hingegen hielt ihn für ihren Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter gegen Frankreich oder warf wenigstens diesen Vorwurf auf ihn. Noch näher berührte Ludwig, der ja wie die Königin kein Freund der Emigranten war, die Haltung der Legislative gegen die refractären Priester; in ihnen erschienen ihm Religion und Gewissen der Nation beleidigt. Die von Couthon, Fauchet, Isnard und Anderen genährte Erbitterung erreichte ihren Endausdruck in dem Decret vom 29. November, wonach alle Geistlichen, die nicht binnen acht Tagen den Eid leisteten, ihrer Pension verlustig und bei ausbrechenden Unruhen, sobald Verdacht auf sie fiel, entfernt werden sollten. Lieber hätte Ludwig das Leben verloren oder abgedankt, als sich gegen diese „Märtyrer“ zu erklären, doch zögerte er mit der Einlegung des Veto bis zum 19. December. Vorerst erregten beide Veto des Königs weder Emeute noch Aufregung, bald jedoch wurden sie ihm als schwere Verbrechen angerechnet und mit Vorliebe auf Conto der Königin „Madame Veto“ gesetzt, weshalb die schändliche Carmagnole mit den Worten begann:

„Madame Veto avait promis,
De faire égorger tout Paris.”

Während der Kaiser und Ludwig XVI. den Frieden wollten, steuerten die Jakobiner und die doctrinären Girondisten mit Feuereifer dem Kriege zu; sie rasteten nicht, bis Ludwig, der vergebens auf die Hilfe der europäischen Höfe wartete, sich am 14. December entschloss, Kurtrier zu erklären, er würde zum Kriege gegen diesen Staat vorgehen, wenn nicht bis 15. Januar die Emigrantenansammlungen daselbst aufhörten; gleichzeitig gab Ludwig durch seinen Vertrauten Breteuil den Cabineten bekannt, er wünsche keinen Krieg, müsse sich aber der Zwangslage fügen; er und die Königin hofften noch immer auf Erlösung aus ihrer unwürdigen Situation durch einen europäischen Congress, der den Kriegseifer der Revolutionsmänner abkühlen würde. Sie verstrickten sich in ihrer Noth in ein Netz von Intrigue und Doppelzüngigkeit, aus dem kein Ariadnefaden herausführen konnte, und auch hier trifft die thatkräftigere Königin der schwerere Theil der Schuld. Sie wünschte, dass Ludwig zum Zwecke des Krieges ein nationales Heer bilde; sie wollte sich mit letzterem an die Spitze der Bewegung stellen und, unterstützt von den Truppen der alliirten

Mächte, Frankreich den inneren Frieden dictiren. Erschreckt verwiesen Kurtrier und Kurmainz sofort die Emigranten, die Kriegspartei in Paris aber bestand auf Krieg, um während seiner Dauer den Thron zu zertrümmern.

Anstatt Ludwig zum neuen Jahre zu gratuliren, erliess die Legislative am 1. Januar 1792 ein Anklagedecret auf Hochverrath gegen seine Brüder, Condé, Calonne und den jüngeren Mirabeau. Um alle Parteien zu einigen, machte die Gironde einen Sturm auf die öffentliche Meinung, Gensonné und Guadet erzielten den Beschluss vom 14. Januar, wonach jeder Franzose ehrlos und Verräther am Vaterlande sein solle, der an irgend einer Verhandlung mit Fremden über Frankreichs Verfassung theilnehme; die an Schwüre gewöhnte Versammlung rief „Verfassung oder Tod!“ und verlangte von Ludwig, er solle allen Mächten den Beschluss vom 14. Januar mittheilen und hinzusetzen, in jedem Fürsten Europas, der gegen die Verfassung Frankreichs die Hand rühre, sehe Frankreich einen Feind. Am 17. Januar, an demselben Tage, an dem Leopold II. seine Forderungen an Frankreich aufstellte, entflammte Brissot die Versammlung zum Kriege; die Gironde ruhte nicht, bis die Versammlung am 25. Januar beschloss: der König müsse den Kaiser fragen, ob er auf jede Unternehmung gegen Frankreich verzichte, und dieser müsse sich bis 1. März erklären; verweigere Leopold den Verzicht, so solle der Krieg beginnen. Hiermit war Leopold die Pistole auf die Brust gesetzt; er schloss nun am 7. Februar einen Freundschafts- und Defensivallianz-Vertrag mit Friedrich Wilhelm II. in rein conservativer Absicht, und erliess am 17. Februar eine beruhigende Note an Frankreich, in der Hoffnung, es vom Kriege abhalten zu können; weit mehr als der König von Preussen glaubte er noch an diese Möglichkeit. Da starb Leopold am 1. März und die Emigranten erhofften Grosses von seinem Sohne Franz II., Ludwig hingegen war wie ein zum Tode Verurtheilter und liess alles über sich ergehen. Er sah, wie man seine Minister anklagte, wie Vergniaud die Königin angriff, und liess das Feuillans-Ministerium fallen; während Gustav III. dem Meuchelmorde erlag, die Gironde Ludwig am liebsten abgesetzt und für den Dauphin eine Regentschaft gebildet hätte, wobei ihr nur Lafayette den Weg versperrte, musste Ludwig im März ein girondistisches Ministerium wählen, das ihm mit Ausnahme Dumouriez' persönlich zuwider war. Dumouriez erliess sofort im echten Jakobiner-trotze Noten an Franz II. und trieb dem Kriege zu; es blieb Ludwig keine Wahl: mit thränenerstickter Stimme musste er am 20. April

in der Versammlung, die gedankenlos aufjubelte, den Krieg gegen seinen Neffen beantragen. In diesem Feldzuge, der enorme Summen kostete, wurde von Frankreich nichts geleistet; dabei erfolgten unter dem Schlagworte „Verfassung und Freiheit!“ neue Angriffe auf Ludwig's zerbröckelnde Krone; die herrschende Partei gab deutlich zu erkennen, ihr Ziel sei der Umsturz der ganzen Verfassung; gewiss hasste Ludwig letztere, aber aus anderen Motiven, und in den girondistischen Ministern sah er Gefangenwärter; darum verkehrte er mit ihren Feinden Barnave, Duport und Lameth. Die Aufregung des Pöbels wuchs; wo sich die königliche Familie zeigte, sah sie sich Insulten ausgesetzt, in Aller Munde war das Comité autrichien! Immer noch hoffte Ludwig auf die Intervention des Auslandes, und sein Vertrauter Mallet du Pan ging am 21. Mai mit Geheimaufträgen an die gegen Frankreich alliirten Fürsten ab.

Weit mehr als bisher raffte sich Ludwig in dieser Zeit auf; täglich häufte sich mehr Geröll auf dem Grabe seiner Hoffnungen, täglich kam er dem Untergange näher; seit er dem monarchischen Europa, seit er den Monarchen, seinen „Brüdern“, den Krieg hatte erklären müssen, verzweifelte er an der Rettung und eine nie gekannte Festigkeit kam über ihn; es galt, mit Ehren zu fallen! Als darum die Legislative am 27. Mai die Deportirung der eidweigernden Priester decretirte, legte der König sein Veto ein, wozu ihn Erziehung und Gewissen zwangen. Um ihn nun militärisch ganz wehrlos zu machen, ihm sein letztes Bollwerk zu nehmen, wandten sich Jakobiner und Girondisten gegen die ihm verfassungsmässig bewilligte Leibwache von 6000 Mann und setzten am 29. Mai ihre Verabschiedung durch; bis sie erneuert würde, sollte die Nationalgarde den Dienst versehen. Jetzt hielt die unreife Gironde den Moment wesentlich beschleunigt, wo aus dem paralysirten Königthum sich plötzlich die Republik aufschwingen werde; sie wollte sich ein stehendes Heer gegen den Thron schaffen, und die Legislative ordnete darum, ohne den König zu fragen, am 6. Juni auf Antrag des girondistischen Kriegsministers Servan die Bildung eines Lagers von 20.000 „Föderirten“ bei Paris an. Ludwig, der dem Beschluss vom 29. Mai zugestimmt, legte hier sein Veto ein.

Während die Revolutionsmänner Piken vertheilen liessen und die Girondisten für den Nothfall eine Entführung Ludwig's in den Süden planten, waren die Nationalgarde, die Feuillans, Lafayette und Dumouriez selbst gegen die Anordnung vom 6. Juni; es kam zum Bruche Dumouriez' mit seinen Collegen im Ministerium. Der Minister

des Inneren, Roland, ohnehin Ludwig verhasst, übergab diesem am 10. Juni einen geradezu unverschämten, von seiner Frau verfassten Mahnbrief voll Drohungen mit blutiger Rache; Ludwig's Entrüstung wurde von Dumouriez benützt und am 12. und 13. d. M. erhielten die Minister Servan, Roland und Clavière (Finanzen) ihre Entlassung. Man machte hieraus Ludwig ein Verbrechen, Roland theilte der Legislative eine Abschrift seines Briefes mit, sie liess diesen durch ganz Frankreich verbreiten und feierte um die Wette mit den Clubs und der Presse die entlassenen Minister. Dumouriez hielt sich für den Meister des Staates; da aber Ludwig auch ihm die Bestätigung der Decrete vom 27. Mai und 6. Juni verweigerte, gab der General am 15. seine Entlassung als Minister und übernahm ein Commando bei der Nordarmee. Die Revolutionsmänner, denen eben Lafayette den Fehdehandschuh hinwarf, griffen nun wieder zur Offensive, um den Hof einzuschüchtern; zu Tausenden verbreiteten sie und verlasen selbst im Tuileriengarten eine Flugschrift, die „dem Monstre Ludwig“ den Tod drohte; auf die neuen Minister, meist Feuillans, konnte sich der König nicht stützen, denn die Zeit der Feuillans ging zu Ende. Gefasst sah er der Zukunft ins Auge; er hatte, wie er seinem Beichtvater am 19. Juni schrieb, mit den Menschen abgeschlossen und richtete seine Blicke gen Himmel. Bearbeitet von den Girondisten, Jakobinern und Cordeliers, erhob sich am 20. Juni der Pöbel der Vorstädte gegen den Thron und der Maire Pétion benahm sich noch verdächtiger als Lafayette im October 1789; alle Behörden bedeckten sich mit Schmach. Der Pöbel beschloss, „Herrn und Frau Veto“ einen bewaffneten Besuch abzustatten und Ludwig's Einwilligung in die abgelehnten Decrete zu ertrotzen. Er überfluthete die Nationalversammlung und zeigte, er sei jetzt der Staat; geführt von dem Brauer Santerre und dem verkommenen Marquis de Sainte-Huruge, stürzte er sich auf die Tuileries; der Commandant der Nationalgarde, die hier den Dienst hatte, lief sofort davon und wie ein Bergstrom ergossen sich die Horden nach den königlichen Wohnräumen. Ludwig erwartete furchtlos, mit den Tugenden des Christen die Lücken des Königs ausfüllend, im Oeil de Boeuf mit Madame Elisabeth, einigen Ministern, Officieren und Nationalgardisten die andrängende Menge, und als diese die Thüren einschlagen wollte, liess er selbst öffnen; es kostete ihm keine Ueberwindung, ohne Waffen Mördern entgegen zu treten. Die wenigen Nationalgardisten unter dem braven Acloque deckten ihn mit ihren Leibern, man drängte ihn in eine Fensternische und überhäufte Madame, die man für die Königin hielt, mit Schimpfreden; sie war froh, ihrer Schwägerin dadurch Zeit

zur Flucht geben zu können. Mit passiver Ruhe hielt Ludwig drei Stunden in dem unbeschreiblichen Getümmel Stand; mochten die Kerle brüllen: „Nieder mit Herrn Veto! Zum Teufel mit ihm! Er nehme die patriotischen Minister wieder!“, mochten sie mit Piken und Spiessen nach ihm stechen, er blieb unerschütterlich, und als der Metzger Legendre ihn mit Schimpfereien und Lügen überschüttete, antwortete er: „Ich werde nach der Verfassung und den Beschlüssen der Nationalversammlung handeln.“ Auf einer Pike reichte man ihm die rothe Mütze, bisher das Kennzeichen der Galeerensträflinge, jetzt der Freiheit; er stülpte sie auf und erntete damit „Hoch die Nation! Hoch der König!“, auch nahm er von einem Weibe einen Degen an, schwenkte ihn und rief mit den Anderen: „Es lebe die Nation!“, schliesslich trank er, dem Verdursten nahe, aus dem Glase eines Gardisten auf das Wohl des Pariser Volkes und der Nation. So ging es fort, auch Isnard und Vergniaud wollte es nicht gelingen, das Volk zum Gehen zu bewegen; erst als endlich Pétion erschien, log, von diesen Auftritten nichts gewusst zu haben, und dem Volke schmeichelte, ohne den Kerlen, die Ludwig den Tod drohten, den Mund zu stopfen, verlief sich der Mob; der beabsichtigte Mord Ludwig's unterblieb und um 1/29 Uhr Abends konnte Ludwig Marie Antoinette unter Thränen in die Arme schliessen. Sie war im Rathssaale mit ihren Kindern und Madame Elisabeth von rasenden Fischweibern und Vorstädtern umringt gewesen, wackere Grenadiere unter Mandat schützten ihr Leben, während ein Hagel von Gemeinheit auf ihr schönes Haupt niederfiel; sie imponirte derart durch ihre ruhige Hoheit, dass Santerre selbst dem Dauphin die aufgestülpte rothe Mütze wieder wegnahm, da sie ihm zu heiss mache. Ungeduldig schaute dem Tumulte der junge Artilleriehauptmann Napoleon Bonaparte mit seinem Sinn für Ordnung und Autorität zu; er meinte, er würde die Canaille zusammenkartätschen, wenn er nur drei oder vier Kanonen hätte. Der 20. Juni, an dem die Revolutionäre ihr Ziel verfehlten, endete wie eine Bäuberei und erregte den Abscheu aller constitutionell Gesinnten derart, dass die Gironde bald ihre Werkzeuge verleugnete und sogar Jakobiner aus ihrem Club austraten.

Ludwig's ritterliche Proclamation vom 22. hätte es verdient, die Franzosen aus der Schmach aufzurütteln; viele Adressen ergingen für Königthum und Ordnung, eine Bittschrift mit 20.000 Namen forderte Bestrafung der Leute vom 20. Juni, und von der Nationalgarde kam an Ludwig das Anerbieten, sie wolle sich um ihn scharen. Der treue Herzog von Larochehoucauld-Liancourt, der in Rouen commandirte, bat Ludwig, zu den dortigen Truppen zu kommen, und

stellte ihm 150.000 Francs zur Verfügung; Lafayette wollte ihn an die Spitze seines Heeres in Compiègne stellen und kam nach Paris, um die Jakobiner zu zertreten, musste aber, ohne etwas erreicht zu haben, unter ihrem Spotte am 30. Juni wieder abreisen. Bei Hof war er eilig aufgenommen worden; obwohl Elisabeth empfahl: „Vergessen wir, was hinter uns liegt, und werfen wir uns in die Arme des Einzigen, der uns retten kann“, entschied Marie Antoinette und mit ihr Ludwig: „Lieber untergehen, als Lafayette und den Constitutionellen die Rettung verdanken.“

Am 3. Juli, am Tage nachdem Ludwig die Errichtung eines Lagers bei Paris gestattet hatte, eröffnete Vergniaud den neuen Kampf gegen König und Königthum unter dem Eindrucke der Misserfolge der Truppen gegen den Kaiser; in einer der glänzendsten Reden der Revolution erklärte er, das Vaterland sei in Gefahr, Ludwig sei die Quelle alles Uebels und aller Gefahr, er habe durch sein Einverständniss mit dem Kaiser, Preussen und den Emigranten die von der Verfassung vorgesehene Absetzung verdient, in seinem Namen gähre die Contrerevolution, in seinem Namen wühle Clerus und Adel; unter Denunciationen perfidester Natur donnerte er Ludwig entgegen: „Mensch, den der Edelmuth der Franzosen nicht rühren konnte, Mensch, der Du nur für die Herrschaft des Despoten Empfindung hast, Du hast Dein Gelübde auf die Verfassung nicht erfüllt. Du bist nichts mehr für diese Verfassung, die Du schnöde gebrochen, nichts mehr für dies Volk, das Du so feige verrathen hast!“ Dabei vermied er den Antrag auf Absetzung. Er entfesselte nur alle Leidenschaften; die Vertheidigungsrede, welche Graf Dumas für Ludwig und seine Räthe hielt, begegnete Zischen und Murren; desto besser gefiel Brissot's Wettern gegen den Hof, und am 4. Juli erging das Decret: die Nationalversammlung könne ohne des Königs Genehmigung das Vaterland in Gefahr erklären. Die Exaltation schien den Zenith erreicht zu haben, in Soissons wurde ein Lager gebildet, die Minister mussten der Legislative einen Bericht über die Lage des Reichs abstaten; derselbe fiel sehr beunruhigend aus und die Minister traten am 10. d. M. ab. Am 11. erklärte die Legislative das Vaterland in Gefahr.

Die Lage der Königsfamilie war entsetzlich und Ludwig, dessen Leben stets gefährdet war, wusste nicht, was er thun sollte; er war zur Zweideutigkeit gezwungen; denn während er von den nahenden alliirten Truppen unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig Erlösung erhoffte, musste er den Verbündeten seines Volkes gegen sie spielen. Mit berechtigter Schadenfreude bemerkte er, wie

bei der pomphaften Jahresfeier des Bastillesturmes, 14. Juli, die Heerschau über die Freiwilligen kläglich ausfiel; freilich spielte er eine ebenso unscheinbare Rolle neben dem Tageshelden Pétion, dessen Anwesenheit allein ihn vor dem Dolche bewahrte. Roland hoffte, Ludwig werde sich durch den Druck zu einem neuen Gironde-Ministerium entschliessen; Ludwig jedoch wollte nicht an die Gironde abdanken, wies sie zurück und sie vereinigte sich neuerdings mit den Jakobinern.

Kaiser Franz II. und Friedrich Wilhelm II. hatten sich eben in Mainz geeinigt, ihre Heere für Ludwig ins Feld zu senden; dort berieth man auch über Abfassung eines Manifestes, welches bei dem Einrücken derselben in Frankreich verbreitet werden und den Revolutionären Schrecken einjagen sollte; der Hof in den Tuilerien erwartete Wunder von seiner Wirkung auf die Rebellen. Mallet du Pan entwarf es, aber Emigranten hohler Art verdarben es durch Abänderungen, die unheilvoll wirken sollten. So erblickte das Manifest vom 25. Juli, wie Sorel sagt, „berühmt in der Geschichte diplomatischer Impertinenzen“, das Licht; es erweckte eine unbändige Wuth in Paris und in ganz Frankreich. Wehe dem, der nicht in den Wuthschrei einstimmt! Die Volkspartei dachte nur noch an die Absetzung Ludwig's, täglich forderten sie Zettel im Garten der Tuilerien, auf dem Hôtel-de-ville arbeitete das ultraradicale Centralcorrespondenz-Bureau unter Pétion und Manuel; am 29. Juli forderte Robespierre anstatt des Königs einen Nationalconvent, und vergebens betheuerte Ludwig der Legislative seine Unschuld an dem Manifeste vom 25. wie an allen Schritten der Alliirten. Die Girondisten wünschten Ludwig's Absetzung, aber ohne schmutzige Mittel und ohne Blut, wählten wunderlich genug zu Helfershelfern Banditen aus Marseille, „Föderirte“, und setzten auf dem Papier die ganze „feierliche Insurrection“ fest. Die Marseiller aber schlossen enge Freundschaft mit den Cordeliers und Jakobinern; es wurde aller Ordnung der Untergang geschworen, die Führer begründeten in einer Vorstadtkneipe ihre Dictatur. Auch in den Tuilerien rüstete man gegen den abermaligen Ansturm der Ochlokratie und an die Spitze der bunt zusammengesetzten Truppen trat der biedere Mandat, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde.

Pétion versicherte dem König, er habe alles zu seinem Schutze gethan, und liess sich nicht mehr sehen; später liess er aussprengen, man halte ihn im Schlosse gefangen und bedrohe sein Leben, ging aber erst im Parke spazieren und umstellte dann sein Hôtel mit 600 Mann aus den Sectionen, als sei er sonst unsicher: auf diese

Weise enthob er sich aller Verantwortlichkeit und liess den Weg zu Ludwig frei. Als der Aufruhr zum Losschlagen fertig war, legten die Sectionscommissäre unter Huguenin die Macht des Gemeinderathes unter Cousin brach, ein Schuss streckte Mandat in der Frühe des 10. August nieder und während Santerre sein Amt erhielt, begann der Abfall von Ludwig's letzten Vertheidigern.

Die Gendarmes weigerten sich auf das Volk zu schiessen, nur 750 Schweizer und 120 schlecht armirte adelige Herren hielten zu Ludwig. Als er sich zeigte, ertönte bald „Vive le Roi!“, bald „Vive la Nation!“ Die Vorstädter aber brüllten „Vivent les Sansculottes! A-bas le Veto! A-bas le Roi!“ Man hielt ihm die Faust unter die Nase und todtenbleich kam er zur Königin herauf. Der Carrouselplatz füllte sich mit Rebellen. Da gab ganz im Sinne der Gironde, die ohne Blutvergiessen eine kostbare Geisel erhalten wollte, der Procurator-Syndicus Roederer Ludwig den Rath, sich mit seiner Familie in den Schoss der Legislative zu begeben. Trotz des Einspruchs der muthigen Königin, die an die letzten Soldaten erinnerte, befolgte der König den verderblichen Vorschlag, flüchtete mit seiner Familie über die Strasse in die „Salle du Manège“ und vertraute sich der Versammlung an; er versäumte es, in seinem eigenen Hause ritterlich zu kämpfen und zu fallen, und gab abgestumpft die Monarchie preis. Indem er den Schweizern gebot, den Kampf einzustellen und die Tuilerien zu räumen, in die sofort die Insurgenten einfielen, trieb er erstere in den sicheren Tod; nur 380 überlebten.

Er sass mittlerweile mit den Seinen in der käfigartigen Stenographenloge des „Journal logographique“ und hörte 16 Stunden den Debatten über seine Absetzung zu; auf Vergniaud's Antrag beschloss endlich die Versammlung, ihn zu suspendiren, von der Absetzung abstehend, das Ministerium zu verabschieden und einen Nationalconvent durch die Nation bilden zu lassen. Man wies der Königsfamilie das Luxembourg, am 13. August den Temple als Residenz an, die girondistischen Minister kehrten an das Ruder zurück, nur die Justiz fiel dem wilden Danton zu, der bald alle Collegen lenkte und Frankreich seine Befehle gab; voll Feigheit erkannte die Versammlung den Gemeinderath als provisorischen Inhaber der Executivgewalt an; alle monarchischen Embleme und Statuen, selbst die des vergötterten Heinrich IV. wurden entfernt und der Republik der Weg gebahnt. Jede persönliche Sicherheit fiel weg, Marat's Aufruf vom 10. August an die „Patrioten“ forderte ein Blutbad, auf Robespierre's Antrag wurde 18. August ein Revolutionstribunal gegen alle des Royalismus irgend Verdächtigen

eingesetzt, Paris glich einer belagerten Stadt, in der überall besoldete Spione auf Suspects lauerten; feige zitterte die Bourgeoisie. Die Legislative stand absolut unter der Ordre der Commune.

Die refractären Priester wurden gefangen gesetzt, um bei den Septembermorden abgeschlachtet zu werden; die Güter der Emigranten wurden zu Spottpreisen verkauft, alle Feudalrechte ohne Ablösung aufgehoben — eine Brandschatzung von mindestens 6 Millionen Francs. Während der Krieg mit dem Ausland sehr unglücklich weiterging, liess sich Danton am 28. August zu den Haussuchungen und unter dem Eindrucke des Marsches der Preussen auf Verdun zu den Septembermorden ermächtigen, die in den Provinzen ihre Copien fanden; am 3. September metzelten die Banditen die Freundin Marie Antoinette's, die vor kurzem ins Gefängniss geschleppte Prinzessin von Lamballe, nieder, weil sie sich weigerte, beiden Majestäten und dem Königthum Hass zu schwören, und plötzlich schaute ihr Haupt, dessen blonde Locken sich um die Pike ringelten, in das Fenster der verzweifelnden Königin. Am 21. September löste der Nationalconvent die Legislative ab, und obwohl in ihm die Gemässigten überwogen, ging der Beschluss sofort einstimmig durch: „Das Königthum ist abgeschafft.“ Liessen sich die Anfänge der Republik im Innern so ungünstig wie nur denkbar an, so fiel ihren Waffen nach aussen Erfolg um Erfolg zu; aus Blutbädern emporsteigend, leisteten die neuen, zur Disciplin durchdringenden Heere Grossartiges, während das monarchische Europa zusammenbrach.

Schreckliche Tage, noch schrecklichere Nächte verlebten König und Königin im kleinen Thurme des Temple, inmitten roher Wächter, aller Bequemlichkeit beraubt, von ihrer Umgebung getrennt, vom Verkehre mit der Aussenwelt abgeschnitten; auf das Zärtlichste schlossen sich der Bosheit der Welt gegenüber Eltern, Kinder und Madame Elisabeth aneinander; das Unglück verband Erstere so innig wie nie das Glück, und ihre heitersten Stunden waren, wenn sie ihre Kinder unterrichteten. An Entbehrungen auch des Nothwendigsten fehlte es nicht und die Fürstinnen hatten mit der Ausbesserung der Kleider für die ganze Familie Arbeit genug, wenn sie nicht stickten. Liessen sich die Herrschaften, um frische Luft zu schöpfen, im Garten sehen, so ergingen sich die Wachen und die Commune-Commissäre in Insulten; von den für ihren Unterhalt bestimmten 500.000 Francs erhielt Ludwig fast nichts. Die Haft wurde bald noch verschärft und am 29. September Ludwig allein in den grossen Thurm des Temple übergeführt.

Doch war der Jammer der Familie so gross, dass selbst ihre Wächter Mitleid fühlten und sie wenigstens bei den Mahlzeiten und auf dem Spaziergange zusammen liessen. Die Zahl der Wächter wurde vermehrt, was es dem treuen Kammerdiener Cléry sehr erschwerte, Ludwig Nachrichten von der Aussenwelt zu verschaffen. Im October beraubte man Ludwig aller Orden. Marie Antoinette war, wie de Lescure sagt, „eine in der ganzen Kraft des Wortes bewundernswerthe Mutter“; voll Liebe und Strenge erzog sie ihren Sohn für die Zukunft Frankreichs, damit er ein Modell für Könige werde. Dabei legte sie unter dem läuternden Einflusse Elisabeth's, die schon auf Erden ein Engel war, manche Schwäche sogar die Ungeduld mit ihrer Lage ab und beugte sich unter das Kreuz des Heilands; nur ab und zu brach die Entrüstung und der Grimm der beleidigten Königin gegen ihre Wächter und Spione durch und sie nannte sie Verruchte. Am 27. October nahmen sie ihr den Dauphin, damit er künftig vom Vater erzogen werde, und liessen ihn nur stundenweise zu ihr; gleichzeitig wurden sie, Elisabeth und Madame Royale in den grossen Thurm übergeführt; der Convent regelte genau ihre und Ludwig's Stundeneintheilung.

Unter keiner Bedingung konnte Ludwig dem Rechte nach der Process gemacht, er konnte nur abgesetzt werden und — das war geschehen. Die Gironde aber beschwor muthwillig seinen Tod herauf; sie sprach vom Rechte der souveränen Gesellschaft, den entlarvten Verbrecher zu richten, vom Rechte des souveränen Nationalconvents; sie spielte dabei mit dem Feuer, denn sie wollte ihn gerichtet, nicht getödtet sehen; sie wollte ihn behalten als eine Art Beutestück und Geisel zwischen Thron und Schaffot, und zitterte bei dem Gedanken, die Jakobiner würden ihn tödten: er sollte leben, aber unter dem Beile! Am 6. November erstattete Valazé, ein Girondist, dem Convente Bericht über „die Verbrechen“ des ci-devant roi und am 7. berichtete Mailhe, von derselben Partei, in erbärmlicher Sophistik über die Frage: „Kann man den König wegen der Verbrechen richten, die er auf dem constitutionellen Throne begangen haben soll?“ Am 13. November versicherte hierauf der Girondist Morisson, er sei nicht richtbar nach irgend welchem Gesetze, und Fauchet empfahl, aus Zweckmässigkeitsgründen das Leben Ludwig's zu schonen, ihn leben zu lassen als „lebendiges Zeugniß des Fluchs, dem das Königthum geweiht sei“. Der jugendliche Saint-Just hingegen, Robespierre's Schüler, beantragte, ohne mit der Wimper zu zucken, gemeinen Mord; er verlangte ungesäumte Bestrafung Ludwig's für

das Verbrechen, dass er König sei, da man unmöglich unschuldig König sein könne; er nannte jeden König Rebell und Usurpator und rieth, Ludwig als König ohneweiters, ohne Schuldbeweis und dergleichen, todtzuschlagen. Die Jakobiner jauchzten der Mordrede zu, die Girondisten zitterten. Mit dürrn Worten forderte Robespierre am 3. December, Ludwig müsse sterben, damit die Republik am Leben bleibe, dies erheische das *Salut public*; auf Antrag Pétion's erfolgte der Beschluss: Ludwig wird gerichtet, und zwar durch den Convent. So griff letzterer zur Farce eines gerichtlichen Verfahrens, anstatt zu offenem, aber doch ehrlichem Meuchelmorde: das Resultat konnte nur ein Justizmord sein. Die Gironde war in grosser Furcht, während die Jakobiner sie der Verzögerung anklagten und Massenpetitionen ein schleuniges Ende „des Tyrannen“ forderten; sollte aber auch der Convent Ludwig verurtheilen, so erwarteten die Girondisten immer noch von der in den Urversammlungen berathenden Nation seine Freisprechung. Am 10. December legte Lindet, der Jakobiner, im Auftrage eines Ausschusses von 21 die Anklageschrift gegen „Louis Capet“ dem Convente vor; man war für grosse Hast; am 11. verlas Barbaroux ein langes Verzeichniss der „Verbrechen des letzten Königs der Franzosen“. Durch den findigen Cléry erfuhr Ludwig einige Tage vor dem 11., dass er an diesem Tage vor die Schranken des Convents geführt werden solle, und konnte sich darum einiger-massen für das Verhör vorbereiten. Am 11. führten Municipalbeamte den Dauphin zur Königin und Ludwig vor den Convent. Unbegreiflicher Weise ging Ludwig auf seinen Process ein und unterliess es, sich feierlich gegen den Gerichtshof, vor den man ihn stellte, zu verwahren. Er erschien bleich und eingesunken, Barère redete ihn, ohne dass er Einsprache that, mit „Ludwig“ an, erlaubte ihm, sich zu setzen, und las ihm die perfiden, oft höchst absurden Anklagen vor. Ludwig stand auf jede Frage Rede und Antwort; er zeigte grosse Fassung, ein gutes Gewissen war sein Alliirter. Meist widerlegte er schlagend die einzelnen Paragraphen der Anklage; nur war es fatal, dass er nichts von der Entdeckung des eisernen Wandschranks in den Tuilerien mit seinen Geheimpapieren wusste und darum einige Unwahrheiten behauptete. Er erbat sich die Erlaubniss, einen Rechtsbeistand wählen zu dürfen, was nach einem Sturme der Wuth auf Pétion's Fürwort gestattet ward, und wurde in den Temple zurückgeführt; grausamerweise liess man nun trotz aller Bitten seine Familie nicht mehr zu ihm. Er wählte zum Vertheidiger Target, der als „Republikaner“ ablehnte, und Tronchet; da jedoch

meldete sich der greise Malesherbes, einst mit Turgot Minister, „in Erinnerung der Tage, in denen die Stelle neben dem Könige von aller Welt umbuhlt worden sei“. Der Convent gewährte Malesherbes' Ansuchen, dieser und Tronchet besuchten am 14. December den König, der tief gerührt Ersteren umarmte. Ludwig sah Beide bis zum 26. täglich und wegen ihres Alters zogen sie den jungen Bordelaiser Advocaten de Sèze hinzu, der eine glänzende Vertheidigungsrede entwarf. Wiederholt brachten Conventscommissäre Ludwig neue Anklage- und Processacten zu, er schrieb am 25. mit fester Hand sein ergreifendes Testament, die Nähe des Todes fühlend, und am 26. erschien er mit Malesherbes, Tronchet und de Sèze zum zweiten- und letztenmale vor dem Convente. So meisterhaft ihn de Sèze vertheidigte, so liess seine Rede doch kalt. Die Gironde kam nun mit ihrem Auskunftsmittel, dem Appel au peuple, aber obgleich de Salles am 27. die Folgen des Königsmordes prophezeite, unterlag er der unerbittlichen Bosheit eines Saint-Just und Robespierre (am 28.), und Vergniaud's Meisterrede vom 31. war nur eine prunkvolle Leichenrede auf die Gironde selbst. Um keinen Preis gaben die Erzjakobiner zu, dass die Nation ihr Urtheil über Ludwig fälle, sie fürchteten in diesem Falle ihren anstatt Ludwig's Untergang; des Königs Kopf musste fallen, wie Oncken bemerkt, „um das französische Volk an seine Clubtyrannen zu ketten durch Gemeinsamkeit der Blutschuld und Gemeinsamkeit der Furcht vor der Blutrache des monarchischen Europa“. Marat raste, Hébert zog das Königthum durch den Koth seines „Père Duchesne“, die Haussuchungen und Verfolgungen nahmen kein Ende und mit Abschluss des Jahres 1792 flüchteten 14.000 Menschen aus Paris, indessen der jakobinische Kriegsminister Pache den Sectionen 132 Kanonen aus St. Denis gab. Neujahr 1793 brach an; nicht nur erschien keiner der zahllosen Höflinge, die sonst ihre Glückwünsche dargebracht, sondern auch kein Glied seiner Familie durfte zu Ludwig und nur Cléry konnte ihm unter tiefer Rührung gratuliren; wozu?? Mit unerschütterlicher Ruhe liess der König die Tage an sich vorbeiziehen; er las die von Malesherbes ihm heimlich zugetragenen Journale über seinen Process mit erhabener Seelenruhe und verbrannte sie dann; man hätte glauben können, es handle sich um einen Dritten. Nur das Befinden seiner Familie, von der man ihn strenge fern hielt, bereitete ihm Unruhe, nicht sein Los.

Am 14. Januar beschloss der Convent auf Antrag des Girondisten Boyer-Fonfrède, über drei Fragen abzustimmen, und begann am 15. mit der ersten: „Ist Ludwig der Verschwörung gegen die Freiheit

der Nation und der Anschläge auf die allgemeine Sicherheit des Staates schuldig?" Sie wurde in namentlicher Abstimmung von 683 unbedingt, von 37 bedingt bejaht und von keinem Mitgliede verneint. Die zweite Frage: „Wird das Urtheil, wie es ausfallen möge, der Bestätigung des Volkes unterbreitet?" wurde mit 423 gegen 281 (nach Mortimer-Ternaux mit 424 gegen 283) Stimmen verneint, was die volle Niederlage der Gironde bedeutete. Am 16. war der Entscheidungstag, zu dem auch Danton, Lacroix und Collot von den Heeren herbeieilten; Gesindel umringte den Berathungssaal, Kerle und Weiber tranken auf den Tribünen auf Ludwig's Tod und schrieen in die Sitzung hinein, in der die Deputirten zum Theile auf ihren Bänken lagen. 721 Stimmen wurden über die dritte Frage: „Was soll die Strafe sein?" abgegeben, der Namensaufruf dauerte vom 16. Abends um 8 Uhr bis zum 17. um dieselbe Zeit: es stimmten 361 unbedingt für den Tod, 72 für den Tod mit Bedingung oder Aufschub, 286 für Gefangenhaltung und Verbannung bei dem Friedensschlusse oder für Zuchthaus, 2 für Kettenstrafe; somit war eine Stimme Majorität für unbedingten Tod. Ueber ein während der Sitzung einlaufendes Schreiben des spanischen Botschafters zu Gunsten Ludwig's ging der Convent unter Vergniaud's Vorsitz zur Tagesordnung über. Am 18. wurde der Aufschub mit 380 gegen 310 Stimmen verworfen und am 19. beschlossen, das Urtheil ohne Aufschub zu vollstrecken. Malesherbes verkündete am späten Abend des 17. dem Könige das Todesurtheil; er fand ihn in tiefen Gedanken vergraben und warf sich schluchzend zu seinen Füßen, Ludwig hingegen verrieth nicht die geringste Bewegung, tröstete vielmehr den Greis und bat ihn: „Wenn Sie mich lieben, so beneiden Sie mir nicht das einzige Asyl, das mir noch bleibt." Er versicherte ihn, er habe keinen der Vorwürfe seiner Unterthanen verdient, denn er habe nur das Beste derselben erstrebt; er bat ihn, ihm in den letzten Tagen zur Seite zu stehen, aber nie mehr liess der Convent den Diener zum Herrn und Freunde, der seiner sehnüchtig harrete und sich in Hume's Geschichte des Processes Karl's I. versenkte. Am Nachmittage des 20. verkündigte ihm der Conseil exécutif das Todesurtheil, er hörte es kaltblütig an, verlangte nach seiner Familie und dem Abbé Edgeworth de Firmont und erschien selbst einem Hébert wie übernatürlich. Man gestattete ihm kein Messer zum Dîner aus Furcht vor Selbstmord, was ihn sehr aufbrachte. Nachdem er Edgeworth sein Testament übergeben, trat seine Familie ein, um in dessen Gegenwart von ihm einen Abschied zu nehmen, so herzzerreissend, dass keine Feder ihn schildern könnte. Ehe er

von ihr schied, empfahl er dem Dauphin, Allen, die ihn sterben liessen, zu verzeihen, und segnete beide Kinder; er versprach Marie Antoinette, sie am folgenden Morgen nochmals zu sehen, ersparte ihr aber auf des Beichtvaters Bitte diese neue Jammerscene. So schieden denn Gatte und Gattin, Vater und Kinder um $\frac{1}{4}$ 11 Uhr des Nachts, ohne zu ahnen, dass es hienieden kein Wiedersehen gebe.

Ludwig's Gedanken wandten sich nun allein seiner Kirche zu, er communicirte in tiefer Andacht nach einigen Stunden festen Schlafes, segnete Cléry, den er bat, bei seinem Sohne zu bleiben, sandte den Seinen durch ihn die letzten Grüsse und einige Andenken und sagte mit der Miene des Befehlshabers zu Santerre, der ihn am Morgen des 21. Januar mit Gendarmes zur Richtstätte abholte: „Vorwärts!“ Unterwegs hofften einige Getreue, voran Baron Batz, ihn befreien zu können, aber Convent und Commune hatten zu umfassende Vorkehrungen getroffen und zu viel Militär aufgeboten. In der Stadt war alles öde und todt, auf polizeilichen Befehl Fenster und Läden geschlossen, die Bourgeoisie hielt sich fern, nur bezahlte Kerle brüllten „Nieder mit dem Könige!“ Er wies am Fusse des den Tuilerien gegenüber neben der Statue seines Grossvaters errichteten Schaffots die Henkersknechte zurück und entkleidete sich selbst; anfangs entrüstete es ihn, dass sie ihm die Hände binden wollten, aber auf Edgeworth's Bitte liess er es zu; an dessen Arm erstieg er das Blutgerüst, gebot mit fürstlicher Geberde den Tambours Schweigen und rief mit weithin dringender Stimme: „Ich sterbe unschuldig an all den Verbrechen, die man mir zuschreibt. Den Urhebern meines Todes verzeihe ich und ich bitte Gott, dass das Blut, das Ihr vergiessen werdet, nie über Frankreich komme.“ Santerre liess die Trommeln wirbeln, um seine Worte zu ersticken; man band Ludwig auf das Brett, Edgeworth rief: „Geht hin, Sohn des heiligen Ludwig, die Pforten der Ewigkeit stehen Euch offen!“ Das Beil fiel, ein glorreicher Märtyrer hatte vollendet. Ein Henker zeigte das blutende Haupt von allen Seiten des Schaffots dem nichtswürdigen Pöbel, der einen satanischen Tanz um das Gerüst aufführte. Die Leiche wurde nach dem Madeleine-Friedhofe gebracht und in eine mit Kalk gefüllte Grube geworfen. Ludwig hatte noch nicht sein 40. Jahr erreicht. Die Revolution hatte ihm zum Martyrium, zur Unsterblichkeit verholfen, aus dem Schwächlinge einen Helden seiner Ueberzeugung gemacht. Später wurde, um keine Partei in Frankreich zu verletzen und um nicht an diesen Justizmord, das blutigste Schandmal der französischen Geschichte, zu erinnern, auf der blutgeweihten Erde der

Obelisk von Luksor aufgestellt. Frankreich konnte sich nun nicht mehr mit dem monarchischen Europa, dem es den Handschuh ins Antlitz geschleudert, aussöhnen; die Revolution hatte sich selbst die Bahn der Propaganda abgeschnitten; wer erröthete nicht davor, der Gesinnungsgenosse von Banditen und Mördern zu werden! Frankreich trieb einem Weltkriege zu, der unermessliche Opfer kosten sollte.

Die öffentlichen Ausrufer brüllten die Hinrichtung Ludwig's um den Temple aus, in dem die Wittwe und ihre Waisen schluchzten. Auf Marie Antoinette's Bitte wurden „den Capets“ Trauerkleider verwilligt, man bewachte sie auf das sorgfältigste, um ihr Entweichen zu verhüten, zumal die Coalition so gewaltige Heere gegen die Republik ins Feld führte und Dumouriez am 4. April zu ihr entflohen war. Trotz aller Vorsichtsmaassregeln aber arbeiteten Royalisten für die Befreiung, indessen für sie der Dauphin König und Monsieur Regent des Königreiches war. Marie Antoinette unterrichtete den Sohn eifrig, gab ihm Lehren für eine, wie ihr Herz hoffte, lange und glückbestrahlte Zukunft und empfahl ihm Verzeihung aller Schuld seitens der Franzosen. Selbst Leute von der Templewache konnten nicht umhin, die unvergleichliche Dulderin zu bewundern, und einer, Toulan, entwarf mit dem Chevalier de Jarjayes unter ihrem Vorwissen den Plan zur Flucht der Königsfamilie für 8. März; doch konnte derselbe nicht ausgeführt werden, da die Bewachung zu scharf war und auf den Vorschlag, Marie Antoinette solle mit Elisabeth allein gerettet werden, die zärtliche Mutter um keinen Preis einging; in einem rührenden Schreiben an Jarjayes entsagte sie „dem schönen Traume“. Beständig von Spionen des Convents und der Commune umgeben, mussten sie und die Ihren jedes Wort und jede Miene abmessen, was ihrem Range so fremd war; die peinlichsten Haussuchungen fanden wiederholt statt, ergaben aber kein Resultat. Die schwankende Gesundheit des Knaben, in dem sie den König verehrte und dem sie sogar den Ehrenplatz bei Tische gab, bereitete der Königin neues Leid; gerade diese Auszeichnung aber, die sie ihm erwies, wurde für die Mörder Ludwig's XVI. der Anlass, den Sohn von ihr zu trennen und republikanisch zu erziehen. Während im Convente verschiedene Anträge über das Los der Familie Capet sich kreuzten, arbeitete man von neuem an einem Fluchtprojecte; Baron Batz und einige von ihm gewonnene Municipalbeamte rüsteten alles dazu, aber Robespierre's Spion, der Schuster Simon, vereitelte es im Juni; auch die Unternehmungen des Generals Dillon und seiner Freunde und des Grafen Rougeville wurden zeitig entdeckt. Am

1. Juli decretirte der Wohlfahrtsausschuss die Trennung des Sohnes von Mutter und Familie, der Convent stimmte zu und man riss am 3. d. M. den Sohn aus den Armen der ganz unvorbereiteten Mutter, die ihn wie eine Löwin mit ihrem Leibe deckte; eine volle Stunde wehrten sich die königlichen Frauen und „Ludwig XVII.“ gegen die sechs Communecommissäre, die die Königin sogar mit dem Tode bedrohten; es war vergebens, sie nahmen ihn mit sich und sie sprach ihn trotz aller Bitten nie wieder: der Schuster Simon erzog ihn.

Marie Antoinette's Verzweiflung ob dieser Wahl war grenzenlos, ihre Mutterliebe und ihr Stolz litten gleiche Qualen; ihre einzige Freude war die kurze Zeit, wo sie hinter einer Thür an der Treppe stehen und den Sohn im Garten sehen durfte, ohne dass die Wächter dieses Glück ahnten; aber bald sah sie ihn seiner Trauerkleider wie seiner Locken beraubt, mit der rothen Mütze, bald hörte sie, wie ihn Simon misshandelte. Am 2. August trennte man die Königin von Elisabeth und Madame Royale und führte sie in die Conciergerie über, wo ihrer der ärmlichste Aufenthalt harrte. Es galt, der verhasstesten Frau auf Frankreichs Erde den Process zu machen, aber trotz alles Fleisses kostete es unsägliche Mühe, eine Anklage gegen sie zu formuliren. Schon am 13. August erwirkte Barère den Conventsbeschluss, Marie Antoinette sei vor eine ausserordentliche Gerichtscommission zu stellen, aber es bedurfte der Mahnung Billaud-Vareennes' vom 3. October: „Es ist noch ein Beschluss zu fassen; ein Weib, der Schandfleck der Menschheit und ihres Geschlechts, die Wittwe Capet soll endlich auf dem Schaffot ihre Frevel büssen,“ um den Process in Gang zu bringen. Der Beschluss erfolgte einstimmig; und nun verfielen die Unmenschen auf das Unerhörteste; Simon und Hébert erzwangen vom achtjährigen Dauphin die Unterschrift eines Papiers, in dem er Mutter und Tante der Verführung zu Unzucht und Blutschande beschuldigte; Pache, Chaumette und Hébert gingen am 7. October zu Madame Royale, um ihr ähnliche Geständnisse gegen Mutter und Tante abzapressen, aber mit dem Grimme der Unschuld stiess das Mädchen sie zurück; ebenso behandelte Elisabeth die Veruchten. Selbst in diesen Tagen der Terreur wollten Danton und Desmoulins die Königin in den Formen anständig behandelt sehen, nicht aber die Gefolgschaft Robespierre's. Ohne Furcht ging Marie Antoinette dem Tode entgegen; ihr Leben in der Conciergerie, fern von den Ihren, umstanden von brutalen Wächtern, wie es uns das herrliche Bild von Charles Louis Müller enthüllt, war ein langsamer Kreuzestod.

Am 14. October trat sie ergraut und von Gram gealtert, aber stolz, ungebeugt, königlich vor das Gericht und ihr Eindruck wirkte erschütternd; selbst Manuel musste weinen. Sie vernahm würdig die absurde Anklageschrift, in der sie mit Messalina, Brunhild, Fredegunde und Katharina Medici zusammengeworfen, die Geissel und der Blutigel der Franzosen genannt wurde; auf alle Fragen antwortete sie einfach, klar und knapp; nur als Hébert jene unnatürlichen Dinge behauptete und bezeugte, blieb sie die Antwort schuldig. Der Präsident Herman liess dies absichtlich ungerügt, aber ein Geschworener bestand auf der Antwort und Marie Antoinette erwiderte tief erregt und im Hinblick auf die überfüllten Tribünen: „Wenn ich nicht antwortete, so geschah es, weil die Natur sich gegen eine solche Anschuldigung einer Mutter sträubt. Ich appellire an alle Mütter, die hier sein könnten.“ Den Fischweibern droben stieg die Schamröthe in die Wangen, ein Murren der Entrüstung durchrauschte den Saal, unwillkürlich regte sich ein letztesmal die Sympathie mit der beleidigten Frau und Mutter; der Process drohte eine ihr günstige Wendung nehmen zu sollen; Herman brach ab und im ganzen Verlaufe des Processes wie auch im Résumé kam Niemand mehr auf jenen Punkt zurück. Robespierre war entrüstet über Hébert, der das öffentliche Mitgefühl so sehr auf das dem Tode geweihte Haupt lenkte, und rief am Abend bei dem Mahle Venua's aus: „Der Elende! Musste er, nicht zufrieden damit, sie als eine Messalina darzustellen, noch eine Agrippina aus ihr machen!“ Trotz ihrer Körperschwäche hielt die Enkelin so vieler Kaiser kaltblütig ein Verhör aus, das mit kurzen Unterbrechungen von $\frac{1}{2}$ 10 Uhr Morgens des 14. bis zum frühen Morgen des 16. October dauerte; an dessen Schluss konnte sie constatiren, dass Niemand eine positive Thatsache gegen sie habe behaupten können. Ihre Vertheidiger, die Advocaten Chauveau-Lagarde und Tronçon Ducoudray, hatten ihr Bestes gethan, natürlich umsonst. Die Geschworenen sprachen ihr „Schuldig“ aus, sofort wurde der Königin das Todesurtheil verkündigt, ohne dass sie sich rührte, und sie in die Conciergerie zurückgeführt. Man verweigerte ihr ein letztes Wiedersehen mit ihren Kindern und sie empfahl sie nun ihrer Schwägerin in einem herzerschütternden Briefe, ihrem letzten hienieden, ihrem Testamente und Glaubensbekenntnisse, an dessen Beendigung sie wohl der Eintritt des Henkers verhinderte (der Brief gelangte nie an seine Adresse, wurde vielmehr Robespierre abgegeben und 1816 unter den Papieren des Deputirten Courtois gefunden). Marie Antoinette wies den refractären Priester Girard zurück, schnitt ihr Haar ab und bestieg, die Hände

auf den Rücken gebunden, den gewöhnlichen Karren, der, um ihre Qualen zu verlängern, erst nach einer Stunde am Schaffot anlangte. Sie schwieg zu den Injurien und Flüchen der sie unterwegs umdrängenden Menge, hob stolz das Haupt, und auf dieser letzten Fahrt der Kaiserstochter entwarf ihr Feind David von ihr eine Skizze, wie die Verachtung gegen dies Frankreich ihre Lippe kräuselte, das im Blute seiner Königin sich reinwaschen wollte von seinen Verbrechen. Wenn sie auch dem Geistlichen nicht beichtete, so liess sie sich doch zur Richtstätte von ihm begleiten und berichtigte hier seine Mahnung zur Busse für ihre Schuld mit den Worten: „Sagen Sie von meinen Fehlern, nicht aber von Verbrechen!“ Majestätische Ruhe auf den eisstarrten Zügen, blickte sie dem Beile entgegen; der Muth versagte ihrem Stolze nicht und mit einem Lebewohl an ihre Waisen im Temple empfing sie um $\frac{1}{4}$ 12 Uhr den Todesstreich. Als Sanson, der Henker von Paris, das Haupt der Menge zeigte, schrie diese: „Vive la République!“

Die Leiche wurde in derselben Grube mit Ludwig XVI. gebettet, während Barère, Saint-Just und Robespierre ein flottes Mahl gab und die Hinrichtung der Girondisten vorbereitete, die König und Königin zuerst den Weg zum Blutgerüste geebnet hatten.

Ludwig XVIII. liess die Leichen der unglücklichen Vorgänger in die Königsgruft zu Saint-Denis überführen und 1816 in der Madeleine zu Paris Monumente für sie errichten; auch eine Chapelle expiatoire erhob sich in der Hauptstadt mit zwei Marmorgruppen, unter der einen Marie Antoinettens Scheidebrief an Madame Elisabeth, unter der anderen das Testament Ludwig's XVI.

M i r a b e a u.

„Ce baiser sauve la monarchie.”
Mirabeau.

Das Jahr, das an der Wiege Goethe's und Alfieri's stand, gab Frankreich seinen grössten Sohn im 18. Jahrhundert; auf dem Gute Bignon bei Nemours erblickte am 9. März 1749 Gabriel Honoré Riqueti, Graf Mirabeau, das Licht. Die ungewöhnlich hochmüthige Familie, die durch Generationen hindurch ihren Stammbaum ausmalte und es mit der Wahrheit wenig genau nahm, behauptete, mit sehr zweifelhaftem Rechte, aus Florenz zu stammen und 1268 in die Provence eingewandert zu sein. Thatsächlich gehörte sie hier zum niederen Adel, erwarb sich in Marseille durch Handel und Industrie bedeutenden Reichthum, kaufte 1570 das Schloss Mirabeau bei Pertuis von der Familie de Glandevès und nahm davon den Namen an; im Juli 1685 erhielt der Chef des Hauses den Marquistitel. Die Mirabeaus waren leicht erregte, leidenschaftliche, kräftige, eigenwillige Naturen von unbeugsamem Selbstgefühl, lauter scharf ausgeprägte Typen, ihre Chronik war selbst für die scandalgewohnte Zeit, in der sie bekannt und berühmt wurden, auffallend scandalös und stürmisch; Gabriel Honoré selbst nennt sie „die Familie des Atreus und Thyest." Sein Vater, der Marquis Victor, ein volles Original, war der ärgste Haus tyrann und duldete keinerlei Widerspruch gegen seine oft anfechtbaren Befehle; unbändig in jeder Leidenschaft, überlieferte er sein Haus einer intriganten Maitresse, misshandelte seine Gattin und elf Kinder und erwirkte 54 lettres de cachet gegen sie; seine Gattin, leidenschaftlich wie er und verbittert, machte ihre Kinder zu ihren Bundesgenossen, und alle Bande des Hauses zerrissen. Der Marquis hielt sich für einen Confucius; als Grossgrundbesitzer warf er sich

mit dem Fanatismus seines Blutes auf die physiokratische Lehre Quesnay's, schrieb vielerlei, sorgte musterhaft für seine Bauern und opferte trotz seines Geizes grosse Summen für physiokratische Projecte; sein Vermögen litt schwer darunter, was er sorgfältig verhehlte. Er erlangte grossen Ruhm, als „Ami des hommes“ allbekannt, und wurde freundschaftlich ausgezeichnet durch Gustav III. von Schweden, Stanislaus August von Polen, Peter Leopold von Toscana (Kaiser Leopold II.) und Karl Friedrich von Baden.

Schon in der Wiege war Honoré wegen seiner Hässlichkeit dem eitlen Vater verhasst, und dass ihn nach einigen Jahren die Blattern dauernd entstellten, verzieh er ihm nie; er erschien ihm wie ein Auswuchs an dem so schönen Geschlechte, als wäre „der Satan sein Oheim“. Der Knabe bekundete ungewöhnliche Begabung, eine unersättliche Wiss- und Lernbegier, lernte wunderbar leicht und vergass nichts, was er einmal wusste; er hatte „einen Straussenmagen, der alles klein bekam“, wie der Vater rühmte, aber er trug auch als echter Mirabeau alle Fehler seiner Race an sich, unbändige Genussucht und Sinnlichkeit, wilde Leidenschaftlichkeit, rücksichtslosen Starrsinn, verschlagene Schlaueit. Auf den Vater machte er einen unheimlichen Eindruck, seine Urtheile widersprechen sich beständig, er verstand es durchaus nicht, das eigenartige Kind eigenartig zu behandeln, und dasselbe bäumte sich gegen die Schablone auf. Der Sohn wurde der Verfechter der Mutter gegen Vater und Maitresse, verlor bei einem Versöhnungsversuche 1771 fast das Leben, indem die furienartige Mutter eine Pistole nach ihm abschoss, und verlebte eine harte Jugend, erwarb aber frühe eine Virtuosität darin, die Menschen zu studiren und auszunützen, wusste Alle zu berücken und machte aus Lehrern und Zuchtmeistern seine ergebenen Freunde. Wüthend darüber, dass die Marquise dem ältesten Sohne, den er gar knapp hielt, Geld zuzusenden wusste, verdoppelte der Vater seine Härte. Unter dem Namen Pierre-Buffière (er hatte Anwartschaft auf diese „erste Baronie des Limousin“) kam Honoré 1764 in die strengste Militärerziehungsanstalt des Landes, wo er mit Leichtigkeit Latein, Griechisch, Spanisch, Italienisch, Englisch und Deutsch erlernte, in Geschichte und Mathematik grosse Kenntnisse sammelte, Musik und Gesang trieb und in allen Leibesübungen excellirte. Im Juli 1767 liess ihn der Marquis in das Cavalerieregiment Berry, welches in dem langweiligen Saintes lag und einen besonders strengen Obersten hatte, als Freiwilligen eintreten und Honoré war mit ganzer Seele Soldat, doch liebte er Spiel, Gelage, Frauen, hatte bald Schulden

und Abenteuer die Fülle. Der Alte raste und dachte an die Entfernung des „Vomitivs“ nach dem tödtlichen Boden von Surinam, begnügte sich jedoch 1768 mit der Erwirkung einer *lettre de cachet* für die Insel Ré. Auch hier berückte Honoré alsbald alle Menschen, voran den Commandanten, und da die Marquise den Gatten mit einem scandalösen Processe bedrohte, in dem ihr Honoré zur Seite stehen sollte, so schickte der Marquis „Pierre-Buffière“ 1769 „als Kanonenfutter“ in den Krieg nach Corsica, wo eben Napoleon geboren wurde. Honoré betrat im April als Unterlieutenant im Regimente Lothringen den Boden Corsicas und kämpfte tapfer, aber gegen seine Neigung; später überkam ihn geradezu Reue über seine Theilnahme an dem ungerechten Kriege und er gestand am 30. November 1789 in der Constituante: „dass seine erste Jugend sich durch den Antheil an Corsicas Unterjochung befleckt habe.“ Er erwarb sich allgemeine Achtung und Beliebtheit bei Officieren, Soldaten und Bevölkerung, schrieb mit Unterstützung des Obersten Buttafuoco, des bekannten Verräthers an Paoli's Sache, eine Geschichte Corsicas und eine Topographie dieses Landes, Werke, auf die er zeitlebens stolz war, deren Druck aber sein Vater hintertrieb und die verloren zu sein scheinen. Während der Vater „eine sehr verhasste Nachkommenschaft loswerden wollte, die ihm glühende Kohlen unter die Füße streute und das Schwert immer gezückt über seinem Haupte hielt“, kam Honoré im Mai 1770 auf Schloss Mirabeau bei dem Bruder des Vaters, dem geist- und gemüthvollen Malteser-Bailli Jean Antoine, an und erregte dessen innige Sympathie; seine geistreiche Conversation veranlasste den Bailli, dem Bruder zu schreiben: er sei entweder der geschickteste und treuloseste Spottvogel von der Welt oder „ein Kerl wie keiner in Europa, um General zu Wasser und zu Land, Minister, Kanzler, Papst oder alles, was er will, zu werden.“ Vergebens verwendete sich der Bailli für den Neffen, den er für übermüthig und allzulebhaft, aber für offen, ehrlich und unverdorben hielt, vergebens klagte der Jüngling: „Ach, dass mein Vater sich doch die Mühe gäbe, mich kennen zu lernen!“ Dieser wollte nichts von Honoré hören, verhöhnte den be-thörten Bruder und verbot dem für das Militär begeisterten Sohne, der im Januar 1771 Dragonercapitän wurde, im Heere oder auf der Flotte zu dienen. Er zwang ihn, Landwirth zu werden, presste ihn zu physiokratischen Arbeiten, suchte sein Genie niederzudrücken wie Friedrich Wilhelm I. das seines genialen Sohnes, und muthete ihm zu, seine langweiligen 18 Quartbände auswendig zu lernen, zumal „die Unkenntniss des Sohnes ein schlechtes Licht auf den Vater werfe“,

den freilich seine physiokratischen Schrullen 2 Millionen Francs kosteten. Trotz allen Widerwillens und aller Erkenntniss der väterlichen Irrthümer arbeitete Honoré „wie ein Galeerensklave“; sein „starker, durch keinen Zauberspruch der Alltagswelt gebändigter Geist“, sein Kopf, „eine wahre Gedanken- und Ideenmühle“, fesselten den Bailli immer mehr und er rastete nicht, bis der Marquis im September 1770 den Sohn empfing und ihm gestattete, sich wieder Mirabeau zu nennen. Halb unwillig gab der „Menschenfreund“ zu, sein Sohn sei „der Dämon des Unmöglichen“; beständig war er vor ihm auf der Hut, und wenn er schon 1754 gesagt hatte: „Einst wird vor ihm das ganze Pygmäengeschlecht erzittern, das jetzt am Hofe die Grossen spielt,“ so schrieb er nun die sonderbaren Worte: „Ich wüsste unter den jetzt Lebenden nur die Kaiserin von Russland, die für den zur Frau passte.“ Fürwahr ein prächtiges Paar, Mirabeau und Katharina II.! In dem Ehestreite wollte der Vater den Sohn auf seine Seite ziehen und sich seiner gegen die Marquise bedienen; auch sollte der Sohn Güter im Limousin in Ordnung bringen und auf Mirabeau Unruhen der Bauern schlichten; er lebte mit denselben schlecht und recht und wurde rasch von ihnen vergöttert; hier lernte er, wie man unzufriedene und hungernde Massen beschwichtigen und lenken müsse. 1771 brachte ihn der Vater an den Hof, missgönnte ihm aber seinen grossartigen Erfolg; „lächerlicherweise behaupteten die Leute, der Sohn habe mehr Geist als er“. Um ihn loszuwerden und sich eine reiche Hilfsquelle für seine physiokratischen Phantasien zu eröffnen, verheiratete ihn der von der Maitresse beherrschte Vater schon am 18. August 1772 ungefragt an Marie Emilie de Covet, die steinreiche Erbin des Marquis de Marignane. Alle Theile hatten sich bei dieser Partie verrechnet und das verschwenderische Leben des jungen Paares vermehrte die bereits grosse Schuldenlast Honoré's in bedenklicher Weise; die junge Frau war eine kühl berechnende Natur, der alte Mirabeau gab nichts mehr, weshalb der Sohn sich hinter dessen Rücken der reichen Mutter wieder enger anschloss. Der Sohn zeigte sich als treuloser Ränkeschmied, als ebenso hinterlistig und unwahr wie ausschweifend, gerieth immer tiefer in Juden- und Wucherhände und der Vater, der selbst in Geldverlegenheiten steckte, sah mit Entsetzen, wie die jungen Eheleute in den Tag hinein hausten.

Gewohnt, als die Vorsehung seiner Familie Sonnenschein oder Sturm zu beschwören, erwirkte er 28. December 1773 eine Ordre du Roi, die dem jungen Paare Schloss Mirabeau als Residenz vorschrieb, und als er erfuhr, dass sein Sohn auch hier Schulden mache

und verkaufe, was er finden könne, um Schulden zu tilgen, so liess er ihn nach dem Städtchen Manosque (Basses-Alpes) verweisen, wo er eifrig studirte, aber nicht nachliess, Schulden zu machen. Dem Vater riss die Geduld, im Einvernehmen mit der Familie erlangte er im Mai 1774 eine Sentence d'interdiction, durch die Mirabeau für einen Verschwender erklärt und unter Curatel gestellt wurde. Hätte er jetzt einen soliden Wandel begonnen, so konnten sich seine Schulden, die damals schon wenigstens 200.000 Francs betrugen, mit Hilfe der grossen Erbschaft seiner Gattin (1775 starb ihre Grossmutter) regeln und allmählig tilgen lassen; doch kam ihm dies nicht in den Sinn und seine Frau, die ihm 1773 in Manosque seinen Sohn Victor geboren, begann ein ehebrecherisches Verhältniss mit einem früheren Liebhaber, was seine eigene Liederlichkeit und Unruhe von neuem zum Ausbruche trieb. Er verfasste in Manosque seine erste 1775 im Drucke erschienene Schrift „Essai sur le despotisme“; sie wirkte fabelhaft, weil sie ein Stück aus dem Leben war; ein Opfer des Despotismus in Haus und Staat frug seine Hörer, d. h. die Menschheit, wie solche Frevel geschehen könnten und dürften; es war ein Pamphlet an die Welt; nannte er die Schrift „das Glaubensbekenntniss eines Staatsbürgers“, so tobte sich unter diesem friedlichen Titel in ihr die Kerkerwuth eines gewaltigen Raubthieres aus. Ihm wie einst Tacitus galt der Despotismus für die scheusslichste Staatsform und für eine furchtbare Macht in der Hand gewandter Fürsten; er wünschte, dass alle Lobredner des Despotismus ausser dem Gesetze, das sie ja mit Füssen träten, erklärt werden sollten; er forderte freien Unterricht, freie Presse, Schutz für die von der Krone und Maupeou verfolgten Parlamente, Abschaffung der Lits de justice und der stehenden Heere; er sprach als seine Ueberzeugung aus: „Der Mensch ist für die Freiheit geschaffen, wie für die Luft, die er athmet.“ Gewiss hat selten Einer derart unter dem Despotismus des ancien régime gelitten, sich unter ihm in Wuth gewunden wie dieser Mann mit dem heissen Riqueti-Blute.

Wegen mehrerer Ehrensachen liess der Marquis den Sohn am 12. September 1774 durch Lettre de cachet nach dem Felsenschlosse If überführen; seine Gattin begleitete Mirabeau nicht, obwohl er ihre Untreue verziehen; sie zog die Bälle und Feste in Paris und Bignon dem einsamen Leben in If vor; sie that trotz aller schönen Worte nichts für ihn, und nach einem Jahre endete die Correspondenz des Paares mit einem totalen Bruche. Mirabeau sollte von allem Verkehre mit der Aussenwelt abgeschnitten werden, unterhielt aber eine rege

Briefverbindung, conspirirte mit seiner Schwester, Marquise de Cabris, und mit der Mutter gegen den Vater, suchte die Mutter von der Bevorzugung seiner Schwester, Marquise du Saillant, in Vermögenssachen abzubringen und machte sich den Commandanten von If zum Freunde und Anwalt bei dem Vater; dabei schrieb er an einer Geschichte seiner Familie. Der Vater, mit seiner Correspondenz und grossen Freiheit unzufrieden, liess ihn im Mai 1775 auf das Fort Joux im Jura bringen; vielleicht hoffte er, der Sohn werde von da in die Schweiz entfliehen und als flüchtiger Staatsgefangener seine bürgerliche Existenz verwirken; doch that es der Sohn nicht, er erhielt sich Frankreich und wurde der Mirabeau, der ungewöhnliche Mensch, den man nur lieben oder hassen, verabscheuen oder bewundern, nie aber mit Gleichgiltigkeit betrachten konnte. Der Commandant von Joux war freundlich gegen ihn und gestattete ihm den Besuch von Pontarlier; hier fand Mirabeau Zutritt im Hause des greisen Marquis de Monnier, des früheren Präsidenten der Rechnungskammer von Dôle, der jüngst ein blutjunges schönes Mädchen, Sophie de Ruffey, geheiratet hatte; längst war der geistige Ehebruch zwischen Mirabeau und seiner Frau erfolgt, so gab er sich denn mit ganzer Seele dem Reize der Präsidentin hin, wurde nicht Herr seiner Sinnlichkeit, liebte leidenschaftlich und wurde leidenschaftlich geliebt. Der Commandant entdeckte den Liebeshandel, befahl Mirabeau, sofort von Pontarlier nach Joux zurückzukehren, der Verliebte antwortete mit Beleidigungen, verbarg sich im Januar 1776 in Pontarlier und liess durch seine Mutter dem Kriegsminister Grafen von Saint-Germain einen Brief zugehen, in dem er sich, als unbefugt verfolgt, unter dessen Schutz stellte und seinen Vater anklagte; seine Mutter that Schritte, um die ihr für den eigenen Process wichtige Befreiung des Sohnes zu erreichen, schrieb darum 25. Januar d. J. an den Minister Malesherbes und übergab demselben einige in Briefform gehaltene Mémoires des Sohnes gegen den Vater; beide Minister sandten die Briefe und Mémoires an den alten Mirabeau, dessen Wuth gegen den ungerathenen Sohn natürlich wuchs.

Sophie hatte sich, um dem Stadtgespräche zu entgehen, im Januar 1776 zu ihren Eltern nach Dijon begeben, Mirabeau folgte ihr unter falschem Namen nach, doch wurde sie derart beaufsichtigt, dass sie im März nach Pontarlier zurückkehrte. Sophiens Mutter liess ihn verhaften und im Schlosse zu Dijon einsperren, von wo er nach der Felsenfestung Mont-Saint-Michel gebracht werden sollte. Neuerdings rief er Malesherbes' Hilfe an. Sein Vater erwirkte die

Erlaubniss, ihn wieder auf seine Kosten einsperren zu lassen, als Mirabeau im Mai von Dijon entwischt war, sandte aber vergebens zwei Polizeiaagenten hinter ihm drein; von seiner Schwester de Cabris unterstützt, entging Mirabeau allen Gefahren und liess sich im Dorfe Verrières in der Schweiz unweit Pontarlier als „Graf Beaumont“ nieder. Vor Leidenschaft dem Wahnsinne nahe, traf Sophie hier bei ihm ein und Beide entflohen nach Holland, damals dem Asyle der Freiheitschwärmer. Alle Brücken zum Vater wie zur Pflicht waren abgebrochen. Seit Sept. 1776 in Rotterdam, seit Oct. desselben Jahres in Amsterdam, nannten sich die Liebenden Saint-Mathieu. Ohne alle Mittel zum Leben, erging es ihnen recht kläglich, Mirabeau musste als literarischer Tagelöhner arbeiten, war von früh sechs bis Abends neun für die Verlagsbuchhändler Rey und Changuyon thätig, übersetzte allerhand historische Werke neben Gessner's Idyllen, schrieb über Musik wie über Reisen, was eben verlangt wurde, machte als Freimaurer „Arkesilaus“ Vorschläge zur Reform des Freimaurerthums, basirend auf einer engeren Verbindung bedeutender Männer, die im Geiste der Weisheit, Tugend und Liebe für die Menschheit wirken sollten, verlangte hierbei Abschaffung aller Frohnden und Zünfte, aller Einschränkungen des Handels, geistlichen Gerichtsbarkeit und Censur, Minderung der Auflagen auf die Armen u. s. w. Stets griff er den Despotismus in glühenden Worten an, Verbrechen am Volke stellte er als Crimes de lèse-nation den Crimes de lèse-majesté gegenüber; empört über den Menschenhandel, schrieb er den „Avis aux Hessois et autres peuples de l'Allemagne, vendus par leurs princes à l'Angleterre“, und als der Landgraf von Hessen eine Schrift dagegen veranlasst hatte, antwortete Mirabeau mit „Réponse aux conseils de la raison“ (1777). Mit der Mutter unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel; er schlug sich immer mehr auf ihre Seite, griff den Vater gehässig an und reizte seinen Grimm zu neuen Gewaltacten; der Marquis sah täglich mehr im Sohne seinen gefährlichsten Gegner; dieser beschimpfte ihn in Pamphleten, die er nach Frankreich zum Verkaufe sandte, die aber von der Polizei angehalten wurden; auch der Bailli sah mit Entrüstung das Treiben des Neffen. Da Sophie auf das Anerbieten ihres Gatten, ihr zu verzeihen, wenn sie zurückkehre, nicht einging, so verklagte er bei dem Bailliage in Pontarlier den Entführer; dasselbe verurtheilte Mirabeau am 10. Mai 1777 in contumaciam zu einer Entschädigung von 40.000 Francs an Monnier und zur Enthauptung, die der Scharfrichter vorerst in effigie vollzog. Sophie zum Verluste der Mitgift und zu lebenslänglicher Haft im

Rettungshause zu Besançon. Sein Vater hatte einige Zeit daran gedacht, den Taugenichts völlig fallen zu lassen, und dieser sann auf Auswanderung nach Amerika; die Familie de Ruffey aber fürchtete, Mirabeau könne Sophie verlassen und diese immer tiefer sinken, und einigte sich mit dem Marquis zur Verhaftung Beider; er war so erbittert über des Sohnes Haltung, dass er sich gerne bereit fand, sparte trotz seines Geizes jetzt kein Geld und verpflichtete sich sogar, Mirabeau's Schulden in Holland zu zahlen; französische Polizisten langten in Amsterdam an, die Behörden waren ihnen behilflich und am 14. Mai 1777 wurden die Ehebrecher in ihrer Wohnung verhaftet. Man brachte Sophie als Frau von Courvière in eine Pariser maison de discipline, Mirabeau durch lettre de cachet in das härteste Staatsgefängniss des Reichs, nach der Festung Vincennes, und mit grausamem Jubel meldete der Marquis dem Bailli am 21. Mai den Fang; er war entschlossen, nur die Behörde und er sollten wissen, wo der Sohn sei; sein Nachfolger würde es bei seinem Ableben durch einen versiegelten Zettel erfahren; gleich darauf triumphirte er auch über seine Frau, sie wurde mit ihrer Scheidungsklage abgewiesen und er liess sie und seine verhasste Tochter de Cabris in Klöster einsperren; dem Bailli schrieb er: „Ohne Gewissensbisse werde ich die Mutter am Pranger, den Sohn auf dem Grève-Platze sehen und trotzdem erhobenen Hauptes und freimüthigen Herzens dahin ziehen.“

Am 7. Juni traf Mirabeau in Vincennes ein, wurde in einem Kerker eingeschlossen und selbst ohne Schreibmaterialien gelassen; doch gelang es wieder seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit, den strengen Generallieutenant der Polizei, Le Noir für sich einzunehmen; dieser gab ihm Schreibzeug, erwies ihm manche Aufmerksamkeit und Güte, besonders in der Schlusszeit des Aufenthalts; Mirabeau dankte ihm aufrichtig und nannte ihn seinen Wohlthäter. Seinen besten Trost fand er, nach Freiheit lechzend und noch durch Augenleiden geplagt, in dem Briefwechsel mit Sophie, in seinen Monologen an die Arme, die im Januar 1778 Mutter ward, ihm Sophie Gabriele gebar, um sie schon im Mai 1780 wieder zu verlieren. Von diesen Briefen behielt die Polizei die Originale bei den Acten und stellte nur Copien den Correspondenten aus; die Originale kamen später an die Pariser Municipalität und der Deputirte Manuel nahm sie an sich, um sie trotz des Einspruchs der Familie Mirabeau's 1792 in vier Bänden zu publiciren; diese „Lettres écrites du donjon de Vincennes“ waren keineswegs für die Augen der Oeffentlichkeit berechnet, machten hingegen die Runde durch Europa. Aus ihnen spricht der

ganze Mirabeau in seiner Stärke wie in seinen Schwächen; bald ist er offen und herzensgut, bald listig bis zur Raffinirtheit und heftig zum Entsetzen; liebt er die Freiheit weit über den normalen Fuss hinaus und preist sie als das unveräusserliche Geschenk des Himmels, als Keim jedes Glücks und jeder Tugend, so betont er mit Vorliebe seinen weit über die Wahrheit verbrämten Adel der Geburt; verklärt er die höchsten Ideale der Menschenseele und die reinsten Gefühle der Menschenbrust, so verfällt er dicht daneben in ekelhaften Cynismus, in jene Lascivität, die seinen Feinden so schneidende Waffen gegen ihn zur Hand gab. Bald beugt sich der unerbittliche Gegner des überlebten Despotismus resignirt dem übermächtigen Missgeschicke und blickt reuig auf die besudelte eigene Vergangenheit, bald beseelt ihn der Trotz eines Himmelsstürmers, er zerzt mit gigantischer Wuth an den Ketten und gleicht dem sturmgepeitschten Ocean. Noch heute gelten die von Gluth erfüllten Briefe, in denen sich sein Herz zu dem Sophiens drängte, für Muster des Stils. Unermüdlich im Arbeiten, übersetzte Mirabeau in Vincennes Homer, Tibull und Catull, Ovid und Properz, wovon viel verloren ging, schrieb Theaterstücke u. s. w. Er versuchte alles, um die Machthaber für sich zu interessiren, schrieb an König und Minister, bat, am Kriege in Amerika gegen die Briten theilnehmen zu dürfen, erflachte des Vaters Gnade: alles umsonst.

Sein Vater wollte das Vermögen der Marignane seinem Hause erhalten, bestand darum auf der Lösung des Verhältnisses seines Sohnes zu Sophie und auf der Wiederaufnahme der Schwiegertochter trotz ihrer Verkommenheit in das Haus des Sohnes; Letzterer verachtete seine Gattin und wollte lieber auf ihr Hab und Gut verzichten; aus dem Dunkel des Kerkers, der täglich seinem Hasse gegen den Despotismus neue Nahrung lieh, schleuderte er entehrende Anklagen gegen seine Gattin und gegen seinen Vater, „den Henker seiner ganzen Familie“. Schliesslich ermüdete die Regierung selbst, fand den Vater, als er wieder um eine *lettre de cachet* einkam, zu hart und der Minister Maurepas äusserte ärgerlich: „Schon sechzig Haftbefehle für die Familie Mirabeau; man bedürfte für sie eines eigenen Secretärs. Der König will nicht mehr davon hören.“ Der Alte wurde weicher; Mirabeau's einziger Sohn Victor war im October 1778 gestorben, was dem Alten grossen Kummer bereitete, da er das Aussterben seines berühmten Hauses befürchten musste; er wollte das junge Paar aussöhnen, um wieder Enkel zu erhalten. Sophie schrieb an Mirabeau's Vater, nahm alle Schuld auf sich und flehte bei ihm um Freilassung des Gefangenen von Vincennes; auch Mutter und

Schwester arbeiteten auf diese hin. Der Vater nahm endlich Vernunft an, doch im Grunde nur, weil er den Sohn jetzt brauchte; die Marquise hatte neuerdings auf Ehescheidung geklagt, die Sache stand für ihn schlimm und der Sohn sollte die Eltern versöhnen, die Mutter zu einem dem Vater günstigen Arrangement bewegen. Doch sollte der Sohn nicht merken, dass der Gedanke ein Kind seines Vaters sei, und darum bestimmte ihn der Physiokrat Dupont de Nemours, der ihm und dem Vater nahe stand, sich an seine bisher so schonungslos angegriffene Schwester du Saillant zu wenden; diese wurde mit der Initiative zu Unterhandlungen zwischen den beiden Eisenköpfen betraut, Mirabeau ging freudig darauf ein, um frei zu werden, und am 13. December 1780 fielen die Riegel; Boucher, der erste Secretär der Geheimpolizei, holte ihn aus Vincennes ab. Als er das Hôtel des Vaters in Paris betrat und dessen Bild sah, kam es wie ein Schwindel über ihn; der Alte liess ihn nicht vor sich; er wohnte monatelang bei Boucher und der Alte schrieb: „Schlösser und Riegel flössen mir Vertrauen ein: 42 Monate an einem Orte, wo man in den düsteren gothischen Gewölben keine andere Gesellschaft hat als das nächtliche Geheul in den unterirdischen Kerkern, sind eine wirksame Arznei. Der Mensch bedarf Unglück, allein wir sind noch nicht am Ziele und ich werde seine Frau vor seiner Begeisterung bewahren, wie ich sie vor seinen Thorheiten beschützt habe — alles aus Pflichtgefühl.“ Im Vorübergehen trafen sich auf der Strasse die Blicke von Vater und Sohn, neun Jahre hatten sie einander nicht gesehen; trotz seiner Augenleiden im Kerker von Vincennes, erschien Mirabeau dem Vater „stark und gesund, sein Auge scharf und durchdringend“. Mirabeau gab sich alle erdenkliche Mühe, die Mutter einem Vertrage mit dem Vater geneigt zu machen; sie sah jetzt in ihm ihren Feind, den Allirten ihres verabscheuten Gemahls, und er entblödete sich nicht, vor Gericht die Sache seines Vaters zu führen und die Mutter in Mémoires u. dgl. zu beschimpfen. Die Gerichte sprachen am 18. Mai 1781 die Scheidung des alten Paares aus: der Marquis war ruinirt. Er trat dem Sohne, der den Hass der Mutter auf sich trug, näher, reichte ihm gnädig die Vaterhand, fand an ihm gute und viel schlechte Eigenschaften und lebte mit ihm seit Juni 1781 auf Bignon, freilich häufig in Zwist. Der Marquis wünschte, dass sein Sohn sich mit seiner Gemahlin aussöhne, was der Tod von Sophiens Kind erleichtert hatte; der Sohn, dessen Liebe zu Sophie längst verkühlt war, wollte vor allem das schimpfliche gegen sie und ihn erlassene Urtheil von 1777 aufheben lassen; er stellte sich im Februar 1782 dem Gerichte in Pontarlier,

sass sechs Monate in Haft, führte selbst seine Sache, brachte zwar sein Haus in aller Leute Mund, legte aber alle Advocaten lahm, rügte mit Kennerblick jede Blösse im richterlichen Verfahren und wurde trotz seiner Schuld im August 1782 Sieger; sein Vater meinte, seit Cäsar sei noch Niemand so verwegen gewesen. Das Urtheil von 1777 wurde cassirt, Sophie geschieden und in Besitz ihrer Mitgift restituirt, auch mit einer Pension ausgestattet, doch musste sie bis zu Monnier's Tod im Kloster zu Gien bleiben; Mirabeau hatte sie ein letztesmal im Juli 1781 in ihrer Zelle gesprochen und sie waren in Zwist geschieden; sie wurde durch Monnier's Tod im März 1783 frei, verlobte sich nach Jahren, verlor den Geliebten durch einen frühen Tod und erstickte sich im September 1789 in Kohlendampf. Hatte schon der Process zu Pontarlier die grösste Aufmerksamkeit erregt, so bildete er nur das Vorspiel zu dem in Aix. Auf Wunsch seines Vaters hatte Graf Mirabeau versucht, seiner treulosen Gattin wieder näher zu treten; sie aber hielt sich, von den Ihren berathen, jeder Verbindung mit ihm fern; er forderte bei dem Parlamente in Aix, dass sie zur Rückkehr zu ihm gezwungen werde, und das Endurtheil des langen Processes entschied im Juli 1783 gegen ihn: die Ehe wurde vorerst getrennt. Verlor er den Process, so gewann er ihn in der öffentlichen Meinung; seine Reden waren Meisterwerke, die alle Welt hinrissen; er zeigte, es gebe in der Gesellschaft massenhaft viel ärgere Frevler als er; die Verkommenheit des ancien régime schien weit mehr sein Thema als er selbst; man trug seinen Gegenadvocaten Portalis ohnmächtig aus dem Saale; die Leute standen auf den Dächern, um Mirabeau zu hören oder wenigstens zu sehen; der Vater schrieb seiner Tochter du Saillant: „Er hat so geredet, so gebrüllt, so geheult, dass die Mähne des Löwen von Schaum weiss war und von Schweiss triefte.“ Seitdem war sein Name durch ganz Frankreich hin beschimpft, aber auch berühmt, und Aix gedachte 1789 dieses Processes bei den Wahlen zu den Reichsständen. Seine Gattin war für Mirabeau ebenso begraben, wie seine beiden Kinder; als sie sich in den Tagen seines höchsten Ruhmes wieder mit ihm vereinigen wollte, trat sein Tod ein und sie heiratete einen Sarden della Rocca, als dessen Wittwe sie 1800 starb. Seine Geschwister waren ihm feind, auch mit Frau de Cabris hatte er sich gänzlich entzweit, der alte Bailli wurde gleichgiltig, die Mutter suchte ihm zu schaden, wo sie konnte; der Vater hielt ihn voll Misstrauen seinem Herzen fern und beschränkte seine Mittel derart, dass Mirabeau sich abermals mit ihm überwarf. Im September 1783 verzichtete der Vater auf jede

Autorität über ihn; der Sohn näherte sich 1784 der Mutter, um, da er mit 3000 Francs jährlich nicht leben konnte, Vortheile von ihr zu erlangen, und spielte den reuigen Sünder, doch verfeindete sie sich bald um Geldfragen willen dauernd mit ihm, und während sie ihren Gatten in Noth enden liess, verschloss der Sohn ihr die Thür und liess sie selbst nicht an sein Sterbebett; sie starb im November 1794 im Elend. Loménie hat darauf aufmerksam gemacht, dass Mirabeau trotz aller Processe und juristischer Erfahrung niemals Schritte that, um die Sentence d'interdiction vom Mai 1774, unter der er nach wie vor stand, aufheben zu lassen; um gültig zu sein, musste jede von ihm ausgestellte Quittung über 10 Francs von seinem Curator Vignon gebilligt werden; seine Mutter meinte, die Sentence sei ihm sehr bequem, um keine Schulden zu bezahlen, und griff darum auch sein Testament an.

Gelöst von seiner ganzen Familie, stand Graf Mirabeau allein, angewiesen auf den Erfolg seiner Feder; die Geldnoth beugte seinen Stolz nicht, er prahlte: „Anfangs floh mich Jeder wie den Antichrist; jetzt werde ich vergöttert und bin der Mann des Volkes.“ Zu stolz, von Freunden etwas anzunehmen, lehnte er das Anerbieten des Sir Gilbert Elliot, späteren Grafen Minto, seines einstigen Mitschülers, ihn in britische Dienste zu ziehen, ab. In Vincennes war er beständig bei der Schriftstellerei gewesen und hatte durch seine zahlreichen Arbeiten seine eminente Arbeitskraft wie seine Vielseitigkeit bekundet; darunter war auch manches Lascive, ganz im Geschmacke der Generation, für die er schrieb und die auch das Bedenklichste, ohne roth zu werden, besprach, z. B. „Ma Conversion“, „Eroticon Biblion“ und theilweise der von ihm selbst getadelte „Espion dévalisé“ (London 1782). Er bearbeitete Boccaccio's Novellen, schrieb vierzehn Erzählungen nach italienischen Mustern, übersetzte aus Tibull, Johannes Secundus, Propertius, Silius, Catullus, Ovidius, Tacitus, wie aus Tasso, verfasste Betrachtungen über Toleranz, eine historische Uebersicht des Islam, Aufsätze über die Revolutionen der Vereinigten Niederlande, die 1792 von Soulavie publicirten „Mémoires du ministère du Duc d'Aiguillon“ und anderes, was theils gedruckt wurde, theils im handschriftlichen Besitze von Montigny blieb; freilich kostete ihm die Schreibewuth fast die Augen. (Ein Verzeichniss seiner Arbeiten gibt, so umfassend wie es möglich war, H. Fritsche in „Ausgewählte Reden Mirabeau's".) Beiweitem die wichtigste Frucht der Vincenner Haft, Mirabeau's politisches Hauptwerk, war das 1779/80 verfasste „Des Lettres de

cachet et des prisons d'état", welches anonym in zwei Bänden im November 1782 zu Neufchâtel erschien und dem wackeren Le Noir gewidmet war. Mirabeau machte dazu eingehende Studien in Geschichte und Staatsrecht; sein Vater tadelte nachher an dem Buche, es sage alles, was man gegen den Despotismus vorbringen könne; nach seiner Freilassung fügte Mirabeau noch vieles an. Der gereizte Löwe brüllte in diesem Buche auf und biss in die Kerkerstäbe; Mirabeau entlarvte schonungslos den ungesetzlichen Despotismus, und gewiss durfte er sich als competent in der Beurtheilung desselben betrachten; war er doch das Opfer der Sünden dieser Willkür! Er suchte aus Frankreichs Geschichte zu beweisen, wie die lettres de cachet barer Usurpation der Macht entsprossen seien, nannte fast alle Herrscher seines Vaterlandes seit Philipp IV. grausame Tyrannen, Ludwig XIV. und XV. nicht ausgenommen, zeigte die niederträchtige Anwendung der lettres de cachet zu Privatzwecken und die willkürliche, aller Gerechtigkeit spottende Behandlung der Staatsgefangenen durch ihre Kerkermeister. Er behauptete, der Despotismus der Könige Frankreichs stände dem der Sultane nicht nach und fände eine Hauptstütze am Militäradel; wenn er die Freiheit pries, so griff er schneidend die Zügellosigkeit an, die ihm als wahre Nachbarin der Despotie erschien; die Revolution hat mit Blut sein Wort unterzeichnet: „Die Zügellosigkeit ist nichts als die Sklaverei der am wenigsten starken und kühnen Einzelbürger, die Gewaltherrschaft der verwegensten und mächtigsten.“ Er dachte ganz modern, der Luftzug der Revolution athmet uns aus den Blättern des Buches entgegen; er dachte durchaus praktisch, war weit entfernt von den Utopien eines J. J. Rousseau's, wie nachmals eines Saint-Just und Babeuf, und läutete Sturm gegen die Bastillen, die wie ein eiserner Gürtel Frankreich umschlossen; in Vincennes wurde die Axt geschliffen, unter deren Streichen die Pariser Bastille in den Staub sank. Ludwig XVI. fand manchen trefflichen Gedanken in der Arbeit Mirabeau's und erleichterte daraufhin das Los der Staatsgefangenen. Mirabeau's Kraft war auch in Vincennes nicht gebrochen, sein Lebensmuth blieb unverwüstlich, seine Natur stählte sich auf der Hochschule der Staatskerker; jetzt folgten seinen Leidensjahren die Wanderjahre, wie jene Lehrjahre für den jungen Löwen.

Begeistert folgte Mirabeau dem Unabhängigkeitskampfe der nord-amerikanischen Colonien gegen Grossbritannien und schrieb auf Anstoss Franklin's die „*Considérations sur l'ordre de Cincinnatus*“ gegen den Versuch, einen Orden zu stiften; es war die erste unter seinem Namen publicirte Schrift, sie erschien wie die „*Doutes sur*

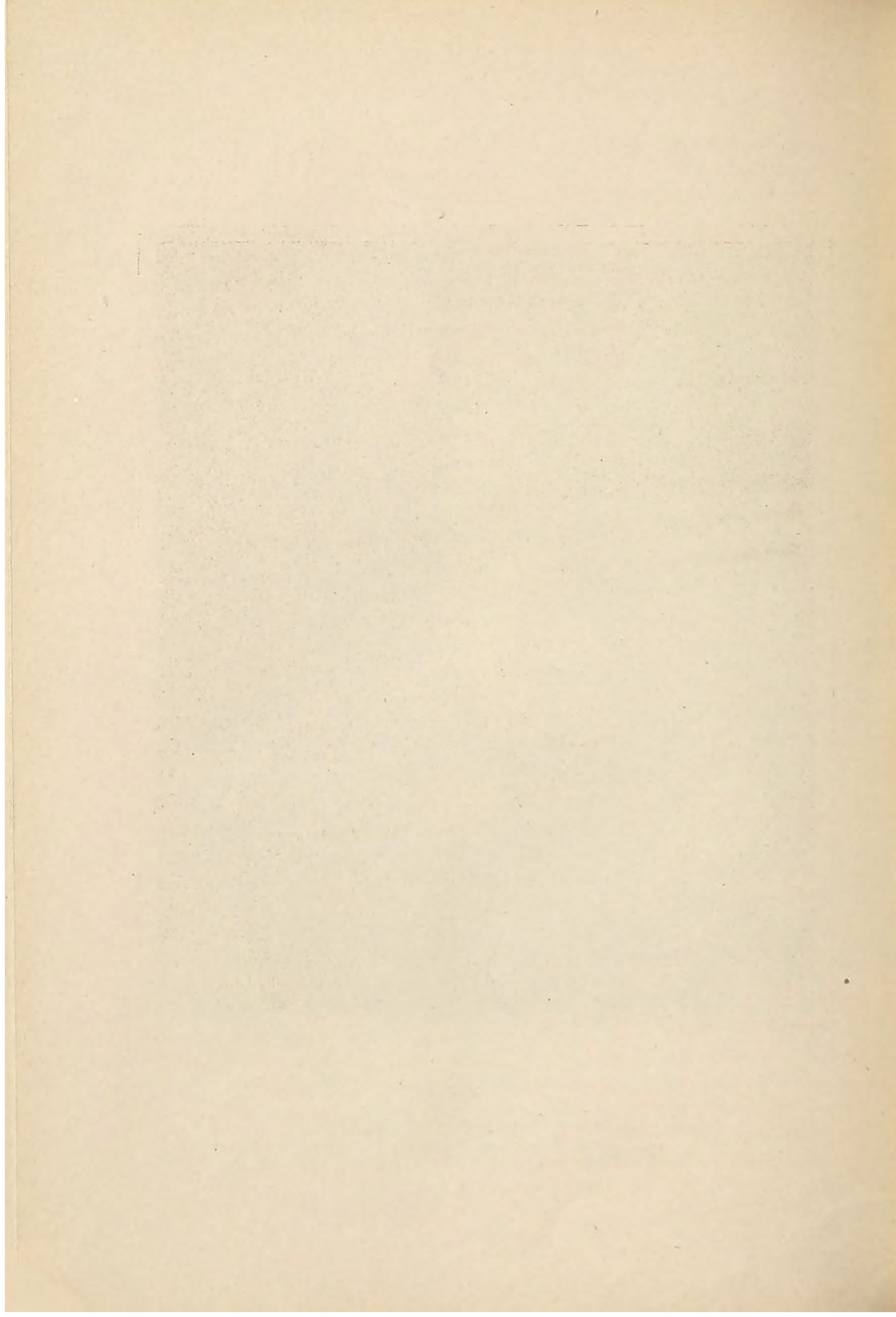
la liberté de l'Escaut" 1784 in London. Vor einer neuen lettre de cachet, mit der ihn die Regierung bedrohte, war Mirabeau im August 1784 nach London entwichen, begleitet von seiner neuen Maitresse Henriette Amélie van Haren, die sich nun Frau von Nehra nannte und ihn mit aufopfernder Liebe pflegte, ihm auch vielfach nützliche Dienste leistete, und von der Frucht dieses Bundes, dem 1782 geborenen Lucas, dem der Bildhauer de Montigny als Vater angedichtet wurde. Brach er auch der ihn bewundernden Holländerin häufig die Treue, bis sie ihn nach fünf Jahren aufgab, so hielt er doch in inniger Liebe am Sohne fest, den er zu einem seiner Erben bestimmte; wir verdanken Lucas de Montigny († 4. Januar 1852) die unschätzbaren *Mémoires de Mirabeau* in acht Bänden.

Verfassung, bürgerliche Freiheit, Ordnungssinn berührten Mirabeau in England höchst wohlthätig, wenn ihm auch die elende Verwaltung nicht entging; er hatte wenig literarischen Erfolg und erwirkte darum die Erlaubniss, 1. April 1785 nach Frankreich zurückkehren zu dürfen; eben wollte er seine Genfer Geschichte in Musse vollenden, als ihn die Genfer Banquiers Clavière und Panchaud veranlassten, gegen den überhandnehmenden Privatschwindel und das Gründerwesen zu schreiben; besser als die Meisten seiner Zeit über Finanzwesen unterrichtet, bekämpfte er Lotterien, Glücksspiele, Karlsbank u. s. w., von jenen Banquiers trefflich berathen. Anfangs in Beziehung zu dem „Theaterkönige“ Calonne, war er nicht gewillt, sich ihm zu vermiethen, brach bald mit ihm und dem giftigen Beaumarchais, den er als Verwaltungsrath der Pariser Compagnie des eaux schwer verletzt hatte, und fühlte sich in der Heimat nicht mehr sicher, zumal er an eine grosse Streitschrift gegen den Minister Calonne dachte. Er wollte anfangs in russische Dienste treten, machte aber, im December 1785 abgereist, in Berlin Halt. Friedrich der Grosse, der schon mit einem Fuss im Grabe stand, nahm seine Schriften entgegen und empfing ihn im Januar 1786 trotz seiner Athembeschwerden mehrmals: gewaltig wirkten die auf- und die untergehende Sonne aufeinander ein. Mirabeau befragte sich über alles in sämtlichen Schichten der Bevölkerung; Niemand verstand derart die Kunst des Fragens, in vier Monaten erlangte er eine staunenerregende Kenntniss aller Institutionen; er lernte Hertzberg und Dohm kennen, schrieb gegen Cagliostro und Lavater, die er merkwürdig genug zusammenwarf, und kam in literarische Fehde mit Lavater und dessen Verehrern; er hatte vor allem den Zweck, den Prinzen von Preussen vor den Mystikern zu warnen. Sehr bemerkenswerth war auch die Schrift „Sur Moses Mendelssohn, sur la



Mirabeau.

Reproduction des Stiches von Weber
nach dem Gemälde in der Gal. histor. von Versailles.



réforme politique des Juifs et en particulier sur la révolution tentée en leur faveur en 1753 dans la Grande-Bretagne" (London 1787). Er sammelte Materialien zu einem grossen Werke über die preussische Monarchie und die Geschichte bestätigte seine Ueberzeugung, Friedrich II. sei ihr Atlas, auf ihm allein beruhe alles und mit ihm werde Preussen zusammenstürzen. Während seine Freunde den Druck der Schrift gegen Calonne als zu gefährlich unterdrückten, bewogen Talleyrand und Vergennes Calonne, den kecken Literaten diplomatisch zu verwenden. Calonne rief ihn im April nach Paris zurück. Unterwegs liess sich Mirabeau in Braunschweig durch Mauvillon, Professor am Carolinum, neue Belehrung über deutsche Verhältnisse ertheilen, er schloss mit ihm eine Freundschaft für das Leben und erhielt kostbares Material zu seinem Werke über Preussen, das er, wie einst Tacitus in der Germania gethan, dem entarteten Frankreich als Vorbild hinstellen wollte; 1794 erschienen in Hamburg die „Lettres amicales du Comte de Mirabeau à M. Mauvillon". Mirabeau kam in Paris an, als der Halsbandprocess im Gange war, und trat zu den Feinden des Hofes; im Juni entwarf er eine freimüthige Denkschrift über die politische Lage Europas und kehrte im Juli in geheimer Mission nach Berlin zurück; Calonne stattete ihn mit über 40.000 Francs aus. Der Graf fürchtete, nach dem Tode Friedrich's II. würde ein Weltkrieg ausbrechen, Russland und Oesterreich würden Preussen zu demüthigen und, unterstützt von Grossbritannien, das europäische Gleichgewicht zu zerstören suchen; bei Frankreichs finanziellen und politischen Nöthen könnte nur eine preussisch-britisch-französische Allianz den Weltfrieden bewahren, nicht aber Frankreich ein entscheidendes Wort sprechen. In Friedrich dem Grossen, den er aufrichtig beweinte, sah er Preussens Grösse begraben; er liess Friedrich Wilhelm II. einen Brief übergeben, (1787 publicirt), in dem er Reformen forderte, aber alle Rathschläge dieses Posa verhallten im Winde; trotz der Phrase: „Lesen Sie, Sire, und lassen Sie in Ihren Staaten lesen: das Licht will von allen Seiten zu Ihrem Throne emporsteigen; sollten Sie die Nacht vorziehen?" war der König doch voll Huld, richtete sich aber nicht nach ihm; die Geisterseher spotteten über Mirabeau, er hingegen zeichnete sie wie die Prinzen und Minister in seinen Depeschen mit wenig schmeichelhafter Aehnlichkeit; freilich wusste Calonne den seltenen Werth eines solchen Beobachters kaum zu würdigen.

Mirabeau hielt, während er in Berlin beobachtete und schrieb, sein Auge auf Versailles gerichtet; er fühlte sich zu höheren Aufgaben prädestinirt. Die Kunde von der Berufung der Notabeln durch

Calonne erfüllte ihn mit Freude, er wollte Secretär der Versammlung werden, zu der er selbst Calonne angeregt hatte, und kehrte im Januar 1787 nach Paris zurück, fand aber schon Dupont an dieser Stelle; bald erkannte er, wie Calonne durch Schwindel alles verdarb; das Project einer Mission nach Nymwegen zerrann in nichts; Mirabeau wollte um keinen Preis Calonne's Wirthschaft vertheidigen und es kam zum Bruche. Der Graf, der wie der Vogel auf dem Zweige, ohne Ruhe und Sicherheit lebte, schrieb nun in drei Wochen die gegen die Finanzverwaltung abzielende leidenschaftliche Flugschrift „Démonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables“ (März 1787), liess darin seinem Vaterlande die Wahl zwischen Staatsbankerott oder einheitlicher Verfassung, entlarvte Calonne's System und tadelte Necker's Vorschläge zur Deckung des Deficits. Männer wie Frauen verschlangen die im Umsehen vergriffene Schrift, Ludwig sprach sich günstig darüber aus, aber die Feinde erwirkten eine siebzehnte lettre de cachet gegen Mirabeau, der er noch im März nach Lüttich entrann; in neuen Streitschriften aus Lüttich und Tongeren griff er besonders Necker schonungslos an, warnte Ludwig vor dem ehrgeizigen Fremdlinge, den er zuerst und allein in seiner ganzen Hohlheit durchschaute; ebenso wie er Necker seines Nimbus entkleidete, erhob er Turgot's Verdienste. Ohne dass der Verhaftsbefehl zurückgenommen worden war, weilte er vorübergehend in Paris und ging im Mai zum drittenmal nach Deutschland, stets in Geldnoth, wie es ihm ja nie möglich war, hauszuhalten. Er beendete in Braunschweig mit Mauvillon das dem Vater gewidmete Werk „De la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand“, sein historisches Hauptwerk, das er für 20.000 Francs verkaufte; es erschien 1788 in vier Bänden mit dem Druckorte London und wurde von Mauvillon und Anderen ins Deutsche übersetzt. War auch sein Urtheil oft irrig und einseitig, so besteht doch der bleibende Werth des Werkes darin, dass es neben den Vorzügen des preussischen Regiments auch die Fehler darthat und Preussen zwar als Bürgen für eine Zukunft Deutschlands bezeichnete, aber auch seine Neugestaltung verlangte. In Deutschland wurde das Werk sehr angegriffen, wenn auch Dohm (in England Gibbon) es rühmte; diese unfreundliche Aufnahme war neben seiner Geldnoth der Grund, warum Mirabeau, obwohl er dem Minister Grafen Montmorin damit sein Wort brach, im Februar 1789 (zwei Bände, Alençon) die „Histoire secrète de la cour de Berlin, ou Correspondance d'un voyageur français depuis le 5 juillet 1786 jusqu'au 19 janvier 1787. Ouvrage posthume“, in 66 Briefen herausgab. Alle Freunde tadelten diesen tactlosen Schritt,

derselbe schadete Mirabeau ungemein. Es war eine schimpfliche Blossstellung des Berliner Hofes, zumal des just in Paris befindlichen Prinzen Heinrich, und eine freche Enthüllung diplomatischer Geheimnisse; auf Forderung des diplomatischen Corps hin wurde das Werk vom Henker in Paris verbrannt; dass Mirabeau in einem Briefe, den der „*Mercure de France*“ am 11. Februar 1789 abdruckte, die Autorschaft leugnete, änderte weder die Thatsache noch seine Schuld.

Noch in Deutschland erfuhr Mirabeau 1787 den Eintritt Loménie de Brienne's in die Regierung; wie Hume begrüßte er ihn als Retter, war aber bald um eine Enttäuschung reicher; als er im September d. J. nach Paris zurückkam, vergoss er Thränen über die Zerrissenheit seines Vaterlandes, sah eine trübe Zukunft und eine Revolution voraus und fand die sich aufs Messer bekämpfenden Gegner, Regierung und Parlament, seiner Hilfe gleich unwürdig; ihn ekelte das Buhlen des Parlaments um die Volksgunst an, ihm widerstrebten die kleinlichen Mittel der Minister. Umsonst bemühte er sich um einen diplomatischen Posten in Russland, Polen, Türkei oder Aegypten. Von Chamfort, Brissot und Anderen unterstützt, gründete er, unbekümmert um den Tadel seiner vorurtheilsvollen Standesgenossen, die Zeitschrift „*Analyse des papiers anglais*“, verkündete den Segen britischer Zustände und wünschte, sie auf Frankreich übertragen zu sehen. Gezwungen, auch ferner um Tagelohn zu schreiben, zog er allerlei in den Bereich seiner gesuchten Feder. So schrieb er voll Mitgefühl für die „Patrioten“ und voll Ungerechtigkeit gegen das Haus Oranien 1788 „*Aux Bataves sur le Stadhoudérat*“ und „*Le Despotisme de la maison d'Orange prouvé par l'histoire*“; hier leitete er unter Betonung der allgemeinen Menschenrechte alle Gewalt vom Volke her und forderte totale Trennung der drei Gewalten; weit mehr als für Holland waren seine Ausführungen für Frankreich berechnet. Mannhaft trat er für die Berufung der Reichsstände ein; er ahnte, dass sie schon 1789 erfolgen müsse: „Sie müssen zusammentreten, mit oder ohne Premierminister, unter Achilles oder Thersites“; Frankreich sollte durch sie das mächtigste Reich auf Erden werden. Er verweigerte seine Hilfe einer Regierung, in der „der Wille des Monarchen allein das Gesetz mache“, lebte aber der Ueberzeugung, „Frankreich sei schon durch die Geographie zur Monarchie bestimmt“, und während er betonte, dass weder König noch Parlament das wahre Interesse der Nation vertrete, nannte er es eine Krankheit aller Regierungen, „aus eigenem Antriebe niemals heute zu bewilligen, was ihnen morgen unfehlbar abgerungen würde“; zwischen König und Parlament sah

er „eine ganz unbedeutende Partei, genannt die Nation, der alle verständigen und redlichen Leute angehören sollten“.

Seine Feder ruhte nicht einen Augenblick, mit vollen Segeln steuerte sie der Reform entgegen; zu Gunsten besserer Gefängnisse — wer kannte deren Mängel gründlicher? — schrieb er „Observations d'un voyageur anglais sur la maison de force appelée Bicêtre“ etc. etc.; in der „Suite de la dénonciation de l'agiotage“ forderte er eine Verfassung Frankreichs als Grundlage aller Reformen; indem er sich über die Parteien stellte, suchte er in der „Réponse aux alarmes des bons citoyens“ beruhigend zu wirken, hielt den Parlamenten ihr Sündenregister vor, erwartete das Heil von den Reichsständen und von der Pressfreiheit, jener von Dichtermund gefeierten Lanze, die allein die Wunden heilen könne, welche sie geschlagen habe; er rief Ludwig XVI. zu, die Beseitigung aller Feudalität und aller Privilegien, das Geschenk einer Verfassung und gute Gesetze würden ihn zum Marc Aurel seines Volkes machen, er würde unumschränkter als jemals herrschen, denn seine Macht stütze sich dann nicht auf leicht versagende Gewehre, sondern auf die Schultern liebender Unterthanen. Sich enge an Milton anschliessend, schrieb er seine berühmte Abhandlung „Sur la Liberté de la presse“ (Paris, Décembre 1788, London 1789) und die „Théorie de la royauté“ (Paris 1789). Voll Jubel rief der sein Vaterland über alles liebende Mann nach dem Erlass, der die Reichsstände für Mai 1789 berief: „Hiermit ist die Nation binnen 24 Stunden um ein Jahrhundert vorgerückt. Sie werden sehen, was diese Nation an dem Tage vermag, der ihr eine Verfassung giebt, an dem Tage, da das Talent auch eine Macht sein wird.“

Mirabeau wollte durchaus Mitglied der Reichsstände werden und bemühte sich um ein Mandat im Elsass; er triumphirte: „Jetzt kommen meine Tage!“ und schrieb im August 1788 dem Buchhändler Levrault in Strassburg: die Regierung habe die Reichsstände nicht zu Fuss gewollt, darum kämen sie jetzt zu Pferd; ihre Hauptresultate müssten sein: Zustimmung der Nation zu Steuern und Anlehen, bürgerliche Freiheit und regelmässige Wiederkehr der Versammlung; sein Losungswort sei: Krieg den Privilegirten und den Privilegien! seine Gesinnung durch und durch monarchisch.

Da stürzte mit Brienne, „dem tollen Erzbischofe“, auch Mirabeau's Hoffnung auf ein Mandat im Elsass; der ans Ruder tretende Necker war sein Feind und legte seiner Wahl alle Hindernisse in den Weg. Mit Adrien Duport und Panchaud gründete der Graf im November 1788 den „Club constitutionnel“, „eine Verschwörung ehr-

licher Leute", gewann dafür die Herzoge von Lauzun und Luxembourg, den Bischof Talleyrand, Chamfort, Lacretelle, Roederer, Dupont und Target, gerieth jedoch frühe mit Duport in bitteren Zwist, weil dieser das Königthum schneidend angriff und den Club zur Filiale parlamentarischer Herrschsucht machen wollte, Mirabeau aber auf ein reformirtes Königthum hinarbeitete; noch im December trennten sie sich und der Club brach rasch zusammen. Necker hatte eben siegesgewiss das Resultat der Staatsrathssitzung vom 27. December publiciren lassen, als Mirabeau ihn im Januar 1789 mit schonungsloser Heftigkeit angriff; er veröffentlichte: „Correspondance entre M. C. . . . et le Comte de Mirabeau sur le rapport de M. Necker et sur l'arrêt du conseil du 29 décembre (1788), qui continue pour six mois force de papier-monnaie au papier de la caisse d'escompte"; C. war der frühere Jesuit, nunmehrige Redacteur Cerutti. Mirabeau zerzauste in dieser Schrift Necker als Staatsmann, Gesetzgeber und Finanzminister, während derselbe sich an der Sonne der Volksgunst wärmte; er sprach sich für die doppelte Vertretung des dritten Standes bei den Reichsständen aus und tadelte die Offenlassung der entscheidenden Frage, ob die Stände nach Köpfen oder Ständen stimmen sollten, warf Necker ferner vor, er entwerthe die Scheine der Discontocasse, erinnerte an die Law'sche Schwindelperiode und zeigte im Hinblick auf die Amerikaner, wie Papiergeld zu verwerfen sei. Zugleich kündigte er an, er bewerbe sich um ein Mandat in die Ständeversammlung, bat den Vater, ihm dabei behilflich zu sein, und erschien im Januar 1789 in den Sitzungen der Privilegirten zu Aix. Der Vater gab ihm kein Geld, aber die Herausgabe der Correspondenz mit Cerutti und vor allem die nichtswürdige Publication der „Histoire secrète" (siehe oben) füllte seine Taschen. Er wendete sich in Aix sofort gegen die droits antiques von Adel und Clerus und bekämpfte den Adelsprotest vom 21. Januar gegen die Wahlordnung vom 27. December; er äusserte, er habe nie eine unwissendere, gierigere und unverschämtere Adelscorporation gesehen, und fügte hinzu: „Diese Leute würden mich gegen meinen Willen zum Volkstribunen machen, wenn ich mir nicht Gewalt anthäte." Er forderte eine Neuberufung der Versammlung der drei Stände der Provence und schleuderte eine Flugschrift gegen die damalige ungesetzliche Vertretung; während das Volk ihm zujauchzte, stiess ihn der Adel zurück und erliess eine Gegenschrift; auf Grund eines Reglements von 1620 schloss er Mirabeau, weil derselbe kein Lehen besitze, von der Adelskammer aus. So im Februar 1789 von den Seinen ausgestossen, warf sich Mirabeau in die Arme

des Volks und brach mit jenen in der feurigen Brandschrift „A la Nation provençale“ (Aix); er behauptete, der dritte Stand sei die Nation selbst, versprach, ihm seine Kräfte zu weihen, erinnerte daran, die Privilegirten hätten stets gesucht, die Volkstribunen niederzuwerfen, citirte den letzten Gracchen und Marius und rief aus: „Nein, die Beschimpfungen sollen meine Beständigkeit nicht ermüden. Bis zum Grabe will ich bleiben, was ich stets gewesen: der Mann der öffentlichen Freiheit, der Mann der Verfassung. Wehe den privilegierten Ständen, wenn man dort eher der Mann des Volks als der des Adels wird: denn die Privilegien werden enden, aber das Volk ist ewig“. Verschiedene Schriften und Reden flogen noch herüber und hinüber, Mirabeau's Feinde verwertheten sein fleckenreiches Vorleben und besonders den Vertrauensbruch mit der „Histoire secrète“, aber das Volk, das ihn seit seinem Eheprocesse in Aix liebte und als Verurtheiler des ancien régime an der Barre bewunderte, begann mit ihm einen Cultus; in Aix und Marseille wurde seine Wahl vom dritten Stande vorbereitet. Als er sich auf seinem Triumphzuge durch die erregte Provence unter Glockengeläute und Böllersalven Aix näherte, zog ihm die Bürgerschaft entgegen, spannte seine Pferde aus und streute Blumen; in Marseille strömten an 120.000 Menschen zusammen, die Geschäfte feierten, die Wachen salutirten, die Schiffe flaggten, der Wagen bedeckte sich mit Palmen-, Lorbeer- und Olivenzweigen, und ein Ruf brauste aus allen Herzen: „Vive le Roi et Mirabeau!“

Dieser noch nicht verdiente, fast aberwitzige Enthusiasmus seiner Landsleute berauschte ihn nicht, er kannte die Unbeständigkeit der Volksgunst; läppisch im höchsten Grade ist das von seinen Feinden erfundene Märchen, er, der so stolz auf seinen Namen und Stand war, habe in einem Tuchladen mit der Firma „Magasin de Mirabeau, marchand de draps“ Tuch verkauft. Seinen Einfluss auf die ihn vergötternde Menge konnte er alsbald erproben; es brachen im März Unruhen in Marseille aus und die ohnmächtige Regierung wendete sich durch den Commandanten Grafen Caraman mit demüthiger Bitte an den Staatsgefangenen und unter Curatel Gestellten; sie täuschte sich nicht in seinen Leistungen; er schrieb die packende Ermahnung vom 25. März „Avis au peuple marseillais“, bildete eine Milice citoyenne und stellte, als sei er Dictator, die Ruhe her; bald darauf stillte er Unruhen in Aix mit vollendeter Geistesgegenwart. Einstimmig wählten ihn Aix und Marseille zum Deputirten des dritten Standes in die Reichsstände; er nahm die Wahl für Aix an. Mirabeau stand auf der Höhe der Popularität; er war, wie Blanc sagt, „mehr als ein König,

fast ein Gott". Wenig Menschen hatten wohl mit ernsterem Eifer an sich gearbeitet als der Graf, der nun bestrebt war, seinen Feinden den Boden zu entwinden „durch ein staatsmännisches Benehmen, wovon noch wenig Menschen, ja noch wenig andere Völker ein Vorbild boten". Er war 40 Jahre alt, er kannte die Schäden des ancien régime gründlicher als jeder im Staatsleben Ergraute, er hatte in anderen Ländern gelebt, ihre Geschichte und Institutionen studirt, sein politischer Horizont war weitumfassend; er hatte mit Nutzen gelebt und gelitten und war bei aller Wuth gegen den Despotismus maassvoll geblieben; als echter Staatsmann, wohl als einziger Staatsmann des Frankreich jener Tage, war er ebensowenig phantastischer Schöngeist, wie Prediger des allgemeinen Umsturzes; er sah, dass eine furchtbare Revolution heranziehe, um das alte Frankreich zu verschlingen, aber sein heiligstes Streben galt der Rettung alles Guten und Lebensfähigen vor der Sündfluth in die Arche einer besseren Zukunft. Frankreich begrüßte ihn, einen in der kleinen Schaar Adelige, die der dritte Stand gewählt hatte, in Versailles voll Sympathie; noch vor Eröffnung der Ständerversammlung gründete er, um die Censur unbekümmert, das „Journal des Etats-généraux" im Verlage des Gatten seiner neuen „Aspasia", Le Jay; als Motto wählte er bezeichnend „Novus nascitur ordo". Die Zeitschrift sollte eine vollständige Uebersicht der Verhandlungen der Reichsstände geben, die politische Tagesliteratur kritisiren und die wichtigsten Zeitfragen in selbstständigen Aufsätzen erörtern; sie zählte nach acht Tagen 6000 Abonnenten. Als Mirabeau in der zweiten Nummer Necker's Rede vom 5. Mai bitter tadelte, verbot die Regierung auf dessen Wunsch das Weitererscheinen, erregte aber damit einen Sturm der Entrüstung; Mirabeau verwahrte sich in einem leidenschaftlichen Artikel gegen die Majestätsbeleidigung der Nation und ihrer unveräußerlichsten Rechte seitens des Ministeriums und stellte den König als natürlichen Alliirten der Nation Necker gegenüber. Die Regierung begann vor dem Kecken zu zittern. Unter der Führung von Target protestirten die Wähler des dritten Standes von Paris gegen das Verbot des Journals, Mirabeau taufte dasselbe in „Lettres du Comte de Mirabeau à ses commettants" um, und ohne dass die Regierung es zu verhindern wagte, erschien es seit 7. Mai als solches weiter; aus Zeitmangel trat der Graf nach der 19. Nummer zurück, das Blatt wurde jedoch als „Courrier de Provence" bis Juli 1790 fortgesetzt.

Bei dem feierlichen Aufzuge der Deputirten der Reichsstände am 4. Mai 1789 erregte Niemand derart die allgemeine Aufmerksam-

keit, wie der Graf; eine Zuschauerin — es war Frau von Staël — äussert sich: „Die Meinung, die man von seinem Geiste hatte, war durch die Furcht, die seine Unsittlichkeit erzeugte, sonderbar vergrössert und doch hat letztere gerade den Einfluss vermindert, den ihm seine ausgezeichneten Eigenschaften erwerben mussten. Es war schwer, ihn, wenn man ihn einmal bemerkt, nicht lange zu betrachten; unter Allen zeichnete ihn die Fülle seiner Locken aus; man hätte sagen mögen, wie bei Simson sei seine Stärke daran gebunden. Seine Hässlichkeit selbst vermehrte den Eindruck seines Gesichts und seine ganze Persönlichkeit erweckte den Begriff einer regellosen Gewalt, einer solchen, wie man sie sich bei einem Volkstribunen denkt.“ Und Blanc fährt, ihr die Feder aus der Hand nehmend, fort: „Die kleinen schwarzen Augen schossen Blitze, er schritt einher, den Luftstrom mit vollen Zügen einathmend; mit Unverschämtheit trug er seinen schimpflichen Ruf, befahl Bewunderung, erregte Erstaunen, flösste Furcht ein.“ Ueberall freilich begegnete er Misstrauen und kalter Abweisung, seine Vergangenheit stand ihm im Wege; er aber hoffte sie im Sturme der Ereignisse zu begraben und über der einsamen Gruft das Banner seines Weltruhms rauschen zu lassen. Durchaus Monarchist, hätte er gerne gleich in der ersten Stunde der Reichsversammlung Klarheit geschaffen und dem Könige wie der Nation das zuerkannt gesehen, was ihnen gebührte; darum war er vom 5. Mai an gegen Necker noch mehr aufgebracht als bisher und griff ihn in seiner Hohlheit und seinen Mängeln ohne Erbarmen, voll Sachkenntniss und Bosheit an. Er wirkte wesentlich darauf hin, dass sich der dritte Stand vorerst noch unthätig verhalte, denn er wollte durch die vis inertiae Adel und Clerus lahm legen und so allmählig zur Vereinigung mit dem dritten Stande zwingen. Als sich der Clerus, der ja in sich einen Adel und ein Volk enthielt, anschickte, zwischen Adel und drittem Stand zu unterhandeln, sprach er wiederholt warm dafür. Er freute sich herzlich, dass sich die Deputirten des dritten Standes zur activen Versammlung machten, war entschlossen, diese Position der Krone gegenüber zu behaupten, aber auch das demokratische Element an Uebergriffen zu hindern; er wollte ein constitutionell geordnetes Vaterland und erstrebte darin für sich die Leitung der Geschäfte. Darum gewann er Fühlung mit Freunden des Ministeriums, besonders mit Malouet; Montmorin aber wies ihn wegen der „Histoire secrète“ zurück und Necker behandelte ihn bei der gewährten Begegnung mit so lächerlichem Dünkel, dass Mirabeau davon ging und zu Malouet sagte: „Euer Mann ist ein Gimpel, er wird von

mir hören." Am 15. Juni, als die constituirte Versammlung sich einen Namen geben wollte, unterlag der Graf mit dem Vorschlage „Représentants du peuple français"; sie nannte sich am 17. auf Sieyès' Vorschlag „Assemblée nationale"; Mirabeau aber wollte nichts von der Allmacht einer Versammlung wissen, er ahnte die schlimmsten Resultate, wenn die Stimme des Club Breton mächtig würde; er sagte: „Ich wüsste mir nichts Schrecklicheres vorzustellen, als die souveräne Aristokratie von 600 Personen, die sich morgen für unabsetzbar, übermorgen für erblich erklären und am Ende wie alle Aristokratien der Welt alles an sich reißen würden"; er war entschieden für die jetzt schon bestrittene Bewahrung des königlichen Veto, denn „er möchte lieber in Constantinopel leben als in Frankreich, wenn es der König nicht hätte".

Wie sehr er die Revolution missbilligte, die sich in der Annahme des Sieyès'schen Vorschlags vollzog, besagte seine Bemerkung gegen Dumont: er würde sich nicht wundern, wenn der saubere Beschluss den Bürgerkrieg herbeiführte. Hielt er fest am Gedanken einer kräftigen constitutionellen Monarchie, so war er auch der geschworene Feind des zusammenbrechenden Feudalstaates und sah mit Entrüstung auf die Hofpartei und die reactionären Ränke um den König; schneidend trat er ihnen nach der Séance royale vom 23. Juni entgegen, als er nach Ludwig's Weggang das allgemeine Schweigen brach, den König den Mandatar der Versammlung nannte und die dauernde Giltigkeit des Premier Serment betonte, den Ludwig eben cassirt hatte; noch offener erhob er sich gegen des Königs Willen, als er mit imponirender Majestät den Grossceremonienmeister in ein Nichts verwandelte und erklärte, die Versammlung sei durch den Willen des Volkes im Saale und man könne sie nur mit den Bajonetten von da vertreiben; auf seinen Antrag wurde die Versammlung durch sich selbst für während ihrer Dauer sacrosanct erklärt, und auf die Schritte des Hofes deutend, prophezeite er: „Dieser Weg führt die Könige aufs Schaffot!"

So erwies sich der ganze Prunk der Monarchie als ein Scheinbild, ein Regierungsphantom; vor einigen kecken Worten zerstob es, keine Realität, keine Macht gab ihm Blut und Leben. Mirabeau half wesentlich mit zur Entfesselung der Revolution, suchte sie aber in ihrem Bette zu halten, warnte beständig vor Ausschreitungen und vor Ueberhastung; der stürmische Volkstribun, der durch Entflammung des Volkshasses gegen die privilegierten Stände zu Ansehen und Macht gelangte, war und blieb Monarchist und hielt das Königthum

für die in Frankreich einzig mögliche Staatsform. Obwohl er den Herzog von Orléans verachtete, trat er, nach Macht strebend, mit ihm in Verbindung; er dachte an ihn als Mitregenten Ludwig's und an sich als Ministerpräsidenten; er nahm vom Herzoge unbefangenen Geld, ohne sich je dafür zu verkaufen. Am 8. Juli hielt er, der unerreichte Redemeister, eine erbitterte und entschiedene Philippika gegen die Ansammlung der fremden Regimenter in und um Versailles und verfasste die herrliche Adresse vom 9. an Ludwig; er wollte Ludwig vor dem Risiko eines Staatsstreichs bewahren und sagte: „Grosse Umwälzungen bedurften weit geringeren Anlasses zum Ausbruche; mehr als ein Beginnen, welches Nationen und Königen verhängnissvoll geworden, hat sich auf weniger düstere und unheimliche Weise angekündigt.“ Die Revolution schritt über den Schutt der Bastille weiter. Eben damals starb (11. Juli) Mirabeau's alter Vater, und setzte zum Erben seinen jüngeren Sohn, den Vicomte Boniface, bekannt als „Mirabeau-Tonneau“, ein; freilich entbehrte der Graf dabei nicht viel, denn die Güter waren schauderhaft verschuldet. Vom väterlichen Sarge weg eilte er wieder auf die Tribüne; da Frankreich vom Pariser Hôtel-de-ville aus seine Befehle empfing, erkannte er die letzte Rettung der Krone jenem gegenüber in der Nationalversammlung, sprach darum dieser souveräne Gewalt zu, griff die „Ränkeschmiede von Ministern“ an, verfolgte die Höflinge à outrance, wollte selbst Frieden machen zwischen König und Volk. Statt des Friedens aber umspülten die Wogen des Hasses den Thron und der Graf sann darüber nach, wie dem Blutdurste des Pöbels und der Herrschgier der Demagogen zu steuern sei; er suchte das verirrte Königthum zu retten. Mit allem Feuer bekämpfte er den Amnestie-Erlass, den Necker durch die Pariser Behörden verfügen liess, und behauptete, das Begnadigungsrecht sei an die Person des Monarchen geknüpft; er rächte sich damit an Necker's Unnahbarkeit und erntete dafür seinen und seiner Familie Todhass. Für Frau von Staël ist er Catilina, ihr Vater Cicero, er der Dämon der Finsterniss, Necker der Genius des Lichts, er das personificirte Laster, ihr Vater die hehre Tugend selbst.

Jetzt aber galt es Mirabeau, an Necker's Stelle zu kommen, da dieser das Steuer im Sturme nicht zu hantiren wusste, und er knüpfte durch den im Schlosse vielvermögenden Prinzen August von Arenberg, damals als Graf von der Mark Adelsdeputirter, seinen Freund, mit dem bedrohten Hofe an; die Königin aber bewog Ludwig, „den plebejischen Grafen“, wie man Mirabeau am Hofe höhnte, zurückzustossen. Manchmal über-

kam ihn bei derartigen Erfahrungen herbe Reue über seine unsittliche Jugend, die ihm die Hände band, wenn er seine Dienste anbot; jetzt aber erfüllte ihn nur Grimm; er wollte den Hof einschüchtern und seine Macht fühlen lassen, durcheilte die Districte von Paris und warb Anhang; er strebte nach der Mairie, aber den Jakobinern und den anderen Gewalthabern war dieser Riese zu gross, zu selbstständig, zu herrisch; ihnen behagte der schwache Bailly besser. Er ergoss seinen vollen Hohn über Necker und Lafayette; zumal die Aufstellung der Menschenrechte, ehe das Land eine Verfassung erhalten hatte, erschien ihm lächerlich; aber sein Antrag auf Vertagung fiel durch, die Lust an Abstractionen beherrschte die ganze Constituante. Dies bekundete sich schlagend in der Nacht des 4. August, deren Ueberstürzung Mirabeau dem alten Oheim, dem Bailli, mit den Worten kennzeichnete: „Da haben wir unsere Franzosen. Einen vollen Monat zanken sie sich über Silben herum und in einer Nacht werfen sie die ganze alte Ordnung der Monarchie über den Haufen.“ Im absoluten Veto des Monarchen sah der grosse Denker die stärkste Wehr gegen die Tyrannei einer souveränen Versammlung, und darum trat er im Gegensatze zur blinden Volksmeinung, die von ihm den Ansturm erwartete, in wunderbarer Rede als Verfechter desselben auf und betonte nochmals, er zöge vor, in Constantinopel zu leben, falls der König das absolute Veto nicht besitze; er nannte es „nicht ein Vorrecht des Monarchen, sondern das Eigenthum und Erbgut der Nation“, unterlag aber; die Nation fühlte sich viel zu souverän, um einem Manne ein absolutes Veto zu gönnen. Da dem Grafen der Staatsbankerott als unvermeidlich erschien und Necker überdies denselben am 24. September eingestand, so unterstützte er in hinreissender Wärme am 26. d. M. dessen Antrag auf Einführung einer „patriotischen Steuer“; die improvisirte Rede, vielleicht seine gewaltigste, riss Alle zu einmüthiger Begeisterung und Einwilligung hin.

Täglich wurde ihm die Lage unerträglicher; er mochte die Anarchie nicht länger aufblühen sehen. Er verachtete den Herzog von Orléans, ging aber mit ihm, um eventuell unter ihm zu regieren; in den Octobertagen jedoch trieb es ihm Orléans zu toll und er sagte: „Er ist feige wie ein Lakai, ein Hundsfoth ist er und der Mühe nicht werth, die man sich um ihn giebt. Ich und der Herzog von Orléans? Der Kerl wäre mir zum Hausknechte zu schlecht!“ Er brach völlig mit ihm und dachte nun für den Fall, dass Ludwig fliehen würde, an Monsieur als Regent und an sich als seinen Premier.

Grosse Pläne beschäftigten seinen Geist, schon am 29. September regte er, vorerst resultatlos, in der Constituante die Frage an, ob die Minister zu ihr wählbar seien oder nicht; seine politischen Anschauungen und Wünsche gipfelten in der Bildung eines parlamentarischen Cabinets, er bekämpfte Montesquieu's Irrlehre von der Theilung der Gewalten mit glänzender Geistesschärfe. Mit Entsetzen erfuhr er, dass der König trotz seines Abtrathens nach Paris übersiedelte; er wusste, welche Macht dadurch an die Feinde der Krone fiel, und während er Ludwig vergebens beschwor, Versailles wieder zu beziehen, setzte er mit Barnave den Beschluss durch, die Versammlung sei vom Könige unzertrennlich, trat auch für dessen Civilliste ein. Er miethete ein Haus der Chaussée d'Antin und hielt sich zur Disposition des Hofes; er wollte der Baumeister eines kräftigen Verfassungsstaates sein; vor seiner Seele stand Frankreich mit allen seinen Forderungen; nüchtern, frei von Illusionen, betrachtete er die Errungenschaften des 4. August als unantastbar; er verlangte, der König, über dem er, einen Königsmord befürchtend, in den Tagen der Noth die schützende Hand hielt, solle jene ehrlich acceptiren und auf ihrer Basis constitutionell herrschen; er sprach gerne von „la monarchie sur la surface égale“ und meinte, der Gedanke an eine einzige Classe Bürger würde Richelieu gefallen haben! Er gewann Fühlung mit Lafayette, obwohl er ihn als sensitiven Usurpator und Grandison-Cromwell charakterisirte, und mit Montmorin; aber Beide wollten keinen so starken Geist neben sich aufkommen lassen. Montmorin begnügte sich, Ludwig vorzuschlagen, er möge einen Theil von Mirabeau's Schulden bezahlen. War ja doch der Graf stets überschuldet und vertröstete den Schneider, der endlich den Hochzeitsfrack bezahlt wissen wollte: „Er soll wiederkommen, wenn ich Minister bin.“ Bei Ludwig XVI. erwähnte ich des Misserfolgs des Mémoire Mirabeau's vom 15. October an ihn; Niemand folgte seinen weisen Rathschlägen.

Er sprach überzeugt für das Martialgesetz gegen Aufrührer, der Wuth der Feinde Spott entgegensetzend; er trat für die Assignate ein, denn er gedachte diese zweischneidige Waffe als Premierminister so zu handhaben, dass sie keinen Schaden bringen solle; ohne Hass gegen die Kirche, die ihm ganz gleichgiltig war, beantragte er doch am 12. October die Erklärung der Kirchengüter zum Nationaleigenthum. Nicht einen Moment wurde er seinem Programme eines parlamentarischen Cabinets untreu; er sehnte sich mit allen Kräften nach dem Eintritt in dasselbe; hing ja doch auch davon die Ordnung

seiner Finanzen ab. Ohne Geld auf grossem Fusse lebend, umgeben von einem Stabe von Hilfsarbeitern, stets offene Tafel haltend, gerieth er tiefer und tiefer in Schulden und in demüthigende Abhängigkeit von seinen Gläubigern. Mirabeau entwarf eine Ministerliste, der Entwurf von seiner Hand fand sich in seinem Briefwechsel mit Graf von der Mark, den de Bacourt 1851 in drei Bänden publicirt hat; er wies sich kein Portefeuille, nur einen Sitz im Ministerrathe zu. Und nun beantragte er am 6. November, es solle den Ministern beratende Stimme in der Versammlung ertheilt werden. Aber der verständige Antrag fand keinen zweiten Fürsprecher, hingegen Widersacher in Menge; Reaction und Radicalismus verbanden sich gegen Mirabeau, und auf Antrag eines sonst unbekannten Deputirten Blin beschloss die Constituante am 7. November, kein Mitglied der Nationalversammlung dürfe im Laufe der Session Minister werden. Vergebens suchte er unter ironischen Ausfällen auf Blin's grenzenlose Bescheidenheit seinen Antrag zu retten, indem er für sich die Ausschliessung vom Eintritte ins Ministerium beantragte; so zerrann sein schönster Traum und die Möglichkeit einer parlamentarischen Monarchie war verspielt. Mit Verbitterung sagte er Châteaubriand: „Man wird mir meine Ueberlegenheit nie verzeihen.“ Necker hatte wieder seiner Eitelkeit gefröhnt und Mirabeau vorgehalten: „Meine Stärke beruht in der Moral; Sie besitzen zu viel Geist, um nicht dereinst die Nothwendigkeit dieser Stütze fühlen zu sollen. Bis dieser Zeitpunkt eintritt, kann es dem König vielleicht gutdünken, Sie unter den gegenwärtigen Umständen zum Minister zu haben; zusammen aber können wir Beide es nicht sein.“ Als die Constituante die Verfassung berieth, war Mirabeau unermüdlich gegen die sinnlose Nivellirungswuth, suchte aus dem alten Staate das Gute in den neuen zu retten, drang aber nicht durch; man zerschlug alles Historische und vernichtete jede vollziehende Gewalt, die ganze Monarchie und den ganzen Einfluss der Krone. Bei der Regelung der Kirchenverhältnisse warnte der Graf 13. April 1790 voll Wärme vor allem religiösen Fanatismus, während er sich sonst meist der Betheiligung an kirchlichen Fragen enthielt, und erinnerte an die Greuel der Bartholomäusnacht, in der „die Parteiwuth, irdische Zwecke mit der heiligen Sache der Religion vermischend, einen König der Franzosen zu dem verhängnissvollen Schusse trieb“. Der Schmutzpresse, die der Pressfreiheit ihr Leben verdankte, und den radicalen Clubs stand er vornehm gegenüber; dass Marat und seines Gleichen wiederholt die Hinrichtung „des infamen Riqueti“ forderten, kümmerte ihn nicht; hingegen suchte er

dem Jakobinerclub durch Stiftung des „patriotischen Clubs von 1789“ seit Mai 1790 entgegen zu wirken; der Club verfehlte seinen Zweck, er legte zu viel Werth auf materielle Genüsse und Opulenz; hier galt vornehme diplomatische Haltung mehr als Kühnheit und Energie, und so konnte er den radicalen Jakobinern nicht die Wege kreuzen, wurde vielmehr von ihnen verfolgt und sank nach und nach zum Lesesalon herab. Neuerdings näherte sich „der plebejische Graf“ Monsieur, um zu einer Rolle zu gelangen; aus ihm wollte er „den nominellen Piloten einer neuen Mannschaft machen, ohne die das Schiff nicht mehr fahren könne“, und durch den österreichischen Botschafter Grafen Mercy d'Argenteau und den Grafen von der Mark trat er mit dem Könige in Verbindung; er versprach diesem seine Dienste und schloss mit ihm 10. Mai 1790 ein förmliches Abkommen. Ludwig XVI. tilgte seine Schulden in der zartesten Weise, übergab von der Mark eine Million Francs, um sie Mirabeau am Schlusse der Session der Constituante zu überreichen, und warf dem Helfer in der Noth ausserdem 6000 Francs monatlich aus. Mirabeau gönnte sich nun keinen Augenblick Ruhe, um des Königs rechtmässige Autorität wiederherzustellen; war er der Pensionär des Hofes, so hielt er sich darum doch niemals für verkauft; einmal sagte er dem Grafen Narbonne: „Ein Mann wie ich kann 100.000 Thaler annehmen, aber man bekommt für 100.000 Thaler keinen Mann wie ich.“ Er war fortan Ludwig's ausserordentlicher Rath, liess ihm beständig Noten zugehen, die ihn über die Constituante und die Parteien unterrichteten, war aber entschlossen, niemals dem Hofe ein Opfer seiner Gesinnung und Ueberzeugung zu bringen.

Aber es lag ein Fatum auf seinem Leben; vergebens griff er mit titanischem Sehnen nach den Zügeln der Staatsleitung, weder der Hof noch die Constituante gönnten sie ihm; Marie Antoinette konnte sein lasterhaftes Leben nicht vergessen und er seufzte auf: „Wie grausam büsse ich die Irrthümer meiner Jugend!“ Der Hof missachtete ihn, seit er sich seine Dienste bezahlen liess; umsonst zerrüttete er seine Finanzen noch mehr, um sich eine Partei in der Constituante zu bilden, und machte an glänzender Tafel den bezaubernden Wirth; die revolutionäre Presse behandelte ihn, ohne das Abkommen zu kennen, kurzweg als Söldling des Hofes. Während sein Credit in der Constituante zusehens schwand, befolgte Ludwig seine Rathschläge nicht, lauschte vielmehr auf verstockte Royalisten und conspirirte über ihn hinaus mit dem Auslande; so zehrten denn wahre Prometheusqualen am Herzen des gewaltigsten Menschen seiner Zeit.

Im Mai 1790 hielt er seine wunderbaren Reden für das todmatte Königthum, um ihm die Initiative in den auswärtigen Angelegenheiten zu wahren und wenigstens im Vereine mit der Versammlung das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden zu erhalten. Dass er kaum der Laterne entging und dass man in den Gassen ein Pamphlet ausbot: „Der grosse Verrath des Grafen Mirabeau enthüllt!“ kümmerte ihn nicht; den von 20.000 Menschen umlagerten Saal betrat er mit fürstlichem Selbstbewusstsein und sagte den Freunden: „Man wird mich im Triumphe oder in Fetzen von hinnen tragen“, und die Arme gekreuzt, den Blick voll Feuer, vertheidigte er besonders am 22. seine Ueberzeugung; er wusste, wie nahe dem Capitol der tarpejische Fels sei, aber er kämpfte für Vernunft und Vaterland, unbekümmert um die schwankende Bewegung der Volksmeinung; er trug den Lohn seiner Dienste in sich; er erwartete „seine Ernte, sein Schicksal, das einzige, an dem ihm lag, das Schicksal seines Namens, nur von der Zeit, dieser unbestechlichen, Allen gerechten Richterin.“ Er schmetterte seine Todfeinde, das Triumvirat Lameth, Duport und Barnave in den Staub, er siegte; seine Reden flogen durch die Departements und wurden von den fremden Gesandten ihren Höfen als ein Ereigniss mitgetheilt. Sein unermüdlicher Geist sprühte stets neue Entwürfe zur Rettung des Thrones aus; Marie Antoinette gewährte ihm am 3. Juli eine Geheimaudienz im Garten von Saint-Cloud und bewunderte in ihm den genialen Politiker; sie erschien ihm als der einzige Mann am Hofe; er bat sie, als er von ihr schied, ihr die Hand küssen zu dürfen, wie es Maria Theresia ihren Unterthanen stets gestattet habe, und rief mit echt provençalischem Enthusiasmus: „Dieser Kuss rettet die Monarchie!“ Eine Zeitlang zwang ihn ein schweres Augenleiden, der Constituante fern zu bleiben; aber am 11. Juni erschien er, um den Tod Franklin's zu verkünden, für den eine dreitägige Trauer verfügt wurde.

Gleich darauf schaffte die Constituante in absurdester Weise den Adel ab, was Mirabeau, den man jetzt Riqueti den Aelteren zu nennen begann, zu lautem Widerwillen veranlasste; trotz aller Befehle trug er stolz seinen Namen weiter, duldete nicht, dass seine Dienerschaft die Livrée ablegte, und höhnte die Journalisten, sie hätten mit ihrem Riqueti Europa doch nur einige Tage irre machen können. Mit Todesahnungen erfüllt, sandte er dem Grafen von der Mark 17. Juli seine geheimen Papiere zu. Dass er im Herbst so sehr auf Vermehrung der Assignate drang, die sich bald so unheilvoll erwiesen,

muss mit Recht wundernehmen; Clavière besonders rieth ihm dazu und er trat dafür ein, ohne zu berücksichtigen, in welche Widersprüche er mit sich selbst gerieth. Ebenso war es ein Zeichen höchst wandelbarer Gesinnung, dass er, der so lange die Jakobiner bekämpft hatte, seit Herbst 1790 öffentlich ihren Mann spielte und sogar dem Hofe zu einem Jakobinercabinet rieth, während er seine ganze Wuth gegen die Royalisten kehrte; er fühlte, Ludwig und der Hof entzögen sich seiner Leitung mehr und mehr, und spielte eine ehrlose Doppelrolle. Wie konnte ihm da der Hof vertrauen! Er war ja weit unehrlicher als Ludwig, der über seine Schulter hin mit den Royalisten verhandelte; seine Seitensprünge zu den Jakobinern, die ihn im December 1790 zum Präsidenten ihres Clubs wählten, bereiteten von der Mark bei Hofe schwere Stunden.

Hatte sich Mirabeau bisher in den geistlichen Fragen zurückgehalten, so griff er, des Glaubens, man könne „décatholiser la France“, am 26. November in leidenschaftlicher Erregung die Umtriebe des Clerus an und verletzte damit den frommen König tief; auch im Januar 1791 trat er in gleicher Weise auf, suchte aber seinen Schritten bei Hofe eine andere Deutung zu geben; er wollte auf Kosten der Constituante, der er das Schisma der Kirche auf den Hals lud, steigen, pries in einer Adresse vom 14. Januar an die Nation den Segen der neuen Kirchenverfassung und rieth heimlich am 21. dem Hofe, Priester und Bauern mit allen Mitteln gegen dieselbe aufzuhetzen. Er hatte sich in Widersprüche ohne Ausweg verstrickt, war aus der psychischen Unsittlichkeit seiner Jugend in einen Abgrund politischer gestürzt; königlich vom Hofe bezahlt, war er zugleich der gefeiertste Volksmann, der Stolz der Jacobiner. Seit 16. Januar Mitglied des Departements von Paris, seit 18. Commandant der Nationalgarde von Aix, präsidirte er, zum erstenmale im Leben, vom 30. Januar bis 14. Februar der Constituante mit einer unerreichten Geistesgegenwart und Sicherheit. Es galt ihm jetzt vor allem, die Volksgunst nicht aufs Spiel zu setzen, mit der 50. Note hörten am 3. Februar die schriftlichen Arbeiten für den Hof auf und nur mit Montmorin hielt er nach wie vor geheime Zusammenkünfte ab; am 5. December 1790 hatten sich Beide im Interesse der Monarchie verbunden. Er bewirkte, dass die Tanten Ludwig's Frankreich verlassen durften, hielt den König von der Flucht nach der Grenze ab und bekämpfte, wieder im entschiedensten Gegensatze zu den Jakobinern, am 28. Februar die Gesetze gegen die Emigranten; dann wandte er sich an seine Schwester und sagte: „Ich habe mein Todesurtheil

gesprochen. Es ist um mich geschehen, sie werden mich tödten." Während er auf Revision der Verfassung sann, zu der er Malouet anspornte, denuncierte ihn Duport in der Constituante als Feind der Freiheit, Alexandre de Lameth nannte ihn das Centrum der Feinde, sie ernteten Beifall; Desmoulins höhnte, als Mirabeau der Schweiss von der Stirn rann: „Er stand vor dem Becher auf dem Oelberge." Die Spannkraft von Geist und Körper erschlaffte, wie sein Auftreten in der Regentschaftsfrage am 23. März bekundete, indem er mit Angriffen auf die Erblichkeit begann und mit der Empfehlung der Erblichkeit der Regentschaft schloss.

Stete Excesse brachen seine letzte Kraft, dabei arbeitete er, um seine Schmerzen zu betäuben, wie ein Lastthier und jammerte: „Ach hätte ich in die Revolution einen Ruf gebracht wie Malesherbes; Welch eine Zukunft hätte ich meinem Lande gesichert, welchen Ruhm an meinen Namen geknüpft!" Den Tod in den Zügen, sprach er, um das Vermögen des Grafen von der Mark zu retten, wiederholt über das Bergwerksgesetz und siegte. Dann aber packte ihn eine unheilbare Unterleibskrankheit; er glaubte, vergiftet zu sein, welche Befürchtung die Obduction widerlegte, litt maasslos und sprach von Schreckenszeiten, die über Frankreich kommen würden. Ganz Paris holte täglich Bulletins in der Chaussée d'Antin ein; es schien — sagt Weiss — als liege ein ganzes Volk auf dem Todtenbette. Die Strasse war des Geräusches wegen abgesperrt; die Bulletins wurden gedruckt; der König schickte täglich mehrmals; an der Spitze des Jakobinerclubs erschien Mirabeau's Feind Barnave, nur Alexandre de Lameth kam nicht und der Kranke sagte: „Bisher kannte ich ihn als Aufwiegler, noch nicht als Narren." In ruhigen Momenten fragte er voll Interesse nach den Verhandlungen in der Constituante, bezeichnete Pitt als den gefährlichsten Gegner Frankreichs und arbeitete an einer Rede über Vererbung, die er 1. April dem versöhnten Talleyrand — er hatte sich durch die Herausgabe der „Histoire secrète" mit ihm verfeindet — übergab; unter allgemeiner Bewunderung verlas dieser sie nach Mirabeau's Ableben in der Constituante. Um ihm das Sterben zu erleichtern, übernahm von der Mark die Auszahlung der Legate, falls der Nachlass nicht ausreichen sollte; dagegen erlaubte ihm Mirabeau, die Geheimpapiere, die den Majestäten Unannehmlichkeiten bereiten könnten, zu vernichten. Mirabeau's Erbe erwies sich alsbald als völlig entwerthet, sein Sachwalter Frochot erklärte den Nachlass für bankerott und in den Stürmen der Revolution kaufte ein Bauer das Schloss Mirabeau für 500 Francs, wofür er es später Mirabeau's

Sohn Montigny überliess. Liebevoll pflegten ihn seine so lange von ihm verkannte Schwester du Saillant, von der Mark, Frochot und der Arzt Cabanis; die Theilnahme der Nation that ihm unendlich wohl. Mit königlichem Selbstbewusstsein rief er einmal aus: „Ich nehme mit mir das Trauergewand der Monarchie; in ihre Fetzen werden sich die Empörer theilen!“ Und als ihm ein Freund den Kopf aufrichtete, meinte er: „Ja, stütze nur dies Haupt; ich wollte, ich könnte es Dir vermachen.“ Am 1. April hörte er Kanonenschüsse und frug: „Ist das schon die Leichenfeier Achills?“ So brach der 2. April 1791 an; er sagte den Freunden, es sei sein Sterbetag, liess sich ans offene Fenster bringen und nahm von den sonnbeglänzten Blumen in seinem Garten rührenden Abschied. Die Schmerzen wurden so durchbohrend, dass er nicht mehr sprechen konnte, er schrie um Opium und starb in den Armen der Freunde um halb 9 Uhr Vormittags. Kein König von Frankreich seit Heinrich IV. schied unter einer so allgemeinen Landestrauer dahin; die Departements- und Stadtbehörden, der Jakobinerclub trugen acht Tage Trauerkleider, alle Theater blieben geschlossen, und als am 2. der Präsident Tronchet die Sitzung der Constituante mit den Worten eröffnete: „Ich habe jetzt eine sehr traurige Function zu erfüllen“, durchzog den Saal ein einziges Flüstern Aller: „Ach, er ist todt!“ Die Constituante beschloss sofort, in corpore bei dem Begräbnisse zu erscheinen, und nahm Mirabeau's letzte Arbeit wegen der Vererbung als ein Vermächtniss an. Alle Parteien einigten sich, dem Tribunen die glänzendste Leichenfeier zu veranstalten; die Kirche von Sainte-Geneviève wurde zum Pantheon der Grössen Frankreichs geweiht und auf ihren Giebel die Worte gesetzt: „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“; als erste und erlauchteste dieser Grössen wurde hier, wofür Robespierre warm eintrat, Mirabeau am 4. April beigesetzt; Hunderttausende folgten mit der ganzen Constituante, allen Ministern ausser Duportail, allen Behörden und dem Jakobinerclub dem grossen Todten; erst um Mitternacht endete die Feier und Mirabeau ruhte neben Descartes. Er war in dem für ihn günstigsten Momente gestorben, noch kannte das Volk seinen Pact mit dem Hofe nicht, noch war es ihm gelungen, sich über die Lüge seiner Doppelstellung zu täuschen, noch segnete man sein Gedächtniss. Dies änderte sich, als die Entdeckung des eisernen Schrankes in den Tuileries 1792 seine Stellung zum Hofe darlegte, und 1794 wies der Convent die Leiche aus dem durch Marat's Grab geschändeten Pantheon, um sie auf dem Friedhofe der Hingerichteten zu Clamart einscharren zu lassen. Bonaparte rehabi-

litirte Mirabeau's Andenken, indem er 1800 sein Bildniss in den Tuilerien aufstellen liess, auch hat ihm Aix und 1888 Montargis ein Denkmal gesetzt. Ich weiss diese Skizze nicht würdiger zu schliessen, als mit den Worten Sorels:

„Es lag etwas Pathetisches in diesem plötzlichen Verstummen einer Stimme, deren leidenschaftliche Ausbrüche abwechselnd der Scandal und der Ruhm Frankreichs gewesen waren. Mirabeau entging den Prüfungen der Macht und den Täuschungen des Triumphes; er erlag in offener Schlacht, und sein Ruf wuchs um alle Verheissungen seines Genies. Sein Grab war umgeben von dem Mysterium grosser unvollendeter Werke, welches immer für die Völker Reiz hat.“

Jacques Necker.

„C'est la morale et ses saintes leçons."
Necker.

Wenig Städte mögen sich einer so grossen Anzahl namhafter Söhne rühmen können wie Genf, die Perle des Lac Léman, die Vaterstadt Rousseau's, Necker's, Sismondi's und so vieler Anderer, deren Namen im Buche der Geschichte prangt. Die Familie Necker war ursprünglich eine englische, verliess, zum Protestantismus übergetreten, unter Maria der Blutigen ihren Sitz in Irland und liess sich in Brandenburg nieder; Karl Friedrich Necker wurde Professor des deutschen Staatsrechts an der damals hochbedeutsamen Universität Genf und heiratete die Tochter des ersten Syndicus der Republik, Gautier. Er widmete seinen am 30. September 1732 geborenen jüngeren Sohn Jacques dem Handelsfache, das in Genf in Blüthe stand, so sehr auch Jacques classische Studien vorzog, schickte ihn in ein Bankhaus und nahm keine Rücksicht auf seine ausgesprochene Neigung zur Literatur. Jacques' Jugend war darum ziemlich öde, er fand die monotone Beschäftigung im Bankfache oft unerträglich und es war ihm am wohlsten, wenn er hinter Büchern sitzen konnte, die ihn vom Handel ablenkten. Der Vater erkannte als bestes Hilfsmittel, um seinen Wunsch zur Ausführung zu bringen, die Versetzung des Bücherfreundes in das Treiben einer Weltstadt, in der er auf seine eigene Leistung angewiesen wäre, und sandte ihn mit fünfzehn Jahren mit sehr wenig Barschaft in das Bankhaus Vernet nach Paris. Der alte Professor hatte recht gewählt, sein Sohn bildete sich zu einem tüchtigen Kaufmanne aus, der bald das Zutrauen seines Chefs gewann; dabei pflegte er in seinen Mussestunden mit alter Treue seine literarischen Studien und dichtete selbst Komödien,

deren Aufführung er zwar plante, klugerweise aber wieder aufgab, wozu er sich dann als Minister beglückwünschte. 1762 entsagte sein Chef den Geschäften und gab Necker genügende Vorschüsse, um mit Thelusson das Bankhaus Necker-Thelusson zu gründen, bestimmt, das bedeutendste Frankreichs zu werden. Necker begann Handelsgeschäfte im Grossen, schloss mit Glück mit der königlichen Regierung Getreideankäufe und Creditoperationen ab und bemühte sich, freilich vergebens, unter der Aegide des Premiers Choiseul, der grosse Erwartungen in ihn setzte, die Indische Compagnie als Director wieder zu beleben, wobei er zuerst mit der Richtung der Physiokraten in bittere Fehde kam. 1764 heiratete er Suzanne Curchod, eine Waadtländerin, die schöne und kluge Tochter eines protestantischen Geistlichen, die ihm eine Tochter, die Baronin Staël-Holstein, gebar. Vielleicht nie ist eine Ehe so wunderbar harmonisch ausgefallen, Necker ging in der Zuneigung zu seiner Frau, diese in der Bewunderung, ja Vergötterung des Gatten auf; ohne Grazie in ihrem Auftreten, besass Madame Necker viel Güte und Reinheit der Gesinnung und erwarb sich grosse Achtung; ihr Salon wurde zum Rendezvous der hervorragenden Männer der Hauptstadt; hier begegnete man Marmontel, Bernard, Laharpe, Grimm, Delille, Morellet, Abbé Galiani, Thomas, Raynal, Diderot, Saint-Lambert, d'Alembert, vor Allen Buffon; aufrichtig war sie bemüht, die Eigenliebe der Einzelnen zu beschönigen, sie miteinander auszusöhnen, und stand nicht an, ihnen Weihrauch zu streuen, so viel sie vertragen konnten. Necker war im Siebenjährigen Kriege reich geworden, sein Haus behagte umsomehr den Literaten und Gelehrten, er selbst ging meist schweigsam unter ihnen einher, stolz auf ihren Verkehr, aber wohlbedacht, sich keine Blößen zu geben. Seitdem er 1768 Resident der Republik Genf am königlichen Hofe geworden, ohne Gehalt anzunehmen, stand er in fortwährender Beziehung zu den leitenden Staatsmännern und erhielt so Einblick in die zerrütteten Staatsfinanzen; nach Kräften half er denselben auf, vermehrte dabei in geschickten Operationen das eigene Vermögen und kettete den Generalcontroleur Terray durch Dienstleistungen immer mehr an sich, Terray's Briefe mussten seiner Eitelkeit schmeicheln, er schien seine Vorsehung zu sein. Die Eitelkeit ist es auch gewesen, die Necker 1772 veranlasste, sein Geschäft niederzulegen; das Bankwesen war ihm nie congenial, jetzt zählte er zu den Reichsten und fühlte sich zu Höherem, zum Staatsmanne und Staatslenker prädestinirt.

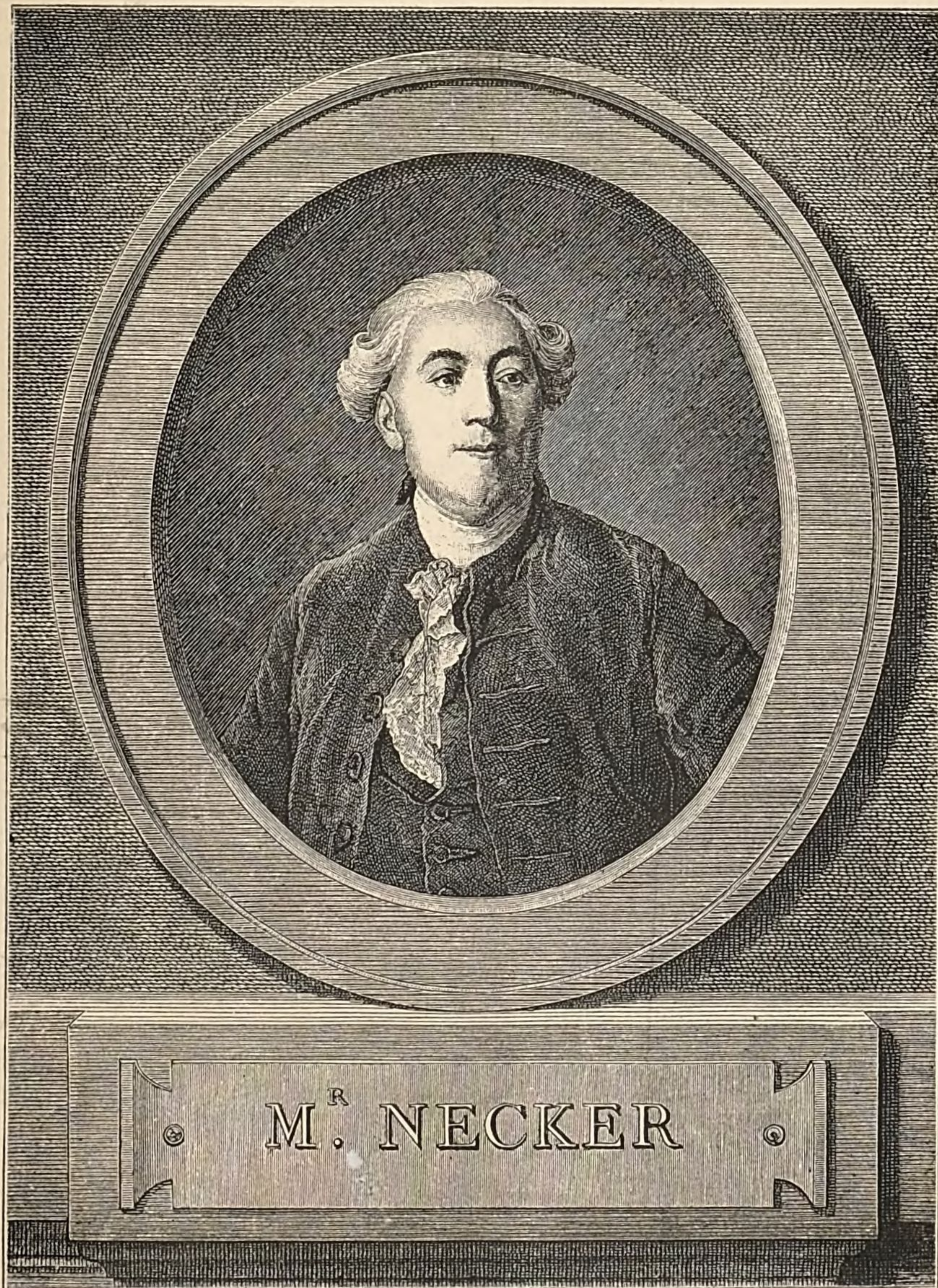
Er sah umsomehr in sich den zweiten Colbert, seit die Académie française seinen schwerfälligen Eloge über diesen genialen Mann 1773

gekrönt; recht durchsichtig war darin seine Begeisterung, die, ein Ideal schildernd, nach einem Portefeuille schielte. Aber Turgot ersetzte 1774 den allverhassten Terray. Necker verzieh nie diese Enttäuschung; ohnehin als Mercantilist dem Physiokraten feind, befahl er Turgot unablässig und schleuderte 1775 gegen den grossen Reformminister die Broschüre „*Sur la Législation et le commerce des grains*“; sie enthielt Ansichten, die dem Eigenthume wenig günstig waren, bezeichnete z. B. die Eigenthümer und die Armen als „Löwen und Thiere ohne Vertheidigung, die zusammen leben“, wobei man den Antheil der Einen nur durch Täuschung der Wachsamkeit der Anderen vermehren könne; Sätze, um derentwillen Louis Blanc die Schrift mit reichstem Lobe bedacht hat. Necker feierte den verhängnissvollen Tag, an dem Turgot fiel, wurde im Juli 1776 Finanzrath und liess dem Premier Maurepas ein *Mémoire* unterbreiten, wie das Deficit auszufüllen sei; der Graf nahm es wohlgefällig auf und Necker trat am 22. October dem Generalcontroleur der Finanzen als Director des königlichen Schatzes zur Seite, um schon am 29. Juni 1777 sein Nachfolger zu werden; als Protestant bis vor kurzem von Staatsämtern ausgeschlossen, musste er sich freilich bescheiden, nur Generaldirector der Finanzen zu heissen und nicht in den Staatsrath zu gelangen; so blieb er ohne persönlichen Verkehr mit dem Monarchen, was den Intriguen des alten Maurepas neuen Spielraum gab. Necker ist von Frau und Tochter, die sich gegenseitiges Rühmen zur Lebensaufgabe machten, so über alle Massen verherrlicht worden, dass die Unbefangenheit des Urtheils über ihn darunter gelitten hat; sein Charakter war dem Guizot's, des leitenden Ministers unter Ludwig Philipp, nicht unähnlich und durchaus kleinlich. Er ertödtete durch kleine die grosse Moral, auf die er beständig pochte, war grenzenlos eitel, verstand es nie, die Dinge im Grossen zu betrachten, hielt sich jedoch für ein Genie, dem alles im Spiele zufliegen müsse. Er hasste alle wirklich grossen Naturen wie Turgot, war weder Staatsmann noch Administrator, noch Finanzmann im grossen Stile, sondern blieb stets auf dem einseitigen Standpunkte des Banquiers, ohne freilich allzuviel dem Gelde nachzujagen; ja er war uneigennützig, nahm im Hinblick auf die furchtbare Finanznoth nie Gehalt an und hielt sich von jeder Bestechung rein, begünstigte auch nicht Verwandte oder Freunde und arbeitete voll Eifer und Pflichttreue, während seine Gattin sich die Pflege des Hospital- und Gefängnisswesens ernstlichst angelegen sein liess. Im Gegensatze zu Turgot, der wahrhaft reformatorisch gedacht, wollte Necker nur für den Augenblick Rath schaffen,

dachte nur an die Gegenwart und opferte, in so kritischer Zeit seinem Amte nimmer gewachsen, der Gegenwart die Zukunft Frankreichs auf. Die von ihm vorgenommenen Ersparnisse im Hofhalte wollten wenig bedeuten; die Aufhebung der Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen, die Abschaffung der Folter waren zwar löblich, die Einführung einiger Provinzialversammlungen brachte ihn seinem Ziele, dem Repräsentativstaate, näher — aber die Hauptforderung, die Frankreich an ihn stellte, die Ordnung des Finanzwesens, wurde durch seine Unfähigkeit zum Schaugerichte. Necker's Credit war schrankenlos, die Capitalisten von ganz Europa bauten auf ihn mehr als auf eine Regierung, zumal auch sie ihn für ein Finanzgenie hielten; ihm standen Mittel zu Gebote wie keinem seiner Vorgänger und Nachfolger; die Staatspapiere stiegen, indessen die englischen wegen des amerikanischen Krieges sanken; alle Welt legte ihr Geld in Necker's Anlehen an; die Bankhäuser in Paris, Genf, London und Amsterdam liehen ihm gerne und er verstand geschickt, ihre Concurrency auszunützen. Anstatt aber ein- für allemal die Schulden des nahezu bankerotten Staates zu vermindern, contrahirte er neue zu ihrer Deckung, nahm durch Anlehen schon die folgenden Jahre vorweg und fügte zu der Last der Staatsschuld noch die Zinsenlast der Anlehen. In fünf Jahren lieh er 530 Millionen Francs an und war nun an permanente Deficits gebunden; das Parlament aber registrierte alles ruhig ein, weil er auf die Einführung neuer Steuern verzichtete. Der Hof hingegen mochte sein pedantisches Wesen nie leiden; den leichtlebigen Leuten war der methodistische Predigerton seiner bombastischen Reden, seine grenzenlose Ueberschätzung zuwider, Graf Artois verzieh ihm überdies nicht, dass er nur ein Bürgerlicher sei. Und nun zwang ihn die öffentliche Meinung zum Eintritte in den englisch-amerikanischen Krieg und zu dessen kräftiger Unterhaltung; natürlich verflüchtigten sich rasch alle Ersparnisse im Staatshaushalte und wurden von neuen Schulden zehnfach überholt. Endlich erkannte Necker, man müsse anders operiren, lenkte in die Politik Turgot's ein und bekannte sich zu Reformen, um derentwillen er zu dessen Sturze mitgewirkt hatte, sah also die Unzulänglichkeit der eigenen Leistungskraft ein; er fuhr fort, Anleihen zu machen, die Banken aber steigerten sehr bemerklich ihre Bedingungen. Um der Welt seine vielfach angegriffene Finanzpolitik zu verkünden, sein System als ein Meisterstück rühmen zu lassen, griff er zu einem im alten Frankreich unerhörten Schritte; des englischen Blaubuchs eingedenk, legte er vom Zustande des Reiches, der bisher ein Geheimniss der Eingeweihten gewesen, im Januar 1781 in

einem „Compte-rendu, présenté au roi“ öffentliche Rechenschaft ab. Der Bericht schien viel zu beweisen, bewies aber nichts; rosiger hat wohl nie ein Finanzminister gemalt, er steht als der bewusste Schönfärber vor uns. Ohne die Zahlen zu fälschen, wandte er beständig Additionen an und verbarg die Subtractionen da, wo sie Niemand suchte; er entrollte ein absolut irriges Bild von Frankreich, leugnete das gewaltige Deficit (über 218 Millionen) ab und sprach von zehn Millionen Ueberschuss. Die ganze Nation sollte dies Kunstwerk mitgeniessen, Necker gab es darum in Druck, und wenig Schriften haben derart die Revolution gefördert; das Volk las mit Heisshunger aus jeder Zeile die maasslose Verschwendung am Hofe heraus. Der „Compte-rendu“ brach Necker den Hals, der ganze Hof stand einmüthig gegen ihn auf, die Minister Maurepas und Vergennes kritisirten ihn voll Bitterkeit, die Finanzmänner griffen seine Wahrhaftigkeit an, die Parlamente ziehen ihn der Willkür. Wen der alte Maurepas sah, den frug er höhnend: „Avez-vous déjà lu le conte bleu?“ Necker sah ein, seine Stellung sei in Zukunft unhaltbar, wenn er nicht direct mit Ludwig XVI. verkehren könne; er forderte von ihm Sitz und Stimme im Rathe, den Titel Generalcontroleur und für seine eitle Frau Zutritt bei Hofe; Maurepas bewog den König zur Ablehnung des Gesuches und Necker trat, trotz der dringenden Bitten Marie Antoinette's, am 19. Mai 1781 ab, in seiner Eitelkeit unsäglich verletzt; hätte er sie unterdrücken können, so wären seine Wünsche baldigst erfüllt worden, denn im November lag Maurepas in der Gruft und die Königin war Premierminister. Necker hatte während seines Ministeriums die Schuldenlast enorm vermehrt und doch betrachtete man seine Entlassung als ein nationales Unglück, mit ihr verlor Frankreich seinen Credit in Europa. Necker war sofort nach St. Ouen abgereist, wo ihm die Träger der ersten Namen Frankreichs, voran Condé und Orléans, ihren Beileidsbesuch abstatteten, einzig, um dem König offen Opposition zu machen. Sein Ruf als Finanzgenie blieb in der Welt so gross, dass Katharina II., Joseph II., die Königin beider Sicilien und der König von Polen ihm die Leitung ihrer Finanzen anboten; er aber hielt sich die Rückkehr nach Versailles offen und ahnte, seine Stunde werde noch einmal schlagen.

Calonne's tolle Verwaltung war für ihn die glücklichste Folie, er schrieb zur Rechtfertigung seines Wirkens das dreibändige Werk „De l'Administration des finances de la France“, das ein ungewöhnliches Aufsehen hervorrief und in 100.000 Exemplaren ausgegeben wurde; als Calonne ihn vor den Notabeln angriff und seinen „Compte-



Verkleinertes Facsimile des Stiches von Aug. de St. Aubin (1736—1807)

Originalgemälde von J. S. Duplessis (1725—1802).

rendu" als unwahr darlegte, schrieb er eine von seinen directen Amtsnachfolgern bestätigte Rechtfertigung und liess sie trotz ausdrücklichen königlichen Verbots drucken. Sofort verbannte ihn der beleidigte Monarch durch eine lettre de cachet im April 1787 auf vierzig Stunden von Paris; wiederum statteten ihm die hervorragendsten Frondeurs ihren Besuch ab und man wagte sogar, dem König seine Berufung in das Finanzministerium vorzuschlagen, während Calonne fiel. Necker's Rückkehr erfolgte jedoch erst, als auch der Erzbischof Loménie de Brienne, Calonne's Nachfolger, abgewirthschaftet hatte; selbst die Brüder des Königs und Marie Antoinette sprachen für ihn bei Ludwig und dieser entschied widerwillig: „Man hat mich bewogen, Necker zurückzurufen; ich wollte ihn nicht, man wird es bereuen müssen.“

Allgemein war der Ruf nach ihm laut geworden, in ihm sah Frankreich seine letzte Hoffnung; so wurde er am 26. August 1788 wieder Generaldirector der Finanzen, jetzt mit Sitz und Stimme im Staatsrathe und somit leitender Staatsminister. Eben war sein Buch „De l'Importance des opinions religieuses" erschienen, in dem seine Tochter einen erhabenen Beweis von Seelenruhe im Sturme des Ehrgeizes und von religiöser Ueberzeugung in einer religionsfeindlichen Zeit erblickt. Sobald bekannt ward, Necker sei zurückberufen, ging ein Jubel durch ganz Frankreich. Grenoble und Paris illuminirten, rasch hob sich der Credit. Necker fand im Staatsschatze keine 500.000 Francs, ging aber mit einem wahrhaft komischen Selbstvertrauen daran, das lecke Staatsschiff zu lenken; für die dringendsten Bedürfnisse streckte er edelsinnig aus dem eigenen Vermögen mehrere Millionen zinsfrei vor, die Capitalisten brachten ihm wieder Gelder, die Anticipationen fanden wieder Käufer und die Staatspapiere stiegen an einem Tage um 30%, was geradezu unerhört war, die Provinzen zahlten wieder Steuern; Necker's Name war eben eine Macht auf dem Geldmarkte und das öffentliche Vertrauen war mit ihm, wodurch allein seine Verwaltung ermöglicht wurde. Indem er das Geld für Gnadengehalte, Leibrenten, Zinsen, Rückzahlungen und einen Theil der Verwaltungsausgaben zurückhielt, bezahlte er damit bar die nothwendigsten Verpflichtungen, nahm also mit der einen Hand, was er mit der anderen gab, zahlte ebensowenig alles wie der Erzbischof, entlieh der Discontocasse in acht Monaten 60 Millionen, wusste aber den Bankerott des Staates zu maskiren. Er rettete, wie er sich später rühmte, „mit unerhörten Vorsichtsmaassregeln Paris und Frankreich vor den Schrecknissen der Hungersnoth"; sehen wir aber näher zu, so steigerte die Monopolisirung des Getreidehandels bei der Regierung

die Kornpreise bedenklich; diese Verkehrtheit bereitete ihm genug schlaflose Nächte, die trotzigen Mienen des Volkes zwangen ihn, die theuer angekauften Vorräthe billig abzulassen; warum wollte auch der Staat der allgemeine Commissär für den Magen der Nation sein!

Ganz Frankreich sprach von der Nothwendigkeit des Zusammentritts der Reichsstände und Necker erklärte sich bereit, ihn herbeizuführen, trat aber auch an diese Frage, von der die Revolution abhing, wie an eine Spielerei heran. Mit verschränkten Armen sah er, ohne irgend einen Plan zu verfolgen, von seinem Ministertische dem Sturme zu und meinte, er habe stets noch Zeit, Ruhe zu gebieten; er gab die Presse vollkommen der Opposition frei und machte keinen Gebrauch von der Baisse der Autorität der Parlamente; vergebens bestürmten ihn Freunde der Ordnung und Mässigung, seine Unentschlossenheit abzuschütteln, König und Volk zu dienen, Energie zu zeigen und die Initiative zu ergreifen; er stieg nicht von seinem curulischen Sessel herab, leitete nicht den Gang der Dinge, machte keine Revolution von oben, um die von unten zu verhüten, und blieb zagend der Arena fern. Er hatte immer Vorliebe für die britische Verfassung gehegt, aber zu viel Hofweisheit, um sie einem Bourbon zu empfehlen, der mitleidig auf den König des Inselreiches herabblickte. In die Zukunft that er keinen Schritt, wie ein Blinder starrte er ihr entgegen. Darum entschloss er sich, die Verantwortung in der Ständefrage auf die Notabeln abzuwälzen, und hat dann doch ihren Ansichten entgegen entschieden. Um seine Popularität zu erhöhen, sprach er am 27. December 1788 für doppelte Vertretung des dritten Standes auf dem Reichstage und gab seinen Ausspruch im Drucke kund; es war wieder ein ungewöhnlicher Act, den die Eitelkeit veranlasste; er schlug in der Schrift bisweilen einen Ton an, wie ihn ein König annimmt, der einem Unterthanen seine Zufriedenheit ausdrückt; er vergass, wer König und wer Unterthan; zugleich liess er durchleuchten, er werde zurücktreten, sobald sich Ludwig nicht seinem Willen füge. Was er sprach und that, zielte auf die Volksgunst ab und darum unterblieb alles, was sie gefährden konnte. Man sah Necker nie von seiner Höhe herabsteigen, um menschliche Verbindungen anzuknüpfen, er kannte nur sein Cabinet und seine unumschränkte Macht über beide Majestäten. Das Talent aber ergiebt sich nur Solchen, die etwas nachhaltig erstreben. Er trieb mit dem Winde, glaubte aber, das Staatsschiff zu lenken, weil er am Steuerruder stand; wie der olympische Zeus belächelte er den Ansturm seiner Feinde und Neider, der Hunde, die den Mond anbellten. Lebenslang

ist er unbelehrbar geblieben; schaute er doch am Abende des Daseins seelenvergnügt auf sein Tagewerk zurück und schrieb, ohne zu erröthen: „Ich sehe die Welt voll Fehler; auch mir selbst hat man solche vorgeworfen; obwohl ich aber täglich Gelegenheit gehabt hätte, die folgenschwersten Missgriffe zu begehen, konnte ich mir zu meiner eigenen Verwunderung nicht einen einzigen Vorwurf über die Vergangenheit machen.“ Während ganz Frankreich an die Wahlurnen strömte und die Revolution vor der Thüre stand, beobachtete der unfähige Minister die alte Unschlüssigkeit, und als die Eröffnung der Reichsstände den Sturm vollends entband, rührte er sich nicht von seinem Schreibtische, sondern arbeitete die unsäglich langweilige Rede aus, die er bei dieser Gelegenheit halten wollte. Einem Geiste wie Mirabeau musste er höchst armselig erscheinen in seinem fadenscheinigen Tugendröckchen, und schon 1787 bezeichnete er ihn als einen gewissenlosen Charlatan, der von Richelieu und Cromwell nur die Fehler habe; er prophezeite ihm eine dornenreiche Administration und meinte: „Man kann ihm wie Krösus zurufen: Warte bis zu Deinem Todestage, ehe Du an Dein unveränderliches Glück glaubst!“ Nie stand Necker so beschränkt und widerwärtig vor allen Unbefangenen da, als während er am 5. Mai 1789 seine Eröffnungsrede hielt; sie füllte 64 Quartseiten und raubte den Zuhörern drei volle Stunden, unausstehlich war ihre Breite, zahllos ihre Wiederholungen und hochtrabenden Gemeinplätze; Zahlen reihten sich an Zahlen, er vergass selbst den Schnupftabak nicht und nannte seine Anwendung eine Methode. Man hätte mit Emilia Galotti einwenden mögen: „Weniger wäre mehr!“ Anstatt die Wahrheit zu gestehen, log er mit Bewusstsein über die Finanzlage; nur mit seinem Ruhme als Finanzkünstler beschäftigt, rief er dem Staatsschiffe zu: „Vogue la galère!“ Mirabeau griff ihn in seiner Zeitschrift heftig an und misstraute offen seinem Finanzétat, was die Kluft zwischen ihnen erweiterte; mit dem Neide der Mittelmässigkeit verfolgte der Minister den gefürchteten Volkstribunen bis zu seinem frühen Grabe, wies frostig jede Annäherung zurück und betonte, die Tugend, in der seine ganze Stärke beruhe, könne nicht einträchtig mit dem Laster wandeln. Woche um Woche verstrich, ohne dass er in den Gang der Reichsstände eingriff, die immer uneiniger wurden.

Warum sagte er sich nicht: „Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann; die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann!“ Er missbilligte die reactionären Gelüste der Hofpartei und blieb, um dies der Nation recht schlagend kundzugeben, der Séance royale vom

23. Juni fern, ohne den König davon zu benachrichtigen; ja er hatte Marie Antoinette Tags zuvor versprochen, er werde ihn zur Sitzung geleiten. So lud er das ganze Odium auf Ludwig und gab ihn auf offener Scene preis; seine Eitelkeit feierte Orgien auf Kosten der Autorität der ohnehin so tief gedemüthigten Krone; aber an den Rücktritt vom Amte, der ihm nun als Ehrenmann Pflicht gewesen wäre, dachte er nicht. Es schmeichelte ihm unendlich, dass das Königspaar trotz der ihm zugefügten schweren Beleidigung ihn anflehte, zu bleiben, und blieb mit denselben Collegen, gegen deren Rathschläge er protestirt hatte. Im Volke war das Gerücht umgelaufen, er scheide aus dem Ministerium; sein Wegbleiben aus der Séance royale hatte seine Beliebtheit vermehrt; 5000 bis 6000 Mann liessen ihn hochleben, er durchschritt die Erregten und versicherte sie: „Meine Kinder! ich bleibe, beruhigt Euch!“ Einige knieten nieder, Andere küssten seine Hände, er weinte und kam auf den Armen des Pöbels nach Hause. Das waren Scenen nach seinem Herzen, er dankte in einem demüthigen Briefe der Nationalversammlung für ihre grosse Liebe, und Versailles illuminirte dem Manne zu Ehren, der das Königthum blossgestellt hatte. Der Hof aber ermannte sich noch einmal, umgab sich mit Truppen, so sehr auch Necker dagegen war, und zeigte ihm volles Misstrauen; sein Haschen nach Volksgunst hatte auch den König ganz von ihm abgezogen, sein Sturz war unvermeidlich; er fürchtete sogar mit gutem Grunde, verhaftet zu werden. Sein alter Widersacher, Graf Artois, erhob am 10. Juli im Schlosse die Faust gegen ihn, nannte ihn einen fremden Verräther und rieth ihm zur Abreise nach Genf, wenn er nicht von seiner Hand fallen wolle. Am folgenden Nachmittage empfing Necker bei Tische ein königliches Billet mit dem Befehle, augenblicklich heimlich Frankreich zu verlassen; er hatte Geistesgegenwart genug, seine Tischgenossen nichts merken zu lassen, bestieg nach ihrem Scheiden mit seiner Gattin wie zu einer Spazierfahrt den Wagen, theilte ihr unterwegs den Inhalt des Briefes mit und eilte unter falschem Namen nach Brüssel, wohin er seine Tochter kommen liess; zwei Officiere der Gardes-du-corps, die ihn verhaften sollten, wenn er nicht abreise, konnten seiner eiligen Route nicht folgen. Von Brüssel ging er alsbald nach der Schweiz, wo er bei Coppet am Genfer See ein Landgut besass.

Seine Verabschiedung erregte in Paris und Versailles furchtbare Erbitterung, es kam zu Emeuten; sein Werth stieg im Preise, seit er ein Märtyrer war, und die Massen erzwangen die Schliessung aller Theater wie bei nationalen Unglücksfällen; im Palais-

royal nannte Desmoulins seine Exilierung das Signal zu einer Bartholomäusnacht für die Patrioten, in Trauerflor zog seine Büste durch die Strassen und Jeder musste vor ihr den Hut abnehmen. In der Nationalversammlung überbot sich der blumenreiche Lally-Tollendal in seiner Verherrlichung und es ging der Beschluss durch, Necker und seine mit ihm abgegangenen Collegen nähmen die Achtung und das Bedauern der Versammlung mit sich.

Der Bastillesturm zwang Ludwig XVI. schon am 16. Juli, Necker zurückzurufen, die Nationalversammlung unterstützte das Schreiben voll Wärme und er empfing es in Basel. Nicht belehrt über seine Unfähigkeit, in solcher Zeit einen bankerotten Staat zu leiten, nahm er in alter Selbstüberhebung den Ruf an und reiste sofort ab. Bis Versailles war es ein steter Triumphzug, von allen Seiten strömte das Landvolk zusammen, streute Blumen und jauchzte ihn an als „Vater des Volkes“; unter dem Geläute der Glocken begrüßte ihn die Bürgergarde und er fühlte sich dem Könige gegenüber, der ihn ins Exil getrieben hatte, als Sieger, hinter dem eine Nation stehe. Er dachte nicht daran, dass er sich mit den einflussreichsten Mitgliedern der Nationalversammlung vereinigen und mit ihnen regieren müsse, sondern schlürfte den Weihrauch durstig ein, den ihm die Versammlung, jetzt die Herrin des Reichs, anzündete, und es schien der schönste Tag seines Daseins, als ihm ganz Paris am 30. Juli zujubelte, man ihn auf dem Rathhause den Schutzengel der Nation betitelte und mit der Nationalcocarde schmückte; da erwirkte er tactlos von den Stadtbehörden ein allgemeines Amnestiedecret, wie es doch nur von dem Könige oder der Versammlung ausgehen konnte, und kehrte überstolz nach Versailles zurück, um voll Verblendung den Majestäten zu melden, seine Erscheinung habe die Revolution beendet. Er hatte sich gründlich verrechnet, der grosse Rechner; Mirabeau nahm Rache an seiner Zurückhaltung und untergrub seine Autorität, so dass Neckersich gestand: „Mein Glück währte nur kurz.“ Diesen Titanen greift er dafür in seinen Schriften maasslos an, er ist ihm der Begründer des Schreckenssystems.

Bei Hof war Necker ohne Rückhalt und galt bald für einen Charlatan, das Volk erlahmte frühe in seinem Enthusiasmus, die Finanzen waren aus den Fugen, die Hydra des Staatsbankrotts griff um sich und die demokratische Richtung schlug die constitutionelle Necker's zu Boden. Was wollte es da für ihn bedeuten, dass ihm der König am 6. August den Titel „erster Finanzminister“ verlieh? schwand doch sein Ansehen greifbar. Die Anleihen, die er vorschlug,

fanden keinen Anklang, sein schwächliches Auftreten in dem Veto-
streite schadete ihm ungemein, und die von ihm proponirte patriotische
Steuer, zu der er 100.000 Frs. beitrug, ging nur mit Mirabeau's
Unterstützung im September 1789 durch. Im Gegensatze zu Mirabeau
rieth er zur Uebersiedelung von König und Versammlung nach Paris,
womit er Lafayette einen Dienst leistete; ehrlich hielt er aber den
König von der Flucht und vom Bürgerkriege zurück, freilich stets in
erster Linie auf die ihm entwindende Volksgunst und erst in zweiter
auf die Ehre der Krone bedacht. So viel es anging, verbarg er auch
während seines dritten Ministeriums die trostlose Leere der Finanzen
und nützte Discontocasse wie Anticipationen nach Kräften aus, fast
alles Bargeld verschwand aus dem Verkehre, das Ausland bewilligte
keinen Credit mehr; gelang es Necker immerhin, den Verkauf von
Kirchengütern und Domänen bis zur Höhe von 400 Millionen und
die Ausgabe von Assignaten durchzusetzen, so war doch der Staats-
bankerott nicht zu verhüten. Obwohl er immer mehr in Misscredit
gerieth, blieb er der fixen Idee seiner Moral treu, hintertrieb Mirabeau's
Eintritt in das Ministerium und verzieh ihm, wie dieser wusste, nie-
mals seine Ueberlegenheit. Hof, Versammlung, Presse waren ihm
feind, am 27. Juni 1790 zogen Scharen Volkes vor die Tuilerien, for-
derten seine Entlassung und drohten ihm mit dem Strange. Er
aber wirthschaftete in der alten Weise fort, sah, wie Frankreich
zusammenbrach, und die Revolution fluthete über ihn hinaus. Als er
sich einer neuen Ausgabe von Assignaten widersetzte und ein Mémoire
dagegen abfasste, nahm die von Mirabeau geleitete Versammlung
keine Rücksicht darauf, der Pöbel rief am 2. September 1790 nach
seinem Kopfe und sein Leben war in schwerer Gefahr. Auf Lafayette's
Rath entwich er in der folgenden Nacht auf sein Gut nach St. Ouen,
hielt sich jedoch auch hier nicht für sicher und verbarg sich Nachts
in der Umgegend. Jetzt endlich reichte er bei der Versamm-
lung am 3. seine Entlassung ein, wobei er die Gesundheit seiner
tugendhaften und seinem Herzen theuren Frau mithereinzog; er
gesteht uns selbst, jedes freundliche Wort hätte ihn zum Aushalten
bewogen, aber die Versammlung war seiner so satt, dass sie sein
Gesuch kalt erfüllte. Die Welt bemerkte kaum, dass er ging. Am
18. September reiste er nach der Schweiz ab, ohne die zwei Millionen
je wieder zu erhalten, die er der Krone vorgestreckt hatte. In Arcis-
sur-Aube und Vesoul hielt man ihn an, gab ihn aber bald frei; er
konnte von Glück sagen, dass man ihm auf der Route, die er noch
vor kurzem als Triumphator durchzogen, das Leben liess.

Als Wrack schleuderte die Revolution Den zur Seite, der sich für ihren Herrn und Meister gehalten; er war politisch todt, ganz Frankreich schmähte den einst Vergötterten und während der Schreckenszeit bedauerten Viele, dass sein Kopf nicht falle. Seine Moral blieb auch im Exile sein Trost, er schrieb in Coppet seine selbstzufriedenen Werke: „Sur l'Administration de Mr. Necker par lui-même“, „Du Pouvoir exécutif dans les grands états“ und „De la Révolution française“, Ergüsse blinder Ueberhebung. Das Wort „Erkenne dich selbst“ war für ihn nicht gesprochen. Er gab den Franzosen manchen Rath, den sie nicht befolgten, wohl aber belächelten; was lag ihnen daran, ob er ihre zahlreichen Verfassungen tadelte oder nicht? Für seine zur Vertheidigung des Königs publicirten „Réflexions présentées à la nation française sur le procès intenté à Louis XVI.“ kam er auf die Emigrantenliste und verlor 1793 seine Güter in Frankreich. Das bezeichnendste Wort über ihn sprach Mirabeau: „Malebranche sieht alles in Gott, Necker alles in Necker.“ Wie früher neben der Politik mit Theologie und Religion beschäftigt, schrieb er in Coppet einen dreibändigen „Cours de morale religieuse“, den Frau von Staël überschwänglich pries und zum Kanon bei der Erziehung ihrer Kinder nahm. 1794 starb Necker's angebetete Frau, die er mit rührender Sorgfalt gepflegt hatte, und seine Tochter war ihm nun alles. Freilich verzichtete er keineswegs auf die Hoffnung, noch einmal eine Rolle spielen zu dürfen; er begrüßte darum freudig den achtzehnten Brumaire, den Abschluss der Revolution. Jetzt aber erhob sich ein Mächtigerer als Mirabeau, der Erste Consul; von ihm forderte er im Mai 1800 in Genf eine Unterredung, Bonaparte aber war von seinen Ansichten keineswegs entzückt und lehnte ihn als Finanzminister rundweg ab; ganz im Widerspruche mit ihm stand dann Necker's letzte Schrift „Dernières Vues de politique et de finances offertes à la nation française“. Er hatte sich mit dem Tode viel beschäftigt; als er erkrankte, war er darauf vorbereitet; selbst im Delirium sprach er von Religion, Gott und Vergebung; mit innigster Liebe gedachte er seines Weibes, seiner Tochter und ihrer Kinder; von seinen Thaten und seinem politischen Wirken schwieg er — zum erstenmale bescheiden. Mit den Worten „Grosser Gott, nimm Deinen Diener auf“ hauchte er am 9. April 1804 auf Coppet die Seele aus. Ihm war ein unvergleichlicher Panegyriker in seiner Tochter beschieden. Sein Enkel, Baron Staël-Holstein, gab seine Werke in fünfzehn Bänden (Paris 1820 bis 1821) heraus.

D a n t o n .

„Il nous faut de l'audace, encore de l'audace, toujours de l'audace.”

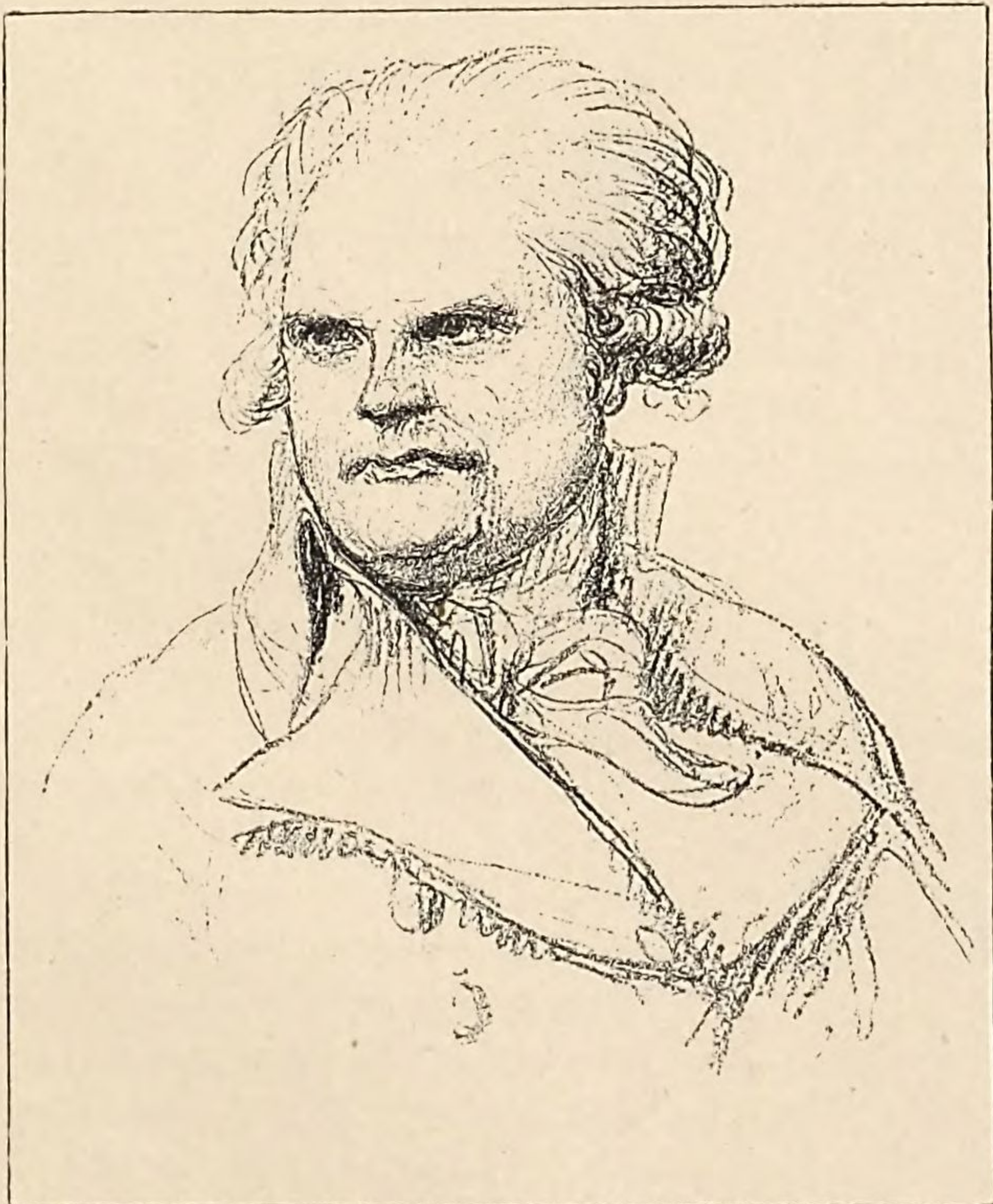
Danton.

Das Jahr, das uns Schiller schenkte, gab Frankreich Danton, uns den erhabenen Sänger des ewig Schönen, Wahren, Edlen, unseren Nachbarn den Septembermörder, den Mann verwegenster Wagemuth, der von sich sagen durfte:

„Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur
Und zu der Erde zog mich die Begierde.”

Als Sohn eines Amtsprocurators wurde George Jacques Danton am 28. October 1759 zu Arcis-sur-Aube geboren, wo ihm im September 1888 angesichts der nahenden Centenarfeier der Revolution ein Denkmal errichtet wurde und zwei Minister den einstigen Collegen verherrlichten.

Schon mit drei Jahren verlor Danton den Vater; der wackeren Mutter, Jeanne Madeleine Camut, blieb die Sorge für vier kleine Kinder; an ihr hing George, auf den sie grossen Einfluss behielt, lebenslang voll Innigkeit. Ihr war es beschieden, den Sohn auf den Schultern der Nation zur höchsten Macht emporsteigen zu sehen, sie sah, wie er des Königs Grab grub, sie musste seinen tragischen Tod beweinen und erlebte noch den Sturz Napoleon's. Danton's Kindheit verlief im gewöhnlichen Geleise; bei seiner Lehrerin spielte der Stock die Hauptrolle und darum huldigte er noch mehr der Neigung, neben die Schule zu laufen; er empfand frühe das Entwürdigende körperlicher Züchtigung, kam sich wie ein Sklave vor, der zu geordneter Thätigkeit zurechtgeprügelt werden sollte, zeigte Abneigung gegen geregelte Beschäftigung und gegen pünktlichen Fleiss. Am liebsten mit Kameraden, die ihn fürchteten, war er ein echter Gassenjunge,



Danton.

Nach einer Zeichnung von Jacques Louis David (1748—1825).

spielte Verstecken und brachte halbe Tage in der Aube zu, wurde der berühmteste Schwimmer und gewann Athletenkraft; zahlreiche Unfälle aber störten das Ebenmaass seiner Züge und Roederer konnte wohl von seinem „Doggengesichte“ reden. Während er Lateinschüler war, stiess ihn die trockene Grammatik ab und das Kartenspiel zog ihn mächtig an; mit 13 Jahren nach Troyes in eine Pension gebracht, besuchte er zwar die Vorlesungen an dem Oratorianer-Collège, zählte aber trotz aller Begabung nur zu den mittelmässigen Schülern. Nichts zog ihn derart an, wie die Schilderungen des Rom der Republik, und besondere Sorgfalt verwendete er auf die Ausbildung seiner bedeutenden Rednergabe. Ein ehrlicher Feind aller Heuchelei, bekannte er offen seine den Oratorianern oft genug zuwiderlaufenden Ansichten, und es machte ihm geradezu Vergnügen, seinen Lehrern zu opponiren. Ohne sie oder Verwandte zu benachrichtigen, liess er sich Geld, um die Krönung Ludwig's XVI. in Rheims zu sehen; unter Strapazen kam er an, neugierig, wie man einen Menschen wie er zu seinem Herrn und Könige mache; während ihn aber die ganze Ceremonie kalt liess, prägte sich seiner Seele nur der Augenblick ein, da in der ehrwürdigen Kathedrale Scharen Vögel aufflogen, und er sagte bei der Heimkehr den ihn ausfragenden Kameraden: „Eine drollige Freiheit; da lässt man die armen zwischen vier Mauern hin und her flattern, gibt ihnen aber nichts zu fressen.“ Nachdem Danton am 18. August 1775 in Troyes sein Examen bestanden, weigerte er sich, Cleriker zu werden, und wählte das Rechtsfach, fand aber in Paris am Schwimmen, Fechten und Ballspiele weit mehr Geschmack, als an der Arbeit bei seinem Procurator. Während einer schweren Krankheit las er die Encyclopédie von Anfang bis zu Ende, berauschte sich an den Schriften Montesquieu's, Voltaire's und Rousseau's, fand besonderen Geschmack an Beccaria's Werk „Dei delitti e delle pene“ und lernte es fast auswendig, wie ihm sein blendendes Gedächtniss auch ermöglichte, noch in späteren Jahren ganze Seiten aus Buffon's Naturgeschichte zu recitiren. Ohne Geschmack an der modischen überfrivolen Literatur kannte er, der selbst gefällige Gedichte machte, nur die wirklich werthvollen Romane, lernte hingegen Italienisch, um Dante, Ariosto und Tasso im Original bewundern zu können. Nach vorübergehender Praxis in Rheims liess er sich in Paris als Advocat nieder, fand aber wenig Reiz an seinem Berufe; seine Hässlichkeit schreckte Gabriele Charpentier, die er im Café de l'École kennen gelernt, nicht ab, seine Natur zog sie sogar mächtig an, Freunde sprachen für 40.000 Francs gut, ebensoviel brachte sie mit, worauf die

Hochzeit am 9. Juni 1787 stattfand. Danton kaufte für 68.000 Francs das gesuchte Amt eines *avocat aux conseils du roi* und liess bei der Antrittsrede vor den verblüfften Collegen den Cassandraruß erschallen: „Wehe Denen, welche Revolutionen hervorrufen; wehe Denen, welche sie machen!“ Zur Zeit seiner Macht, October 1791, verkaufte er sein Amt.

Jetzt vereinigte er die Beschäftigungen von *Advocat* und *Procurator*, war in der Lage, Missbräuchen des Parlaments und der Obergerichte mit Erfolg entgegen zu wirken, und legte auf seine Unabhängigkeit hohen Werth; in täglicher Berührung mit Personen von Rang, oft mit den Ministern selbst, konnte er sich zum Politiker, Gesetzgeber und Staatsmanne schulen. Dem Grosssiegelbewahrer de Barentin, der ihm das Kanzleisecretariat anbot, legte er einen Entwurf vor, wie er glaube, dass der Kampf von Krone und Parlament lösbar sei; der Minister Loménie de Brienne wollte nichts davon hören; als Barentin 1788 das Anerbieten bei Danton erneuerte, lehnte es dieser mit den Worten ab: „Wir stehen am Vorabend einer Revolution; sehen Sie nicht die Lawine kommen?“ So war Danton, als die Revolution begann, ein dunkler Winkeladvocat, der bei gründlicher Abneigung gegen stetige Arbeit und bei grenzenloser Liederlichkeit sein bischen Verdienst rasch vergeudete, ein *Bonvivant*, der in einem Ruck eine fabelhafte Energie entwickeln konnte und dann wieder in absolute Schläffheit zurückversank; er wollte als ausgesprochener Epikureer in seinem Behagen nicht gestört werden, wie denn unbezwingliche Trägheit und matte Bonhomie zu seinen hervorstechenden Qualitäten zählten. Von Natur reich, ja wunderbar begabt, war er frühe durch Orgien übersättigt und nur seine ungestüme Sinnlichkeit vermochte ihn noch in Bewegung zu bringen; stumpf gegen alles, was nicht Genuss war, ermüdete er nie in dessen Befriedigung; was thierische Kraft und thierische Leidenschaft vermögen, leistete er, ohne in Sitte und Bildung eine Ader höheren und geistigen Lebens zu verrathen. Ihm fehlte aller Glaube an Ideale; er verachtete die Schulmeister und Schwätzer, die sich mit Grundsätzen plagten; denn zu solchem Ballast schwang sich der Bewunderer des nackten Erfolges nie auf. Seiner Ueberzeugung nach kam es in der Politik einzig auf das Recht des Stärksten an und der ärgste Thor war der, welcher an der Quelle der Macht schlief, anstatt sie auszuschöpfen. Mit Nerven ausgerüstet, die ihm gestatteten, wie ein Riese zu arbeiten, schreckte er vor keiner Last und vor keinem Verbrechen zurück, sobald ihm Lohn winkte; sonst blieb er bei Wein und Weibern.

Frühe prophezeite Mirabeau ihm eine Zukunft; sie besaßen manche Aehnlichkeit. An Mirabeau erinnerten der riesenhafte Körper, die regellose Hässlichkeit, das struppige Haar, die wüste Genusssucht; sie glichen sich in der Donnerstimme, dem flammenden Blick, der imponirenden Rednergabe; ja, Danton war der Mirabeau der Gasse. Repräsentirte Mirabeau den lasterhaften Patricier, so trugen Danton's Laster den untilgbaren Stempel des Plebejers; streifte Mirabeau's Natur manchmal an Catilina, so lag in Danton's besten Stunden in ihm etwas von Marius. Da er hoffen durfte, in einer Revolution nichts zu verlieren und viel zu gewinnen, so warf er sich, von Habgier getrieben, in die stürmische Fluth, die den verwegenen Schwimmer trug, wohin er strebte, an die Gestade von Gewinn und Genuss. Seine leidenschaftlichen Gassenreden rissen das gemeine Volk, bei dem feine Dialektik nicht am Platze war, rasch hin. Ohne jede sittliche Grundlage, liess er sich von Ehrsucht zu rastloser demagogischer Thätigkeit anspornen, so faul er sonst war. Er suchte in der Revolution nicht Freiheit, nicht Republik, nur Genuss und Macht, und war an kühner Thatkraft Allen überlegen; er fürchtete die Massen nicht, er verachtete sie vielmehr und gab ihnen unverkennbar zu verstehen, sie dienten ihm nur als Werkzeug und Schemel seiner Füße; bei jedem Anlasse bewährte er einen Muth, der auch vor dem Tode nicht erbebt. Durch und durch lasterhaft, verhehlte er seine Verbrechen nicht und heuchelte keine fadenscheinige Tugend wie der erbärmliche Robespierre; Athlet in Genuss und Schuld, gab er sich aufrichtig als solchen. Der zu früh verstorbene Georg Büchner zeichnet diese Natur trefflich, wenn er in seinem Trauerspiele „Danton's Tod“ Danton auf Robespierre's Phrase „Mein Gewissen ist rein!“ antworten lässt: „Das Gewissen ist ein Spiegel, vor dem ein Affe sich quält... Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, Dir die Absätze von den Schuhen zu treten?“

Danton's Kaltblütigkeit imponirte Jedem, er zählte rasch zahlreiche Bewunderer. Oft hatte er von der Seine aus mitbadenden Freunden die Bastille gezeigt und ausgerufen, diese Zwingburg des Despotismus müsse fallen; als sie fiel, war er unter den Erstürmern. Bei den ersten Maassregeln zur Organisirung der Demokratie von Paris trat er neben seinem Freunde, dem hochbegabten Camille Desmoulins, hervor; im September kamen Beide in die Commune, Danton übernahm das Präsidium im Districte der Cordeliers, machte diesen zum Sitz der Anarchie, und um ihn als ihren geborenen Feldherrn scharten sich die Extremsten. Wo er auf Volkshaufen stiess, redete er sie an,

von einem Brunnen oder einer Strassenecke aus, im Saale oder im Freien, stets im voraus des allgemeinen Applauses gewiss; wer der Anarchie zusteuerte und wer materiellem Genusse fröhnte, war ihm recht. Im November 1790 gründete er den Club der Cordeliers; während er auf selbstständige Autorität hinarbeitete, versammelten sich hier Alle, denen es bei den Jakobinern noch zu anständig herging, Alle, die nichts von wortreichen Discussionen und doctrinären Darlegungen hielten, sondern allein auf Beute Werth legten. Zu Danton ging die Polizei der Hauptstadt mit ihren Verbindungen und Geldern über; alle unruhigen Elemente, an denen Paris übervoll war, erblickten in ihm ihren Hort; die Cordeliers breiteten nach allen Seiten ein Netz aus, standen in engen Beziehungen zu den Jakobinern, bei denen viele gleichzeitig activ waren, kannten alle Spelunken und Schlupfwinkel. Der Club war das gefügige Werkzeug Danton's; er aber organisirte mit dem ihm speciell eigenen Talente bewaffnete Banden aus dem täglich in Paris einwandernden Abhub der Provinzen und diese empfingen für ihre Meutereien reiche Lohnung von der Commune und gemeinen Speculanten, wie von dem Herzoge von Orléans; wiederholt nahm Danton den ebenso niederträchtigen wie feigen Marat, den Redacteur des Schmähblattes „L'Ami du peuple“, in Schutz; wenn das Châtelet dessen Treiben Einhalt gebot oder ihn verhaften wollte, wiegelte Danton seinen District für „den Schmutzigen“ auf und begünstigte offen seine Excesse. Dabei verhehlte er keineswegs, es sei ihm bei allem Scandalmachen in erster Linie um den eigenen Vortheil zu thun, und wie schlecht sein Demokratenthum beschlagen war, bewies der Plebejer, indem er sich eine Zeitlang d'Anton schrieb. Als Führer einer Deputation erschien er 10. November 1790 in der Constituante, forderte Entlassung der Minister, von denen drei in Anklage versetzt werden sollten, stellte der Majestätsbeleidigung die Volksbeleidigung gegenüber und verlangte ungesäumte Einsetzung eines Gerichtshofes für Verbrechen gegen die Nation; selbst in jener so erregten Zeit fiel sein bis zum Trotze heftiger Ton auf. Dabei war er nicht der Charakter, um Versuchungen zu widerstehen; weit unbefangener noch als Mirabeau nahm er von dem Hofe, dem er doch den Boden abgrub, Bestechungsgelder an; er legte sogar Werth darauf, von der Krone gekauft zu werden, während er der Hoffnung lebte, einst in der Republik zu herrschen; käuflich unter der Monarchie, war er räuberisch unter der Republik.

Wie Marat feierte er die unbedingte Durchführung der Menschenrechte, in denen er den einzig wesentlichen Theil der Verfassung

sah; er begrüßte in ihnen die Waffe, die jede Verfassung zu Gunsten seiner Willkür sprengen könne. Als der König 18. April 1791 nach Saint-Cloud wollte, widersetzte sich Danton, schimpfte Lafayette einen Feigling, und am 21. Juni griff er Letzteren bei den Jakobinern schonungslos an, weil er die Flucht Ludwig's nach Varennes nicht verhütet oder sie gar begünstigt habe. Er raste gegen Ludwig, forderte dessen Absetzung, rief das Volk auf dem Marsfeld in wilden Reden auf, organisirte die Emeute vom 17. Juli und hielt sich im Hintergrunde; Lafayette warf die Aufständigen nieder, Danton und seine Genossen entgingen jedoch ihrer Verhaftung und setzten ihre Wühlereien ungehemmt fort. Der Pöbel hielt so treu zu Danton, dass er es wagen durfte, einer privatrechtlichen Klage wegen Schulden zu trotzen und mit Verletzung der giltigen Gesetze im September unter die Wahlherren von Paris einzutreten. Er ging einen Weg mit Robespierre, bekämpfte planmässig die Verfassung und wurde im November Stellvertreter Manuel's, des Procurator-Syndicus der Commune. Der eingeschüchterte Hof begann wieder mit ihm zu verhandeln, der Minister Delessart suchte ihn zu gewinnen und er nahm unbefangen über 100.000 Thaler Kaufgeld an; da er aber dem Hofe ganz erbärmliche Dienste leistete, so stellte dieser alsbald die Zahlungen ein. Hatte das Gerücht seiner Annäherung an die Krone seine Popularität beeinträchtigt, so war er, seit sie ihn fallen liess, unversöhnlicher als je und wurde durch seine Maasslosigkeit rasch wieder der Abgott des Pöbels; er sprach 14. Juni 1792 bei den Jakobinern von dem Schrecken, den man dem Hofe bereiten müsse, begehrte neue Besteuerung der Reichen zu Gunsten der Armen und die Wegsendung der Königin nach Wien. Die Cordeliers riefen nach einer republikanischen Verfassung; Danton fand, die Revolution habe ihm noch nicht genug eingebracht, weit gründlicher müsse Beute gemacht werden. Er hasste die ehrlichen Girondisten, die ihn wegen seiner Plumpheit und Liederlichkeit verachteten, und ging nur so lange, als es nöthig schien, mit ihnen. Virtuos in dem Organisiren von Tumulten und Sturmpetitionen, zu denen die Antons-Vorstadt stets bereit war, veranstaltete er die Massendemonstration vom 20. Juni; im Einverständnisse mit dem feilen Maire Pétion nahmen die Cordeliers die 600 Marseiller Föderirten bei sich auf, machten sie in Lust und Wein trunken und Danton war mitten unter den Aufrührern, welche am 10. August die treuen Schweizer in den Tuileries niedermetzelten, jene treuen, die Thorwaldsen durch den auf dem Lilienschild sterbenden Löwen in Luzern unsterblich machen sollte. Am 10. August

siegte in Danton der revolutionäre Gemeinderath und voll Schrecken beugte sich die Legislative seinem Machtworte; war Mirabeau zum Minister der „königlichen Demokratie“ geboren, so war Danton der Tribun der republikanischen Demokratie. Er wurde Justizminister, beherrschte die girondistischen Collegen durch seine Brutalität und Allmacht und organisirte, vor Massenmorden nicht zurückschauernd, ein Schreckensregiment, wie ich bei „Ludwig XVI.“ schilderte. Die Guillotine arbeitete ihm zu langsam; überzeugt, dass der Mensch alles könne, was er nur wage, versammelte er die höchsten Behörden zu einem allgemeinen Vertheidigungsausschusse, dem er 1. September mit unheimlichem Geberdenspiele erklärte: man müsse den Royalisten Furcht einflößen, um die Unruhestifter aus der Fassung zu bringen und den Gang des anrückenden alliirten Heeres aufzuhalten. In der Frühe des 2. September schwang er sich in der Legislative auf die Tribüne, rief: „Alles ist in Bewegung, alles bebt, alles brennt zu kämpfen“ und schloss seine Rede also: „Die Sturmglocke, die bald ertönen wird, ist kein Alarmsignal; sie ist der Ausfall selbst auf des Vaterlandes Feinde. Um diese zu überwinden, bedürfen wir der Verwegenheit, nochmals der Verwegenheit, immerdar der Verwegenheit, und Frankreich ist gerettet.“ Unter der Gewalt des Moments erlangte er die Dictatur; Alle, die sich weigerten, in den Krieg zu ziehen oder den Vertheidigern des Vaterlandes ihre Waffen zu überantworten, Alle, die den Befehlen des Comité exécutif den geringsten Widerstand entgegen setzten, sollten sterben. Dies war die Autorisation zum Massenmord. Am 2. und 3. September fielen in Paris 1300 bis 1500 Unschuldige von der Hand um Taglohn gemietheter Henker, bald schwammen die Provinzen ebenfalls in Blut; Danton, ohne Robespierre's persönliche Rachsucht, warnte selbst Leute, deren Todesurtheil er unterschrieben hatte, und rettete z. B. seinen Gegnern Adrien Duport und Charles de Lameth derart das Leben. Sah er für sich keine Rückkehr mehr, so wollte er sie auch der Nation durch eine Schandthat im Lapidarstil unmöglich machen; je furchtbarer der Schrecken, desto sicherer erschien ihm die Unterwerfung der Nation unter die Gewalt der Hauptstadt; ein breiter Blutstrom sollte die Revolution auf ewig vom alten Frankreich scheiden. Lassen wir über diese Greuel den Vorhang fallen, damit nicht unser Fuss im Blute ausgleite!

Bei den Wahlen in den Nationalconvent von Paris gewählt, legte Danton das Justizportefeuille in die Hände Garat's nieder, behielt aber den grössten Einfluss auf das Cabinet. Der Septembermörder

mahnte, man solle jetzt strenge Gesetze geben, das Blut der Franzosen jedoch schonen. Er vertheidigte sich ohne die gewohnte Sicherheit gegen die girondistischen Angriffe, trennte sich halb und halb von seinen Gesellen und wehrte Marat mit eisiger Kälte von sich ab, brach hingegen am 25., als es galt, die bedrohte extreme Partei zu retten und die Revolution im Gang zu halten, für Robespierre eine Lanze. Vor allem lag ihm daran, die Girondisten zur Allianz zu bestimmen; sie aber stiessen die blutbefleckte Hand zurück; Barbaroux betonte unumwunden mit Necker'scher Selbstzufriedenheit, nie könne die Tugend einträchtig mit dem Laster wandeln, und Roland forderte am 18. October Rechenschaft über die Ministerthätigkeit Danton's, dessen Unehrlichkeit er kannte. So sehr auch Danton mit dem Pöbel kokettirte, so sehr verachtete er ihn, und gerade um nicht die letzte Spur der Ordnung verschwinden zu lassen und um der vollen Ochlokratie einen Damm entgegenzustellen, wollte er das Bündniss mit der Gironde und den Degen Dumouriez'; sonst entlockten ihm die Thorheiten der Gironde ein Lächeln des Mitleids; er brauchte keine Abstractionen und metaphysischen Tifteleien, sondern Thaten; aber wieder stiess ihn die Gironde aus sittlichen Scrupeln zurück. Seit 30. November in Mission in Belgien, kam Danton im Verlaufe des Processes des Königs nach Paris, nannte zwar die Hinrichtung einen Mord, stimmte aber dafür und auf seinen Vorschlag entschied in der Stimmenfrage die absolute Majorität; er ging mit Lacroix wieder nach Belgien, seit 15. December mit unumschränkter Gewalt ausgestattet. Dort hauste er wie in einem eroberten Lande, plünderte Gemeinde, Staat und Kirche, liess enorme Summen in seine Taschen fließen, um sie schleunig wieder zu verprassen, und hetzte den Pöbel gegen die besitzenden Classen. Noch anrühiger als bisher, noch unbedingter von jedem Ehrenmann getrennt, erschien er im März 1793 in Paris und bewirkte die Freilassung aller Schuldgefangenen. Seiner Meinung nach konnte nur eine vom Convent ausgeübte straffe Dictatur Frankreich retten, und dem grobkörnigen Patrioten ging nichts über die Rettung des Vaterlandes vor den fremden Heeren. Auf seinen Antrag verfügte der Convent 9. März die Entsendung von 82 Commissären, um in den Departements die Reichen zum Zwecke des Krieges gegen Europa, das den Königsmord rächen wollte, zu besteuern und die Aushebung zu leiten: so wurde der eigene Lebensnerv der Provinzen zerschnitten und Paris verspeiste sie, wie schon Montesquieu prophezeit hatte. Am 10. März trat Danton für ein Revolutionstribunal ein, doch sollte es seinen Wünschen gemäss kein

Werkzeug der Bergpartei werden, sondern in engem Zusammenhange mit der starken Regierungsgewalt stehen, die er im Bunde mit der Gironde aus dem Convente bilden wollte; das Tribunal war darum ein gemeinsamer Sieg beider; er verabredete mit der Gironde ein einträchtiges Vorgehen und beide brachten bei den Neuwahlen in den Wohlfahrtsausschuss alle Candidaten, Robespierre kaum einen, durch.

Doch war das Bündniss der Gironde mit Danton, den sie wie bisher verabscheute, unehrlich und unhaltbar. Kaum war Dumouriez's Verrath in Paris bekannt, so schlug die Gironde wahnwitzigerweise los und nahm sich den letzten Rückhalt, indem sie am 1. April Danton der Mitschuld am Verrathe zieh; stets von Nebelbildern verfolgt, sah sie in ihm einen schlaunen Verschwörer gegen die Republik, einen Nichtswürdigen, der mit Hilfe von Dumouriez und dessen Armee die königliche Gewalt wieder herstellen wollte; Lasource malte den Verrath so schwarz wie möglich aus und forderte Einsetzung einer Commission. Da warf sich der furchtbare Mann wie ein angeschossener Eber auf die Tribüne, führte gegen die Gironde wüthende Hiebe und kündigte ihr in leidenschaftlichem Ergusse den Vernichtungskrieg an, während sie durch das Decret vom gleichen Tage sich selbst um das Recht der Unverletzlichkeit der Abgeordneten, das Geschenk Mirabeau's, betrog. Zu den wildesten Terroristen wendete er sich mit dem Bekenntnisse: „Lange glaubte ich, ich müsste meiner Natur Ungestüm mässigen . . . Ihr habt mich darob der Schwäche geziehen, Ihr hattet Recht, ich bekenne es vor ganz Frankreich. Dieselben Leute, die wünschten, der Tyrann möge dem Schwerte des Gesetzes entrinnen, haben heute die Unverschämtheit, als meine Ankläger aufzutreten . . . Ich habe mich in der Festung der Vernunft verschanzt, werde mit dem Geschütz der Wahrheit ausfallen und die Frevler, die mich anklagen wollten, in Staub verwandeln.“ Laut jauchzten die Jakobiner auf, Danton war wieder der Ihre, und als er später seinen Jähzorn, seine Leidenschaft bereute, war es zu spät; eine Vereinigung mit den Girondisten kam nie mehr zu Wege; als er sie wieder suchte, kehrten sie ihm voll Abscheu den Rücken.

Seit 6. April Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, liess Danton sofort eine besoldete Volksgarde einführen und seine Popularität wuchs; die Huldigungen, die Marat wiederholt zu Theil wurden, ekelten ihn an und er meinte, das sei doch für den Cloakenmenschen zu viel. Am 12. April hatte er ein Redetournier mit Guadet, am 22. Mai sprach er für Robespierre und donnerte Isnard die Absage entgegen:

„Keine Waffenruhe mehr zwischen dem Berg und den Feigen, die den Tyrannen retten wollten.“ Er organisirte einen zweiten 10. August mit Robespierre, Marat, Pache und Chaumette; die Gironde sollte es büssen, dass sie ihn zurückstiess und dass Vergniaud erklärt hatte, lieber mit ihm offenen Krieg als faulen Frieden. Er fühlte, die Girondisten seien ihm geistig weit überlegen, und war überzeugt, sie würden die Montagnards köpfen lassen, sobald es in ihrer Macht stände. „Darum los auf sie!“ rief er aus, „es sind Schönredner, die nur berathschlagen und im Finstern tappen; wir haben mehr Verwegenheit und die Canaille steht unter unserem Befehle.“ So kam es zu der gewaltigen Insurrection vom 31. Mai bis 2. Juni; nachdem Danton in einer Adresse das Aufstandsthema formulirt, brach die Gironde zusammen; an ihrer Leiche lag ihm nichts, er wollte nur Beseitigung ihrer Macht, und so rang er den nach Blut lechzenden Jakobinern ihr Leben ab. Diese rechneten es ihm bald als Verbrechen an, dass er sie zur Mässigung bewogen; er war ihnen nicht mehr wild genug und sein Ansehen im Convente nahm, wenn er auch am 12. Juni die Gironde als eine „gottlose Secte“ geisselte, zusehens ab; in den Wohlfahrtsausschuss kamen lauter Vollblutjakobiner. Im Juli unterdrückte Danton die Insurrection im Calvados. Aus seiner Rede vom 12. August tönte die erwachende Menschlichkeit, indem er rieth, nur wirkliche Verschwörer und Verräther zu verhaften; von ihm ging auch die erste Anregung zum Decrete vom 23. August über das Aufgebot in Masse aus. Hébert, sein persönlicher Feind, erreichte vorerst nichts mit Anklagen wegen Betrugerei am Staatsvermögen; Danton schwamm im Fahrwasser der Volksgunst, seit er zur Unterdrückung des Aristokratismus ausserordentliche Sectionsversammlungen zweimal in der Woche durchgesetzt und bedürftigen Bürgern je vierzig Sous für deren Besuch zugesichert hatte; die kleinen Leute sagten sich, der wackere Mann Sorge dafür, dass sie nicht aus Nahrungssorgen den Reichen das Feld räumen müssten. Beantragte er am 31. August das entsetzliche, von Barras und Fréron vollzogene Strafgericht gegen das blühende Marseille, so nahm er keinen directen Antheil an den letzten Schritten gegen die Girondisten und Marie Antoinette.

In der Blutepoche der „Terreur“ verlor Danton am 11. Februar 1793 plötzlich seine Gabriele; jetzt eilte er nach Arcis-sur-Aube, heiratete wieder, lebte seinem Glücke und suchte am Herzen seines reizenden Weibes das Blut, das an ihm klebte, zu vergessen, die Tage zu begraben, da er die Parole „Verwegenheit, Verwegenheit“

ausgegeben hatte; ihm widerstand schliesslich das ewig planlose Geschäft der „heiligen Guillotine“ — wie Lebon sie getauft — das verwilderte Banditenthum, das alle Blüthen seiner abgöttisch geliebten Nation knickte. Er war des Convents, dieser Danton's müde. Er glaubte, es sei genug Blut geflossen und Frankreich dem Verbluten nahe, wollte die Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung, die Beschränkung der Ausschüsse und die Niederhaltung der Commune. Voll Verbitterung sah er die Dictatur Robespierre's, die Anarchie im Inneren, die kopflose Führung der Armeen gegen den Ansturm Europas. Ein abgesagter Feind der Religionsschändung, erhob er die Stentorstimme gegen die wahnwitzigen Feste der Göttin der Vernunft und die „antireligiösen Maskeraden“. „Wann?“ so rief er, „soll endlich dieser Mummenschanz aufhören? Wir wollten den Aberglauben nicht zerstören, um den Atheismus einzuführen!“ und verwendete sich mit bestem Erfolge für die Freiheit der Culte. Er war bedeutend milder geworden; das Bewusstsein schwerer Schuld, die Vergangenheit lasteten wie bei Mirabeau auf dem Riesen mitten im Genusse seiner jungen Liebe; er verachtete die nichtswürdige Tugend Robespierre's und die Orgien der Sansculottes. Aus dem Wohlfahrtsausschusse verdrängt, lebte er ohne Amt in Paris, im Convente ernteten seine Reden nicht mehr den alten Beifall. Desmoulins aber, Fabre d'Eglantine und Andere lenkten zu ihm hin, als er für Milde und Menschlichkeit sprach; sie sahen ihre Ideale beschmutzt am Boden liegen und den Fusstritten des Pöbels ausgesetzt; wie bei Danton wirkte auch bei Desmoulins der läuternde Einfluss seiner geliebten Lucile Duplessis mächtig ein.

Mit Schadenfreude beobachtete Robespierre die Fehde der Hébertisten und Dantonisten, die so schlagenden Ausdruck in Danton's Rede vom 26. November wider die „antireligiösen Maskeraden“ fand; er hoffte, beide Gruppen niederwerfen zu können, und machte sich zum Sprunge bereit. Dass der Septembermörder selbst nach Milde rief, beunruhigte ihn mehr als aller Unfug Hébert's. Danton war unstreitig sein gefährlichster Gegner, das Idol des Pöbels; an ihn konnte er nur mit Aufgebot raffinirter Schlaueit herankommen, gegen ihn galt es die Angriffe mit äusserster Vorsicht einzuleiten. Noch am 25. December vertheidigte er im Jakobinerclub den von Hébert angeschuldigten Rivalen, doch klang aus seinen Worten unzweideutig seine wahre Absicht hervor, auf die Angriffe der Dantonisten, besonders auf Desmoulins' vernichtende Satiren im „Vieux Cordelier“ zu antworten. Allmählig wurde aus dem Zerwürfnisse Robespierre's

und Danton's ein Bruch; schien Robespierre bisweilen einzulenken, so war es nur, um Danton in Sicherheit einzuwiegen und zu verhüten, dass er an die Massen, seine gefürchteten Verbündeten, appellire: eine Versöhnung unter Judasküssen. Trat der Advocat von Arras mit dem von Paris vor dem Volke in offenen Zweikampf, so war er unrettbar verloren: er wusste es. Man mahnte Danton, er möge Robespierre zuvorkommen; er aber lehnte neuen Mord ab und äusserte: „Ich will lieber guillotiniert werden als guillotiniren“; seine Späher warnten ihn vor Robespierre's Ränken, aber mit der unerschütterlichen Zuversicht des berühmten Herzogs von Guise antwortete er ihnen: „Er wird es nicht wagen, ich glaube es nicht. Wenn er auch nur daran dächte, würde ich den Kerl mit den Zähnen zerreißen.“ Noch stand ihm frei, zu fliehen oder sich an die Massen zu wenden; alle anderen Positionen, Convent, Commune, Clubs, hatte er verloren. Sich zu vertheidigen, verschmähte er. Das Leben lohne ihm nicht mehr der Mühe, die Menschheit langweile ihn, gestand er den Freunden. Darum versuchte er nicht mehr seine sonst so beliebte Waffe, einen Aufstand; ihm schien genug Blut geflossen, sein Dasein ekelte ihn an und er zweifelte an der Möglichkeit, selbst wenn ein Aufstand glücklich verlaufe, Greueln und Blut die Strasse zu versperren. Als man ihm zu fliehen rieth, seufzte er mit an Mirabeau erinnernder Wehmuth: „Ja, wenn man sein Vaterland an den Sohlen hinwegtragen könnte!“ Robespierre sondirte das Terrain, indem er Fabre d'Eglantine am 12. Januar 1794 verhaften liess; Danton blieb ruhig. So wenig er an die Möglichkeit glaubte, dass die königsmörderische Republik mit Oesterreich und Preussen Frieden schliessen könnte, ebensowenig war er gesonnen, einen entscheidenden Streich gegen Robespierre zu führen, erwartete vielmehr sein Fatum. Er rührte sich auch nicht, als am 17. März sein Freund Héroult de Séchelles verhaftet wurde, und so konnte der Dictator Robespierre das Aeusserste wagen und in der Nacht des 31. März Danton und seine Vertrauten im Bette verhaften lassen. Als Danton in das Luxembourg-Gefängniss eintrat, rief er den Sträflingen cordial zu: „Vor kurzem hoffte ich, Euch von hier fortlassen zu können; jetzt bin ich selbst bei Euch und weiss nicht, wie es enden wird.“ Er erinnerte sich, es sei just ein Jahr, dass er für ein Revolutionstribunal gesprochen habe, und bat Gott und die Menschen um Verzeihung dafür. Seine Verhaftung erregte beispielloses Aufsehen; welches Haupt in Frankreich war unantastbar, wenn selbst dieses fiel? Der Convent begann zu zittern, Santerre und Legendre waren über Danton's Sturz

ausser sich, aber nur Legendre wagte es am 31., für ihn zu reden, sich für seine Gesinnungsreinheit zu verbürgen und zu betonen, Danton's Patriotismus sichere ihm das Recht, gehört zu werden. Robespierre schnitt diesem Streben nach eigenem Willen ohne Zaudern den Nerv durch, erklärte, die vermeintliche Idolstellung Danton's sei längst angefault, sprach Jedem im Convente eine privilegirte Position ab und Alle ordneten sich dem Dictator unter. Saint-Just, Robespierre's blinder Bewunderer, verlas eine lange wirre Anklageacte gegen Danton, ein Gemisch von wahren und erlogenen Verbrechen; stumpfsinnig nahm der Convent sie hin und hiess sie einmüthig gut; Saint-Just soll Robespierre noch besonders gegen Danton ins Feuer getrieben haben.

Trotzig standen die Dantonisten 2. April vor ihren Richtern; sie zeigten ihnen so maasslose Verachtung, dass diese an vieles gewöhnten dunklen Ehrenmänner fassungslos wurden; Desmoulins warf einem seine Vertheidigungsschrift an den Kopf; vergebens aber forderten die Verhafteten Confrontation mit den Triumvirn Robespierre, Saint-Just und Couthon. Als man Danton die üblichen Personalfragen vorlegte, antwortete er voll Stolz: „Ich bin Danton, in der Revolution zur Genüge bekannt, 35 Jahre alt. Meine Wohnung wird bald das Nichts sein, mein Name wird im Pantheon der Geschichte leben.“ Unter schnöden Schimpfereien gegen die Richter forderte er, vom Leben, das ihm zur Last sei, befreit zu werden, und den ihn unterbrechenden Präsidenten Herman herrschte er an: „Die Stimme eines Mannes, der sein Leben vertheidigt, muss Dein Geklingel übertönen.“ Drinnen und draussen wuchs die Unruhe bedenklich; Desmoulins' Frau suchte einen Aufstand herbeizuführen; im Saale, vor den offenen Fenstern, selbst jenseits der Seine stand das Volk in dichten Scharen und lauschte der allbekannten Riesenstimme. Als die Angeklagten ungestüm forderten, es müssten sechzehn Conventsdeputirte als Entlastungszeugen vernommen werden, schrieb der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville einen verzweifelnden Brief, den Präsident Herman mitunterzeichnete, um ein rettendes Decret an den Convent; Saint-Just verlas dem Convente den Brief nicht, sondern behauptete diesem gegenüber, Danton und die Seinen hätten gegen das Gericht revoltirt. Er und Robespierre erwirkten von dem mundtodten Convente ein Decret, nach dem jeder Verschwörer, welcher der Nationaljustiz Hohn oder Widerstand entgegensezte, sofort das Wort verlieren solle. Hiermit war den Dantonisten das Wort entzogen und die Geschworenen verkündeten unter dem Drucke des Triumvirats „Schuldig der Ver-

schwörung wegen Herstellung der Monarchie!" Danton brüllte auf: „Man opfert uns einigen feigen Briganten, aber sie sollen nicht lange ihren Sieg geniessen. Ich ziehe Robespierre mir nach, Robespierre folgt mir. Der infame Feigling! War ich doch der Einzige, der Einfluss genug besass, um ihn zu retten.“

Noch am Morgen des letzten Tags bot ihm der Chef der Gendarmerie an, er wolle ihn mit seinen Leuten heraushauen; Danton wies ihn mit dem Bescheide zurück, es sei zu spät und es solle um seinetwillen kein Blut mehr fliessen. Grosse Truppenmassen wurden für Sonntag 5. April aufgeboden, denn die Triumvirn fürchteten einen Aufstand, sobald das Volk seinen alten Abgott auf dem Schaffot sehe. Merkwürdig stach gegen das übliche Jubelgekreische der bezahlten Claque die lautlose Stille, das Resultat allgemeiner Bestürzung, ab. Während Desmoulins das Volk aufzuwiegeln suchte, an seinen Ketten zerrte und sich die Kleider zerriss, wies ihn Danton zurecht: „Lass doch die feile Canaille!" Er sah den Tod nahen wie ein satter Genussmensch; seine platte Lebensauffassung klang aus den Worten wieder: „Ich habe in der Revolution gut gelebt, viel Geld verthan, weidlich gezecht, viel Mädchen umarmt; gehen wir schlafen!" Der Karren passirte Robespierre's Haus, Danton reckte die Hand drohend aus den Ketten und fluchte: „Du wirst uns nachkommen, Dein Haus wird geschleift und auf seine Stelle Salz gestreut werden!" Am Schaffot kam eine Rührung über den Giganten, er dachte an sein blühendes Weib und an Gabrielens beide Söhne, doch gebot er sich Fassung: „Vorwärts, Danton, keine Schwäche!" Sobald ihn der Pöbel am Blocke sah, brüllte er nach alter Gewohnheit; er aber erprobte nochmals seine imperatorische Autorität; auf den donnerähnlichen Befehl: „Schweige, undankbares Volk, Du siehst einen Republikaner sterben!" schwieg der Pöbel. Am Pont-Tournant sah Robespierre, von Wachen umringt, Danton's Tod zu und kehrte dann händereibend in die Tuilerien zurück. Danton rieth selbstbewusst dem Henker, er solle seinen Kopf dem Volke zeigen, es lohne schon der Mühe, und setzte höhnend hinzu: „Ein Riemen genügt, den anderen hebe für Robespierre auf." Es war der Scheideklang der leider verspäteten letzten Stimme gegen die Dictatur des Schreckens, gegen das „freudige Einherschreiten in Blut und Thränen." Der ehrliche Brigant, der offene Mörder war gefallen, eine Hyäne zerwühlte Frankreich.

Ludwig XVII.

„Je vous pardonnerais.”
Louis XVII.

Als ich vor Jahren den schmucklosen alten Friedhof von Delft in den Niederlanden durchstreifte, blieb mein Auge plötzlich an einer plumpen Sandsteinplatte haften, welche mitten unter lauter Mynheers und Mevrouws verkündete:

„Ici repose Louis XVII.,
Roi de France et de Navarre,
(Charles Louis Duc de Normandie),
né à Versailles le 27. mars 1785,
décédé à Delft le 10. août 1845.”

Lange stand ich befremdet vor der Inschrift; ich wusste doch, dass der Dauphin, den seine Dynastie als Ludwig XVII. in ihren Reihen führt, in den Stürmen der Revolution dahingerafft worden sei, ein frühe geknickter Zweig am königlichen Baume. Log die Inschrift, log das Grab? Ist nicht die Lüge das Vorrecht und Merkmal der Lebenden allein? Seitdem hat die Frage vom Dauphin, die schon Tausende und Abertausende vor mir beschäftigte, sich oft auf meine Lippen gedrängt, mich zu Nachsinnen, Studium und immer neuen Zweifeln veranlasst.

Als zweiter Sohn Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens am 27. März 1785 in Versailles geboren, erhielt Ludwig Karl den Titel eines Herzogs von Normandie, rückte aber, da sein älterer Bruder am 4. Juni 1789 einem schweren Scrophelleiden erlag, in seine Stelle als Dauphin ein; die Scrophelkrankheit war übrigens den Familien seiner Eltern fremd. Von seltener Anmuth der Erscheinung, schön wie ein Engel, war er ein Bild der Gesundheit. Die leicht



Ludwig XVII.

Nach einem Gemälde der Me. Vigée-Le Brun.

gewölbte Stirn leuchtete von Intelligenz, die grossen blauen Augen erinnerten an seine Mutter, die gerade Nase trug eine kaum merkliche Spur von Adlerbiegung, der reizende Mund sass voll von Frohsinn, Grübchen zierten das Kinn, der Hals war schlank, auf die Schultern fielen die aschblonden Locken in dichter Fülle; die leichten und graciösen Bewegungen hatten nichts von der Schwerfälligkeit des Vaters. Er zeigte rasche Fassungsgabe, war lebhaft und höchst nervös, voll Temperament, voll fürstlicher Höflichkeit gegen Jeden, der ihm nahte, leicht aufbrausend besonders gegen die Frauen seines Dienstes, hingegen voll heisser Liebe und aufrichtigem Respecte gegen die Eltern. Seine Mutter lehrte ihn allerlei unter der Form der Unterhaltung, brachte ihn derart zum Lesen, Schreiben und Clavierspiel, und Ludwig XVI. wurde selbst sein Gouverneur; anstatt ihm nach altem Brauche einen Hofstaat zu geben, begnügte er sich mit der Ernennung einer „Gouvernante der Kinder von Frankreich“; zuerst war es die Herzogin Yolantha von Polignac, die Busenfreundin der Königin, und seit ihrer Flucht vor dem erbosten Pöbel im Juli 1789 die tugendreiche Marquise, spätere Herzogin von Tourzel, deren *Mémoires* (zwei Bände, Paris 1883) uns vorliegen. Die Marquise durfte ihn nicht einen Moment aus den Augen lassen, während Madame Royale mehr Freiheit behielt. Beide Kinder, die sich unendlich liebten, empfingen die ersten Unterweisungen in Religion, Geschichte, Lesen, Mythologie und Geographie von dem als Kinderlehrer vortrefflichen, sonst wenig geistreichen Abbé d’Avaux. Der König leitete mit besonderem Behagen das Studium und stellte dem Dauphin Aufgaben; seine Gewandtheit im Denken und seine picanten Antworten entzückten ihn; dem Knaben waren körperliche Uebungen eine Wonne, er zeichnete sich vor allen aus und stählte dabei den Körper, bestellte auch einen kleinen Garten auf der Schlossterrasse, von dem er der Mutter täglich Blumen brachte. Seit dem 5. October 1789 theilten die Kinder alle Leiden und Demüthigungen ihrer Eltern und ihr Gemüth empfing furchtbare Eindrücke für das ganze Leben. Der Knabe entbehrte in den Tuilerien sein Gärtchen und ruhte nicht, bis ihm Ludwig eines am Ende der Terrasse anlegen liess; seine Studien wurden um Schreiben, Rechnen und Botanik vermehrt, auch trieb er Tanz und Ballspiel. Bei seinem täglichen Gange in den Garten geleitete ihn eine Abtheilung der Nationalgarde, und um ihn bei dieser populär zu machen, was seinem Liebreize nicht schwer ward, trug er ihre Uniform. Ihm entging nicht die Veränderung der eigenen Lage wie der seiner Eltern, er vermisste die

Gardes-du-corps von Versailles, war aber voll Güte gegen die Pariser und die vielen Kinder, die ihn besuchten und die er beschenkte. Madame de Tourzel behandelte ihn streng und gerecht; sein Charakter und ihre Methode erinnern mich unwillkürlich an seinen Schicksalsgenossen „Napoleon II.“ und Madame de Montesquiou; er liebte die Gouvernante aufrichtig und verliebte sich nach Kinderart in ihre Tochter Pauline, spätere Gräfin Béarn. Ohne irgend welchen Dünkel, verrieth er in jedem Zuge Stolz und Würde, feinen Tact, Wahrheitsliebe und Ehrgefühl; von allen Spielen zogen ihn am meisten militärische an.

Dies Stilleben unterbrach die unglückselige Flucht, bei welcher der Dauphin Mädchenkleider trug, und die Rückführung der Königsfamilie, die seitdem noch mehr bewacht wurde; wir besitzen von Madame Royale eine „Relation du voyage de Varennes“ in den Mémoires Weber's, des Milchbruders der Königin (Paris 1822). Der Dauphin begann Latein und Italienisch, Geometrie und Astronomie zu lernen, und als er sieben Jahre zählte, wurde vom Könige de Fleureau zu seinem Gouverneur ernannt, aber die Verhältnisse gestatteten diesem nicht, sein Amt anzutreten; der Sohn blieb unter der zärtlichen Leitung seiner gebeugten Eltern, mit denen er das Luxembourg und gleich danach, 13. August 1792, den Temple bezog, der sein Grab werden sollte; Frau von Tourzel wurde ihm beigegeben, aber schon am 20. August in das Gefängniss La Force abgeführt. Mit verdoppeltem Eifer unterrichtete der Vater den Sohn, der bei der Mutter untergebracht worden war; er trieb mit ihm Grammatik, Latein, Geschichte, Geographie, führte ihn in Corneille, Racine und Montesquieu ein, und unter der Aufsicht des treuen Kammerdieners Hue schrieb der Dauphin seine Aufgaben; den eigentlichen Dienst bei ihm versah Cléry, zumal seit Hue bei den Gewalthabern in Verdacht gefallen und weggeschickt worden war. Am 27. October entriß man den Prinzen mit Gewalt der Mutter und beließ ihn seitdem ganz dem Vater. Dass er trotz seiner zarten Jugend die Haft und ihre Hemmnisse begriff, ging bei allen Eulenspiegeleien, die er trieb, aus seiner instinctiven Reserve gegen die Wächter und gegen Besucher des Temple hervor. Am 11. December wurde er, während der Process des Königs begann, der Königin zurückgegeben; am 20. Januar 1793 nahm der Vater Abschied von den Kindern, was uns Madame Royale so rührend geschildert hat. Sobald man am 21. im Temple den ungewöhnlichen Lärm vernahm, der die Hinrichtung Ludwig's verkündete, entriss sich der Knabe den Armen der weinenden Mutter,

um aus dem Temple auf die Strasse zu laufen und das Volk um das Leben seines Vaters zu bitten, wurde aber zurückgehalten.

Nach der Hinrichtung milderte sich die Gefangenschaft der Königsfamilie keineswegs; am 26. Januar erklärte Réal im Generalrathe der Commune: „Rechnet Ihr Ludwig's Sohn, dies interessante, durch ein alterthümliches Vorurtheil noch gehobene Kind für nichts? Glaubt mir, es ist eine Geisel, die wir mit Sorgfalt bewahren müssen; fürchtet, wenn Ihr Euch stellt, als legtet Ihr wenig Gewicht auf seine Bewachung, den Verdacht, als läge Euch wenig an seinem Entweichen. Ach! Bürger, falls dies Unglück geschähe, so würdet Ihr bald zahlreiche Cohorten um Euch versammelt und eine mächtige Partei bilden sehen. Ich sage nur eines: Karl I. endete auf dem Schaffot, sein Sohn aber bestieg wieder den Thron.“ Man traf die schärfsten Vorsichtsmaassregeln, zumal seit Dumouriez' Verrath. Im Februar bereits hatte Monsieur im Exile den Dauphin als „König Ludwig XVII.“ proclamirt, die Emigration erkannte ihn als solchen an, Lyon, Marseille, Toulon, Bordeaux, Caen und andere Städte folgten ihrem Beispiele und die Vendée griff für ihn zu den Waffen. Katharina II. von Russland und die meisten Mächte Europas begrüßten seine Thronbesteigung, wie wenn er in der Spiegelgalerie zu Versailles oder in der Rheimser Kathedrale und nicht im verriegelten Gewahrsam des Temple sässe. Marie Antoinette unterrichtete ihn nicht nur, sie verehrte auch in ihm ihren König. Dem Convente war ebenfalls an seinem Leben alles gelegen, um die Thronbesteigung Monsieurs zu verhüten und dem um ihn gescharten „auswärtigen Frankreich“ keine Autorität zufallen zu lassen; anders dachte die Commune, und leider liess der Convent ihr bald die Zügel, anstatt sie kräftig zu halten und die kostbare Geisel vor dem Ruin zu bewahren.

Seit Anfang Mai kränkelte der bisher so gesunde Knabe und es kostete der Königin viel Mühe, die Commune zur Sendung eines Arztes zu bestimmen; mit Madame Elisabeth pflegte sie Ludwig aufopfernd und erheiterte ihn mit dem „Gil Blas“; Chantelauze fand in den Nationalarchiven den genauen Bericht über alle 107 Besuche, die der Gefängnissarzt Thierry vom 11. Mai 1793 bis Januar 1794 bei diesem und anderen Anlässen im Temple abstattete; in Folge eines Leibschadens musste der Chirurg Soupé 50mal den Knaben besuchen und ein Bandagist Pipelet zugezogen werden. Madame Royale, die ihren Bruder bis zum 3. Juli immer sah, erzählt uns, seine Gesundheit habe besonders durch den Mangel an Bewegung, an die er ja so sehr gewohnt gewesen, stets abgenommen. Alle

Conspirationen zu seiner Befreiung scheiterten, wie ich bei „Marie Antoinette“ berührte, vermehrten aber die Besorgniss seiner Wächter und der Behörden, und auf Antrag des Wohlfahrtsausschusses, den der Convent guthiess, entriss die Commune den „Sohn der Wittwe Capet“ am 3. Juli 1793 ihren Armen und übergab ihn zur Erziehung dem radical jakobinischen Schuster Antoine Simon. Mit ihm und seinem rohen Weib bezog Ludwig die frühere Wohnung seines Vaters im zweiten Stocke des grossen Thurmes des Temple. Simon war ein Scheusal ohne jedes Mitgefühl; sein Weib hingegen that, wenn sie auch seine politischen Ansichten ganz und voll theilte, manches für Ludwig's bessere Pflege und entzog ihn bisweilen Misshandlungen. Simon kam pünktlich seinen Aufträgen nach, den Knaben auszuspioniren und zu Aussagen gegen Mutter und Tante anzuhalten, um solche für deren Process verwerthen zu können; um dies zu erreichen, schüchterte er das hochgradig nervöse Kind ein, misshandelte es und machte es so mürbe, dass es die eingelehrten Verleumdungen gedankenlos und aus Furcht nachsprach. Es wurde seiner Locken beraubt, gezwungen, die Trauerkleider abzulegen, die rothe Mütze aufzustülpen und sich als Sansculotte zu kleiden, sich auch mit den Simons zu betrinken; es sang Zoten- und Hohnlieder auf seine eigene Familie, es gab jenes falsche Zeugniß gegen seine angebetete Mutter und seine fromme Tante, das Hébert verwerthete. Allen Beschimpfungen und Erniedrigungen setzte es eine durch die Furcht dictirte Resignation entgegen; nur ab und zu noch klang ein hochherziges Wort von der blassen Lippe, wie jenes auf Simon's Frage: „Capet, was thätest Du mir, wenn Dich die Vendéer befreien?“ „Ich würde Euch verzeihen.“

Seit September 1793 wurden die Gefangenen im Temple auf Communebefehl noch härter und ihrem Range noch entgegengesetzter behandelt, besonders ihre leibliche Verpflegung sehr vereinfacht; der Convent überliess dem in Gemeinheit sich überbietenden Generalrathe der Commune die Leitung der Verfügungen für den Temple. Madame Elisabeth und Madame Royale mussten sich selbst bedienen, Tag und Nacht eingeschlossen; häufig wurden Nachsuchungen bei ihnen veranstaltet und Ludwig, von Simon zu Spionendiensten missbraucht, sank rasch geistig wie körperlich. Tiefe Melancholie bemeisterte sich seiner, seine Glieder verlängerten sich unnatürlich, sein Rücken krümmte sich; er war völlig eingeschüchtert, schrack zusammen, wenn er die Beamten sah, brütete schweigend hin und vermied es so viel als möglich, auf Fragen Antwort zu geben. Diese grauenhafte Behandlung des Königs ohne Land und ohne Volk, das Werk der

Commune, musste seine Gesundheit zerstören; der Commune aber war selbst sie noch zu gewählt. Am 19. Januar 1794 legten die Simons die Obhut über „Karl Capet“ nieder und verliessen den Temple. Bisher als Staatsgefangene behandelt, wurden die Mitglieder des Königshauses jetzt gewöhnlichen Sträflingen gleichgestellt; fortan waren sie lediglich unter der Aufsicht von Mitgliedern der Municipalität, der Brutalität der Commune preisgegeben; täglich erschienen vier Mitglieder des Generalrathes der letzteren als Commissäre im Temple und machten nach 24 Stunden anderen Platz.

Getrennt von Tante und Schwester, lebte Ludwig XVII. seitdem allein in einem zum Kerker umgewandelten Zimmer; er blieb ohne Pflege und ohne Unterricht; die Commune wollte, dass er sterbe, und der Convent liess sie gewähren. Seine Schwester verschaffte sich beständig Nachricht über ihn durch den treuen Schliesser Baron, den sie später mit nach Wien nahm, durch den Küchenjungen Caron, der den Geschwistern das Essen brachte, und durch den Koch Gagnié, später auch durch Laurent, Gomin und Lasne. Sein Kerker, einst Cléry's Zimmer, wurde wie eine Festung ringsum abgeschlossen; der Knabe war wie ein lebendig Begrabener, erhielt nie Feuer, nie Licht, nie reine Luft. Bei schwerer Ahndung war es Jedem verboten, mit ihm zu reden; nur die Commissäre kamen und frugen ihn, um seine Identität zu constatiren. Oft weckten sie ihn Nachts, und alles geschah in der rüdesten Weise. Derart erfüllte die Nation ihr Ehrenwort vom 20. Januar 1793: „Die Nation, immer gross und gerecht, wird sich mit dem Lose von Ludwig's Familie beschäftigen!“ Nur verschwieg man dem Sohne den Tod von Mutter und Tante. Während man seine Schwester doch etwas besser hielt, unterliess man für ihn jede Rücksicht; so ging er langsam zugrunde, reinigte sich nicht und verkam im Schmutze. Jedes Complot, um ihn aus dem Temple zu entführen, jedes Gerücht und jede Denunciation dienten zum Vorwande neuer Martern und Qualen; seine Tante musste am 10. Mai 1794 das Schaffot besteigen, „weil sie ihn in der Hoffnung erhalten habe, auf dem Thron zu succediren, und so das Königthum provocirt habe!“ Die natürliche Folge seiner ungesunden Haft war das Auftreten von Scropheln in hohem Maasse; wie konnte es in dieser von Ratten, Mäusen, Spinnen und Wanzen wimmelnden Cloake anders sein! Madame Royale, die vergebens Robespierre und die anderen Machthaber beschwor, ihrem Bruder zu helfen, und die bat, den Kranken pflegen zu dürfen, hatte weit mehr Energie; sie unterlag dem Schicksale nicht; sie kämpfte, wie sie uns berichtet, gegen die

Unsauberkeit an, hielt sich und ihr unfürstliches Zimmer rein. Robespierre fiel am 9. Thermidor, General Barras interessirte sich für Ludwig's Ergehen, besuchte ihn sofort im Temple und sorgte für Besserung seiner Lage; am 29. Juli übertrug er, was der Convent bestätigte, dem Creolen Jean Jacques Christophe Laurent die Obhut über die Geschwister. Dieser hatte menschliche Gefühle, er war höflich und anständig gegen Madame Royale, ersetzte, freilich erst im September, das von Wanzen überfüllte Bett des jungen Königs durch ein reines, liess ihn Bäder nehmen, von Ungeziefer reinigen und ordentlich kleiden. Sein Zustand war so erbarmenswerth, dass das Gerücht von seinem Tode sich bereits verbreitete und in britische Journale Eingang fand. Die Einsamkeit blieb nach wie vor seine Begleiterin, Laurent kam dreimal täglich, um nach ihm zu sehen, sonst überliess man ihn seinen Gedanken; die Municipalen bewachten den Wächter selbst mit Argusblicken. Laurent nannte ihn stets „Monsieur Charles“, nicht wie er bisher gerufen worden „Capet“, und die Commissäre folgten diesem Beispiele; auch erwirkte Laurent für ihn die Erlaubniss, auf der Plattform des Thurmes in frischer Luft eine Promenade machen zu dürfen, und sorgte für etwas mehr Helle in seinem Kerker. Vergebens beschwor der wackere Hue, Ludwig's XVI. Kammerdiener, die Ausschüsse, ihn die Haft des Knaben theilen zu lassen. Laurent wollte die ungeheure Verantwortung für die kostbaren Geiseln nicht allein tragen und ruhte nicht, bis ihm am 9. November der ehrenhafte, aber sehr ängstliche Gomin als Adjunct beigegeben wurde; dieser erkannte sofort in dem Knaben den oft gesehenen Dauphin wieder, fand ihn jedoch sehr leidend. Die Ausschüsse schienen in steter Unruhe, der Knabe könne entführt werden, und verfügten darum im December, es müsse eines der sechs Mitglieder der 48 Pariser Sectionen stets 24 Stunden die Controle im Temple führen; niemals durften die Geschwister einander sehen, und während im Convente abermals die Frage, ob sie nicht lieber zu verbannen seien, verneint wurde, hielt man sie in strengster Haft und unterwarf sie oft Untersuchungen. Ludwig wurde immer stiller und stumpfer, er war völlig eingeschüchtert; Laurent und Gomin thaten für ihn, was sie nur irgend durften oder wagen konnten, und bemerkten mit Kummer seinen Verfall; er war gegen sie freundlich und hegte für Gomin besondere Sympathie. Die zunehmende Abnahme der Kräfte des jungen Königs veranlasste am 27. Februar 1795 drei Mitglieder des Sicherheitsausschusses, selbst nach ihm zu sehen; der Bericht Harmand's, des einen von ihnen, erschien 1820 im Drucke. Auf keine

Frage antwortete der Kranke, den sein Los täglich mehr anekelte und den die Scropheln furchtbar mitnahmen; trotzdem sandte man ihm keinen Arzt. An Laurent's Stelle trat am 31. März, während die Ausschüsse mehr als je eine Entführung aus dem Temple befürchteten, Etienne Lasne, der sofort „den Dauphin“ wieder erkannte; er nahm sich, obwohl mit der Obhut beider Kinder betraut, vorzüglich des Knaben an und Gomin besorgte den Dienst bei der Prinzessin. Lasne wartete des Knaben mit inniger Theilnahme, pflegte ihn, so gut er konnte, weit eifriger als der von Natur faule Laurent; aber es dauerte mehrere Wochen, bis Ludwig, durch die fremde Erscheinung geängstigt, sich entschloss, den Mund zu öffnen; dann fand er grosses Gefallen an dem derben Soldaten. Draussen aber regte es sich überall für den Sohn Ludwig's XVI.; treue Royalisten sann und arbeiteten auf seine Befreiung und Restauration, die Vendée stand in Waffen und hallte wieder vom Rufe: „Vive le Roi!“ Karl IV. von Spanien that in Paris Schritt auf Schritt für die Befreiung seiner Verwandten aus dem Temple. Alles umsonst!

Die elende Kost und die harte Haft machten Ludwig immer schwächer und es war nur zu verwundern, dass er so lange am Leben blieb. Einen Arzt sandte ihm der Sicherheitsausschuss erst nach langem Besinnen am 6. Mai 1795, es war P. J. Desault, der Vater der neuen französischen Chirurgie. Er erkannte das Leiden als lebensgefährlich, gab Arznei, beantragte aber vergebens den Transport des Kranken aufs Land; der Kranke fasste zu ihm viel Zutrauen, er aber hielt ihn für verloren. Da starb Desault am 1. Juni, was zu vielen irrigen Vermuthungen Anlass geben sollte, und am 5. d. M. erhielt Dr. Pelletan Befehl, „Capet“ zu besuchen; er fand ihn so elend, dass er die Verantwortung nicht allein tragen wollte, aber erst am 7. d. M. gab man ihm Dumangin bei. Die Aerzte waren berühmt, ungemein geschickt, doch dies dem Tode verfallene Kind konnten sie ihm nicht entreissen; auch seine grausame Haft blieb sich gleich, die ganze Nacht war Ludwig selbst in der Sterbezeit allein und hilflos. Am 8. Juni wurde seinem Martyrium ein Ende gesetzt; unter furchtbaren Schmerzen murmelte er: „Bringt mich an einen anderen Ort, wo ich nicht so leide!“ und bald darauf starb er gegen 3 Uhr Nachmittags in Lasne's Armen. Dieser redigirte sofort einen umständlichen Bericht an den Convent, dem Gomin das Ereigniss in Person mittheilte. Im Temple wusste man von demselben bis zum folgenden Morgen nichts, Madame Royale erfuhr erst spät davon. Am 9. trafen vier Mitglieder des Sicherheitsausschusses im Temple ein und verordneten

ein stilles Begräbniss; auf den Rath des dejourirenden Civilcommissärs Antoine Damont wurden die Wacheofficiere zur Leiche geführt und der grössere Theil von ihnen erkannte in ihr „den Dauphin“ wieder. Ein anderer Civilcommissär, dessen Tag mittlerweile begonnen hatte, Darlot, redigirte nun das Protokoll über die Identität und den Tod „Louis Charles Capet's“; dasselbe wurde der Temple-Registratur einverleibt und trug die Unterschriften von vier Civilcommissären und 21 Officieren des Temple. An demselben 9. Juni berichtete Achille Sevestre im Namen des Sicherheitsausschusses dem Convente vom Tode „des Sohnes Capet's“ und versprach, die Protokolle sollten in den Conventsarchiven deponirt werden. Der Convent nahm diesen Bericht ohne jedes Zeichen von Theilnahme hin; da aber alsbald das Gerücht umlief, er habe das Kind vergiften lassen, befahl er die Section; von den damit betrauten Aerzten Dumangin, Pelletan, de Lassus und Jeanroi hatten drei „den Dauphin“ gekannt. Trotz der Verheerung der Leiche durch die Scropheln waren die Aerzte von der Schönheit der Züge überrascht; sie nannten als Todesursache ein langwieriges Scrophelleiden. Lasne, Gomin, Damont, Baron und zwei andere Personen des Temple, die Ludwig XVII. genau kannten, wohnten der Section bei, die Pelletan allein machte; in einem unbeobachteten Momente nahm er das Herz und einen Theil der Haare und schob sie in einem Tuche in seine Tasche, an Damont gab er eine Locke ab. Chantelauze führt auch das Zeugniß des Civilcommissärs Guérin an, der im kleinsten Détail seine Erlebnisse im Temple am 10. Juni mittheilt; an diesem Tage constatirte der Polizeicommissär Dusser die Identität der Leiche, redigirte den Todtenschein für „Louis Charles Capet, 10 Jahre 2 Monate alt, wohnhaft im Temple, Sohn Louis Capet's, letzten Königs der Franzosen, und Marie Antoinette Josepha Johanna's von Oesterreich“ und unterzeichnete ihn mit Lasne, den Civilcommissären Arnoult und Goddet und mit Gomin. Man legte den Körper in einen Holzsarg, in den Strassen wurden Truppentheile postirt, um jede Störung zu verhüten, und gegen 9 Uhr Abends ruhte Ludwig XVII. in der allgemeinen Grube des Friedhofes von Sainte-Marguerite; bei dem Weggange von da unterzeichneten Lasne, Goddet, Gomin, Guérin, Dusser und zwei Andere das Bestattungsprotokoll. Auch in das Temple-Register wurde der Tod ordnungsmässig am 12. Juni eingetragen, unterzeichnet von Dusser, Lasne, den Beamten Bigot und Robin; der Schein kam in die Archive des Pariser Rathhauses, ging darin 1871 im Communebrand zugrunde, existirt aber in beglaubigten Copien noch, wie ihn ja auch 1874 der

Appellationshof von Paris gegen Naundorff's Familie als unbestreitbar ins Treffen führte. Prinz Condé verkündete seinem Heere den Tod Ludwig's XVII. und proclamirte Ludwig XVIII. als König; ebenso handelte Charette bei seinem Heere; Ludwig XVIII., der bisherige „Monsieur“ und „Regent“, erliess eine Proclamation an die Franzosen. Aber für die Sache des Royalismus war das Ableben des kleinen Königs in dem Momente, da die Mittelclassen in Frankreich wieder aufzuleben begannen und sich der Weg zu einer Restauration zu ebnen schien, ein neuer Todesstreich; seit 1792 war die Constellation für eine Restauration nie so günstig gewesen, einzig aber für die Person Ludwig's XVII.; ein Monk, der seine Restauration unternommen hätte, wäre zum Ziele gelangt, der Convent hätte ihm keine Wehr entgegensetzen können. Anders stand es mit den übrigen Bourbons; sie waren sämmtlich Emigranten: auf ihnen lag der Fluch des ancien régime und die Schuld, ihr Vaterland mit fremden Bajonetten zu bedrohen.

Wenn die Revolution, weit grausamer als die englische, sich nicht am Haupte des Königs genügen liess, sondern auch noch die Häupter seiner Gemahlin und seiner Schwester forderte, so gab ihr dieser dreifache Justizmord ein Gepräge, das Frankreich in der Geschichte vor allen Nationen dauernd unterscheiden wird; verändert doch der Mord eines Königs auf ewig das Angesicht einer Nation! Doch dies alles wird überboten und in Schatten gestellt durch die bestialische Behandlung einer königlichen Waise, eines Kindes, das mit acht Jahren liebenden Eltern entrissen und von einer Nation, über die seine Familie seit vielen Jahrhunderten herrschte, thierischer Versumpfung entgegengetrieben, der raffinirtesten Kerkerpein überliefert wurde; bei der Wehrlosigkeit eines Kindes eine Feigheit, die kein Jahrtausend der Reue und Busse vom Schilde Frankreichs tilgen könnte!

Ein treuer Anhänger der Bourbons war Valentin, der Todtengräber von Sainte-Marguerite: und er litt es nicht, dass der Körper des Enkels so vieler Könige in der allgemeinen Grube liege, entfernte ihn heimlich in derselben Nacht und legte ihn in ein besonderes Grab, das er, wie auch den Sarg, mit Kennzeichen versah. Die ganze Zeit des Directoriums, des Consulats, des Kaiserreichs, der ersten Restauration und der Hundert Tage verging, Valentin stand längst vor dem ewigen Richter, als Châteaubriand beide Kammern der zweiten Restauration anregte, in das Gesetz zur Sühne des 21. Januar 1793 am 18. Januar 1816 den Artikel aufzunehmen: „Im Namen und auf Kosten der Nation soll ein Monument zum Gedächtnisse Ludwig's XVII., der Königin Marie Antoinette und Madame

Elisabeth's errichtet werden"; Ludwig XVIII. bestimmte zur Aufstellung dieser Denkmale und desjenigen Ludwigs XVI. am 19. Januar und 14. Februar d. J. die neu zu errichtende Kirche Sainte-Madeleine im Faubourg Saint-Honoré. Gleichzeitig liess er durch den Polizeipräfecten Grafen Anglès auf dem Friedhofe von Sainte-Marguerite nach der Leiche seines Neffen Nachforschungen anstellen, um sie nach Saint-Denis überzuführen; mitten in denselben erwirkte die demokratische Opposition ihre Sistirung; Ludwig begnügte sich nun im April 1816 mit der Aufstellung der Marmorbüste seines Neffen durch Desenne in der Deputirtenkammer und mit der Ordre, zu dessen Andenken Medaillen zu prägen. Ludwig XVIII. wies das Herz Ludwigs XVII., das ihm Pelletan anbot, als unecht zurück und es blieb in des Arztes Familie als kostbares Vermächtniss. Denen, die sich um die Märtyrer des Temple Verdienste erworben hatten, liess der König voll Eifer nachspüren und er wie Madame Royale lohnten ihnen königlich, wie dies Chantelauze im Einzelnen darthut. Im November 1846 endlich fanden Arbeiter an der Stelle, die Valentin's Wittwe schon 1816 bezeichnet hatte, zufällig den Sarg und brachten ihn zum Pfarrer Haumet; der gerade bei diesem befindliche Arzt Milcent und sein berühmter College Récamier prüften das Skelett genau und erkannten es für das Ludwig's XVII.; man begrub die Reste ein zweitesmal auf demselben Friedhofe.

Bekanntlich sind Pseudo-Dauphins in langer Reihe aufgetreten, der Schneiderssohn Jean Marie Hervagault, der Holzschuhmacher Mathurin Bruneau, die Amerikaner Ely und Reverend Eleazar Williams, Monsieur de La Roche, der Polizeiagent Louis Charles Baron de Richemont und vor Allen der Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorff aus Potsdam, dessen Grab mir in Delft in die Augen fiel. So oft auch er und seine Familie ihre Ansprüche geltend machten, stets wies die Gerechtigkeit, die dem lebendigen Ludwig XVII. von seinem Volke versagt wurde, die Usurpatoren der Stellung des todten zurück, und wenn sie auch in Frankreich wie in Holland beredte Fürsprecher fanden, so siegte doch die Wahrheit über jedes Trugbild, das stumme Grab auf Sainte-Marguerite strafte das zu Delft trotz seiner Inschrift Lügen. So lebhaft mein Interesse an den Naundorff'schen Prätensionen durch die grosse Aehnlichkeit der Mitglieder dieser Familie mit den Bourbons und durch die Güte wuchs, mit der mir eine Tochter Naundorff's Madame Leclerq, Schriften zugehen liess, so muss ich doch auch Naundorff wie alle anderen Prätendenten kurzweg zum Pseudo-Dauphin erklären und diese Skizze mit der Ueberzeugung schliessen:

Ludwig XVII. starb als Opfer seines Volkes im Temple.

Die Herzogin von Angoulême.

„Le doigt de Dieu est en tout.”
Madame Royale.

Der geniale Pinsel von Madame Vigée-Lebrun hat der Nachwelt die liebreizenden Züge des Geschwisterpaares erhalten, das gemeinsames, unaussprechlich tiefes Herzeleid, gemeinsame Kerkerqualen noch weit inniger aneinander fesselten, als es je die Rosenketten des Glücks und fürstlicher Glanz vermocht hätten; Beider Leben stand unter dem Gebote des Wortes „durch Nacht zum Licht”!

Maria Theresia Charlotte von Bourbon war das erste Kind Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens, das erste Pfand ihrer Harmonie; darum erweckte ihre Geburt am 19. December 1778 in Versailles grenzenlose Freude; ihr Vater verlieh ihr den Titel „Madame Royale de France”. Ueber ihre sorgfältige Erziehung sprach ich bei „Ludwig XVII.”. Hatte der König eine ausgesprochene Vorliebe für die Tochter, so stand ihm die Königin gewiss an Liebe nicht nach, hielt aber ihre Tochter für zu stolz und, worin sie sich gründlich täuschte, für zu leichtlebig. Madame Royale war gutmüthig, schüchtern und schwer erlangte Jemand ihr Vertrauen; im Kinde lag schon der Charakter, den sie ihr langes Leben bewahren sollte; fast immer im Gesichtskreise ihrer Gemächer, kam sie sich wie gefangen vor, blieb ohne Menschenkenntniss, vertrieb sich die Zeit mit Lernen und bildete jene tiefe Frömmigkeit in sich aus, die allein ihr das Dasein erträglich gemacht hat. Bei ihrer ersten Communion am 7. April 1790 verschaffte sie von ihrem Taschengelde drei Schuldgefangenen die Freiheit; die Worte ihres Vaters und Königs: „Bete für Frankreich und für uns; die Bitten der Unschuld können den Zorn des Himmels besänftigen”, senkten sich mit Allmacht in ihr junges Gemüth. Sie reifte

im Unglücke ihrer Familie heran, um ihre ganze Jugend betrogen, durchlebte alle Aufregungen und Schrecken der Revolution von der Uebersiedelung nach Paris bis zum Eintritte in das Temple-Gefängniss. Hier bezog sie dieselben Räume mit ihrer Tante, lernte von ihr Rechnen und Zeichnen, vom Kammerdiener Cléry Coiffiren. Dem geliebten Vater entzog man beharrlich ihren Anblick, selbst als sie erkrankte, selbst an ihrem Geburtstage; erst am Vorabende seiner Hinrichtung führte man sie zu ihm und die segnende Stunde seines Abschiedes warf einen alle Jahrzehnte überdauernden Weiheton auf ihre Zukunft. Seit einiger Zeit Zimmergenossin ihrer Mutter, hing sie voll Gluth an ihr. Wir sahen bereits, wie das Los ihres Bruders ihre Tage vergiftete und wie Spione sie umgaben; wir sahen, wie Hébert, Pache und Chaumette sie am 7. October vergebens zur Anklägerin ihrer Mutter machen wollten und Simon sie nicht in den Armen des so lange entbehrten Bruders liess. Am 2. August bereits hatten die Behörden ihre Mutter in die Conciergerie geschleppt und sie wieder zu Madame Elisabeth gebracht; als sie die Hinrichtung ihrer Mutter erfuhr, die ihr nur wenige Tage verborgen blieb, brach sie zusammen. Obwohl ihre Haft täglich mehr der einer Mörderin glich und jeder Bequemlichkeit entrieth, so wusste sie stets, wie wir gesehen haben, Nachrichten über ihren Bruder einzuziehen; einmal veranlasste sie einen Commissär, er möge sich für Erleichterung der Haft ihres Bruders verwenden, und als es der menschlich Fühlende that, verlor er sofort als Suspect Amt und Brot.

Am 9. Mai 1794 riss man auch ihre fromme Tante von ihr und liess dieselbe Tags darauf das Schaffot besteigen, das zum Sterbebette der Bourbons erhoben schien; „die Waise des Temple“ bezahlte das Glück, zwei Mütter zu besitzen, mit dem Unglücke, zwei zu verlieren; sie trotzte aber dem Schicksale und stand wie eine königliche Ceder in allen Stürmen. Da fand sich ein Bewerber um die sechzehnjährige Enkelin so vieler Könige, der wundersamste Freier, der je nach einer Bourbonknospe die Hand ausgestreckt hat: der Königsmörder par excellence, Robespierre selbst. Wir lesen von der unbeschreiblichen Bestürzung, in welche dieses infame Project Monsieur, den Oheim der Prinzessin, versetzte; wir wissen, wie er an allen Höfen und in aller Welt Schritte that, um die Nichte zu befreien, für die er unbedingt selbst das Schaffot der Ehe mit Robespierre vorgezogen hätte. Der Sturz des Dictators nahm den Alp von den Herzen Monsieur's und Madame Royale's; die Wächter behandelten seitdem, wie ich bei Ludwig XVII. zeigte, „die Kinder Capet“ besser; Laurent

wagte es nie, Madame Royale zu duzen, Gomin war ihr besonders ergeben und über Lasne konnte sie nur Gutes aussagen; sie erhielt ein wohnliches Zimmer, Bücher, Nachrichten vom Bruder, die freilich trostlos lauteten. Seinen Tod verschwieg man ihr sorgfältig, sie erfuhr ihn erst spät.

Aus dieser Zeit stammt die Schilderung ihrer Erscheinung durch den Civilcommissär Guérin: „Ihre Kraft scheint durch die Grausamkeit alterirt. Sie ist mager, zart und Flechten unterworfen, wie rothe Flecken auf beiden Wangen andeuten. Sie hat, wenn auch nicht den Glanz, so doch den Anschein der Jugend, freilich ohne deren Rosenschimmer; ihre grossen blauen Augen stehen so weit hervor wie die Stirn, ihre Haut ist weiss und fein, der Schnitt ihres Gesichtes angenehm.“ Ihr Oheim, nun Ludwig XVIII., aber von Exil zu Exil getrieben, konnte ihr nur die Hoffnung aussprechen, sie bald in Freiheit bei sich sehen zu dürfen; der Temple umschloss sie nach wie vor, jetzt die letzte der vier Bourbons, die ihn vor drei Jahren bezogen hatten. Vergebens bewarb sich die treue Herzogin von Tourzel um die Erlaubniss, ihre Haft theilen zu dürfen; der Convent gab ihr zur Gesellschafterin Frau von Chantereine, die Frau eines Polizeibeamten, gestattete aber schliesslich der Gouvernante, sie wiederholt zu besuchen. Erschütternd war das Wiedersehen; heiss flossen die Thränen um so viel theure Wesen, die der Wahnsinn des von einer Minorität verführten Volkes geopfert hatte; Madame Royale konnte die Herzogin und ihre Tochter Pauline nur von einem Grabe zum anderen führen; sie beklagte Frankreich und seine Leiden, sprach ohne Bitterkeit und schien zufrieden, wenigstens auf dem Boden leben zu dürfen, der ihre Gräber berge; da sie vom Leben nur das Herbe, nur den Frost kennen gelernt, Anmuth und Wärme nicht an sich empfunden hatte, so wünschte sie baldige Vereinigung im Tode mit den Geliebten; herzerreissend erzählte sie den glühenden Legitimistinnen vom Bruder und von der wie eine Heilige verehrten Tante; sie führte sie in den leeren Kerker des Königsknaben, den sie wie ein Heiligthum betraten; Frau von Tourzel las in der Bibliothek in dem Temple-Register den ganzen Bericht über den Verlauf seiner Krankheit. Sie wie Pauline waren erstaunt, Madame Royale so wohl wiederzufinden, entdeckten an ihr Züge der Eltern und der Tante, und sprachen ihre Ueberzeugung aus: der Himmel habe sie erkoren, ein Modell jenes Muthes zu sein, der, ohne der Gefühlswärme zu entbehren, zu grossen Handlungen befähige und nicht gestatte, der Wucht des Unglückes zu erliegen. Wie wenig sentimental sie war und wie wenig

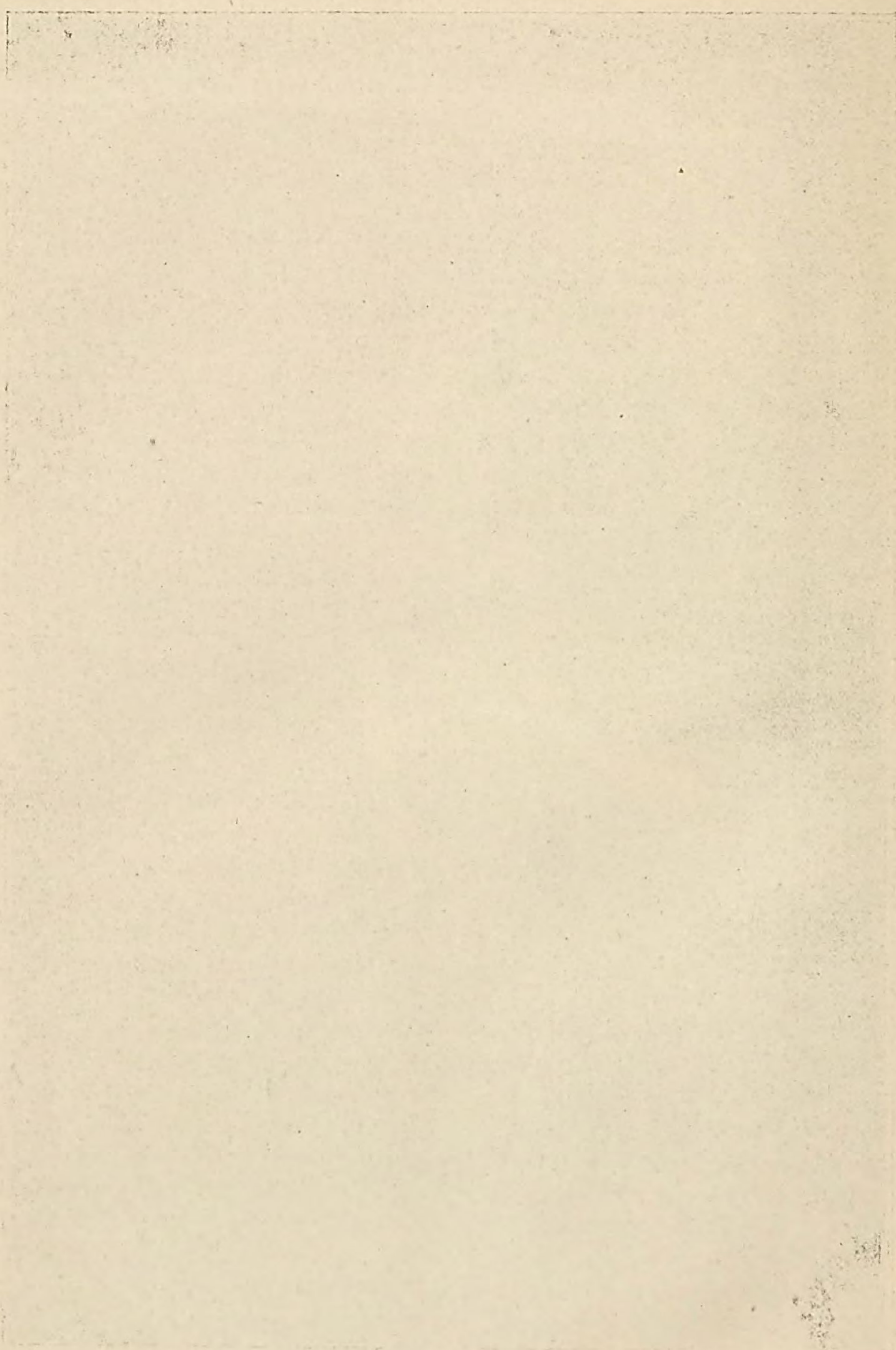
sie Sentimentalität und alles das liebte, was man Scenen nennt, bewies die absolute Entfernung, in der sie sich von der royalistischen Literatur hielt, die damals Frankreich überfluthete und sich um ihre Person zu gruppiren suchte: kühl wehrte sie ihr den Eingang in das Allerheiligste ihres Schmerzes.

Die Herzogin von Tourzel theilte ihr den Wunsch „Ludwig's XVIII.“ mit, sie mit seinem Neffen, dem Herzoge Ludwig Anton von Angoulême, dem älteren Sohne Monsieur's und präsuntiven Thronerben, zu vermählen, und sie gab ihre Zustimmung zu dem Gedanken umso lieber, da er schon der ihrer Eltern gewesen war. Der Hof von Wien hingegen bewies ihr, obwohl so nahe verwandt, verletzende Gleichgiltigkeit und erklärte geradezu, er werde für sie und ihre Befreiung nur eintreten, falls sie den Erzherzog Karl heirate und ihm Elsass und Lothringen oder die Provence als Mitgift zubringe; auch soll man in Wien an sie und Karl als Träger der Krone Frankreichs gedacht haben, wie Forneron und Andere uns versichern; zwischen Thugut und Sieyès sollen darüber geheime Verhandlungen gepflogen worden sein. Schliesslich beauftragte Kaiser Franz die amerikanische Gesandtschaft in Paris mit der Anknüpfung von Verhandlungen mit dem Sicherheitsausschusse; erst unter dem Directorium führten diese zum Ziele. Oesterreich tauschte Madame Royale gegen die von Dumouriez verhafteten Conventsmitglieder ein und am Vorabend ihres 17. Geburtstages, am 18. December 1795, öffneten sich nach vierthalbjähriger Gefangenschaft der Waisen des Temple die Pforten ihres Kerkers; sie stieg empor zum Lichte, zur Luft der Freiheit. Sofort verliess sie das ungastliche Paris; Gomin durfte sie als Commissär der französischen Regierung begleiten und sie gab ihm im Wagen Platz neben Frau von Souci; in der Folge sorgte sie für ihn. Ebenso nahm sie Baron mit sich, um seine Treue zu vergelten. Von Laufenburg aus schrieb sie am 24. December an Ludwig XVIII., sie würde niemals Oesterreicherin werden; in Basel verliess Frau von Souci die im Kreise der Emigranten aufathmende „Weihnachtsblume“ und der Prinz von Graves nahm sie in Empfang. Sehr festlich begrüsst sie der Wiener Hof, umgab sie aber nur mit Oesterreichern; sie sollte die Französin mit der Oesterreicherin vertauschen, zur Reclamirung von Gebieten gegen Frankreich verwerthet, von Oheim, Bräutigam und Vaterland abgezogen werden; ihr starker Charakter jedoch, dessen Basis das Pflichtgefühl bildete und dem Ehrgier fern lag, war zum Verrathe nicht angelegt und sie verweigerte rundweg ihre Dienste. Sie erhielt den Rest der Diamanten Marie Antoinettens, die



Herzogin von Angoulême.

Reproduction des Stiches von Leclerc
nach dem Gemälde von Hersent in der Gal. histor. zu Versailles.



Reproduction des Archives de la Bibliothèque
Nationale de France
Paris, 1911

von dem treuen Grafen Fersen nach Wien geretteten Gelder ihres Vaters und ihrer Mutter und die noch nicht ausbezahlte mütterliche Mitgift von 200.000 Thalern; welche Erinnerungen hafteten an dem gleissenden Golde! Angoulême aber schrieb ihr vergebens, um sie endlich an sein Herz pressen zu können; vergebens liess sie durch ihre Hofdame, Frau von Chanclos, mit dem Kaiser wegen einer heimlichen Reise ihres Bräutigams unterhandeln; die kaiserliche Familie, ihre eigene, hielt sie wie eine Gefangene und war, voran die Kaiserin, nur mit Ausnahme der Erzherzogin Christine, unfreundlich, während Madame Royale jedem Erzherzoge ihre Hand verweigerte; 1798 erlaubte man ihr nicht, die Gräfin Artois, ihre zukünftige Schwiegermutter, zu sehen. Die Waise, die auch in der Mutter Familie keine Heimat und keine Ruhe fand, beschwor ihren Oheim beständig, sie zu sich zu rufen; dieser aber war selbst ein Exilirter, der bald da, bald dort ein Asyl fand und verlor. Er bestimmte den Kaiser Paul von Russland, dessen Gastfreund er eben in Mitau war, für die Entlassung seiner Nichte aus Oesterreich einzutreten, und sandte mit dieser Mission den Grafen Saint-Priest an ihn; mit Widerwillen ging Paul darauf ein und forderte 1799 in Wien kategorisch die Reiseerlaubniss. Madame Royale verliess mit österreichischem Gefolge am 3. Mai 1799 Wien, unterwegs stiess die Herzogin von Sérent als Hofdame zu ihr; an der russischen Grenze nahm sie Ludwig's Oberkammerherr, der Herzog von Villequier, in Empfang und am 4. Juni traf sie in Mitau ein.

Ludwig XVIII. konnte ihre Ankunft kaum abwarten; entschlossen, der Waisen ein treuer Vater zu sein, rief er seine Gemahlin zu sich, die am Tage vor ihr anlangte; er fuhr der Nichte entgegen, kaum bemerkte sie ihn, als sie ihren Wagen verliess, ihm entgegen lief und sich wie ein Kind an seinem Herzen ausweinte; zu seinen Füßen sinkend, schluchzte sie: „Endlich sehe ich Sie, endlich bin ich glücklich; da ist Ihr Kind, wachen Sie über mich, seien Sie mir Vater!“ Zu ergriffen, um zu antworten, zog Ludwig sie schweigend empor. Nachdem er ihr den Bräutigam vorgestellt, führte er sie zur Königin; das Schloss, in dem einst Biron gehaust, halte vom Jubel der Emigranten wieder; allgemeine Stille hingegen trat ein, als ihr der König den Abbé Edgeworth de Firmont entgegenführte, den Mann, der ihres Vaters letzte Gebete auf dem Schaffot vernommen hatte, und als sie die Gardeveteranen sah, deren Waffenbrüder für ihre Eltern in den Tod gegangen waren. Ludwig schloss den Empfang mit den an Alle gerichteten Worten: „Jetzt ist sie unser, wir werden sie nicht mehr verlassen und sind nicht länger dem Glücke fremd.“ Madame Royale dankte sofort dem

Zaren innig für alle bisher erwiesene Huld, rief Edgeworth zu sich und betete mit ihm für ihre Eltern. Am 10. Juni vollzog der Grossalmosenier, Cardinal von Montmorency, unter allgemeiner Rührung die Trauung des vaterlandslosen Paares; der Herzog von Angoulême war 24, sie 21 Jahre alt; was aber hatten die Beiden erlebt und erlitten! Und so hatte sich ihre Liebesfackel an gemeinsamem Leid entzündet; ihrer Liebe haftete keine irdische Schwäche, keine Weltlust an. Der Herzog ertrug das Exil seines Hauses wie eine Schickung, still, in sich gekehrt, ein Engel an Frömmigkeit, wie ihn Ludwig XVIII. nennt; er verzichtete auf das Grosspriorat des Malteser-Ordens zu Gunsten seines Bruders Berry und gab sich der Freude hin, mit seiner Cousine endlich vermählt zu sein. Wie schön und doch wie traurig sagt Sainte-Beuve von ihr: „Von dem Momente an, wo sie den Temple verliess, war ihr Leben wie ihre Seele in ihren wesentlichen Zügen ausgebildet; sie war nach der Zukunft hin abgeschlossen; alle ihre Quellen und alle ihre Wurzeln lagen fortan in der Vergangenheit... Die Güte, die Rechtschaffenheit, alle soliden und tugendhaften Eigenschaften ihres Vaters gingen direct in ihr Herz über . . auch etwas von jener Schroffheit in Geste oder Accent, welche seine Tugenden verhüllte . . sie besass niemals den Gedanken oder auch nur die Meinung, gefallen zu wollen, und entbehrte jeder auch der bescheidensten Koketterie.“ Je älter sie wurde, umsomehr glich sie psychisch und körperlich ihrem Vater, nur in dem tapferen Sinne glich sie ihrer Mutter; Grazie und Liebreiz fehlten ihr, in Thränen waren sie ausgelöscht. Ihre Cardinaleigenschaften bestanden in unerschütterlicher, schmuckloser Wahrheitsliebe, von der uns auch ihre Mémoires Zeugniß ablegen, in durch nichts zu beirrender Einfachheit und vollkommener Uniformität der Handlungen; sie war sich stets ihrer Aufgabe und Pflicht genau bewusst, die Uhr ihrer Seele ging nie vor, nie zurück, sie kannte kein Schwanken, keine Unentschlossenheit, kein Laviren; das Auge auf den Heiland gerichtet, schritt sie über die harte Diele des Temple wie über den Teppich der Tuilerien unentwegt dahin.

Kaum war ihre Hochzeit in Mitau vorüber, als der junge Egalité, der Sohn des nichtswürdigen Herzogs von Orléans und späterhin König Ludwig Philipp, erschien und für seine Familie die Verzeihung der königlichen erbat; der Herzogin von Angoulême ging nichts über das Gedächtniss ihrer Eltern und das Recht ihres Hauses, für das sie lebenslang mit königlichem Stolze eintrat; und so konnte sie sich nicht mild genug stimmen, um den Sohn des Régicide zu empfangen; widerstrebend nur liess sie im October 1799 Dumouriez

vor. Der Herzog von Angoulême ging mit Paul's Erlaubniss nach dem Kriegstheater ab und bald war sie allein bei ihrem Oheime und Könige, den sie mit kindlicher Sorgfalt umgab. Das abwechslungslose Asyl in Mitau war von kurzer Dauer, denn der unberechenbare Zar schloss mit Bonaparte, dem neuen Gebieter Frankreichs, Freundschaft und kündigte im Januar 1801 den Bourbons die Wohnung in seinen Staaten. Ludwig scheute sich so lange als möglich, seiner Nichte diese neue Demüthigung mitzutheilen; als er nicht mehr zögern konnte, fand er sie am 20. Januar auf den Knien vor Edgeworth, mit dem sie wegen des morgigen Todestages ihres Vaters betete. Sie nahm die Botschaft wie alle Schläge ihres Lebens voll Muth und Ergebung hin, dankte Gott, dass sie nur ihr, nicht auch Frankreichs Unglück beweinen müsse, versicherte dem gebeugten Könige, ihr sei wohl, wenn sie nur um ihn bleiben dürfe, und setzte ihre Gebete für den Vater fort. Eine gewisse Genugthuung, eine Art Trost bereitete den Heimatlosen, dass sich das fremde Volk theilnehmend um den Palast drängte; als der König und die Herzogin hinaustraten, küsste man ihnen die Hände; der Adel Kurlands eilte herbei, um, unbekümmert um Paul's Zorn, ihnen Lebewohl zu sagen. Der König musste bei Kaufleuten in Riga eine Anleihe machen, die Herzogin verkaufte ihre Diamanten, um bares Geld zu erhalten; vergebens waren Versuche, Paul zu bestimmen, er möge einen Aufschub der Reise gestatten; seit die Höllemaschine der Chouans das Leben des Ersten Consuls bedroht hatte, kannte er in seinem Widerwillen gegen die Bourbons kein Maass. Ludwig war bewegt, als er Abschied von seinen treuen Gardes-du-corps nahm, und traf mit Fersen alle Anstalten zur Abreise; sein Pass lautete auf Graf von Lille, der der Herzogin auf Marquise de La Meilleraye. Begleitet nur von dem unzertrennlichen Freunde Ludwig's, dem Grafen von Avaray, von der Herzogin von Sérent, dem Abbé Edgeworth, dem Vicomte Hardouineau und drei Dienern, verliessen Oheim und Nichte in der Frühe des 22. Januar in zwei Wagen Mitau; die Landschaft lag unter dichter Schneedecke, unablässig fielen neue Flocken, Schenken boten unterwegs nur jämmerliche Unterkunft und am vierten Tage konnten, da ein Schneesturm alle Wege verschüttet hatte und ein Wall von Schnee aufgethürmt war, die Wagen nicht weiter; es blieb nichts übrig, als zu Fuss zu gehen, was dem schwerfälligen Könige doppelte Mühsal bereitete; nur unter grossen Strapazen wurde am Abend des 28. Januar Memel erreicht; der König verglich sich mit Oedipus, die heroische und geduldige Herzogin mit Antigone. Sofort bat Letztere die Königin Louise, sie möge bei ihrem Gemahle

für Ludwig die Erlaubniss erwirken, Preussen zu durchreisen und nach Bedürfniss dort zu bleiben. Friedrich Wilhelm III. besann sich, in peinliche Verlegenheit versetzt, lange und gestattete schliesslich Ludwig den zeitweiligen Aufenthalt in Warschau nur auf eigene Kosten, nicht wie in Mitau auf die des Zaren. Dicht hinter Ludwig hatte Paul alle Franzosen aus Kurland fortgejagt, die Gardes-du-corps trafen bei ihrem Herrn ein und mussten von ihm und Madame Royale gelöhnt werden. In Königsberg erhielten die Herrschaften die Nachricht von der Gewährung des Asyls in Warschau, bei dem Uebersetzen der Weichsel auf dem Wege dorthin fiel der Wagen um, man zog die Herzogin mit Mühe aus dem Flusse und am 22. Februar öffneten sich Warschaus Thore; auf Specialordre bezogen der Graf von Lille, wie sich Ludwig fortan nennen musste, und seine Nichte das Lustschloss Lazienki, die reizende Schöpfung Stanislaus' II., mit dem lauschigen Parke. Ludwig lebte wie verschollen, die von Paul versprochenen Gelder kamen nicht, die Dürftigkeit nahm täglich zu; Ludwig war auf sehr unregelmässig einlaufende spanische Subsidien (200.000 Francs) und die 20.000 Gulden angewiesen, welche die Herzogin ihrer Mutter wegen jährlich von Wien bezog. Paul's Tod erfüllte ihn mit neuer Hoffnung; er beglückwünschte sofort Alexander I. zur Thronbesteigung und suchte ihn für sein Los zu interessiren; in der That warf ihm der Zar wieder die alten Gelder aus und stellte ihm Mitau zur Disposition, doch zog Ludwig vor, in Warschau zu bleiben. Hier liess ihm auf Veranlassung des Ersten Consuls die Krone Preussen 1803 den Verzicht auf Frankreich anrathen; er aber wies mit gerechter Entrüstung das Ansinnen zurück und schrieb an Bonaparte jenen denkwürdigen Brief, der mit der Phrase schloss: „Als Christ werde ich meine Pflichten bis zum letzten Seufzer erfüllen. Als Nachkomme des heiligen Ludwig werde ich nach seinem Beispiel mich auch in den Ketten zu achten wissen. Als Nachfolger Franz' I. will ich wenigstens gleich ihm sagen können: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“ Gerade hatte er die Feder niedergelegt, als Madame Royale eintrat und hoherregt sagte: „Wer der Krone Frankreichs entsagen würde, der würde das Salische Gesetz abschaffen, und ich wäre da, um die Erbfolge meiner Ahnen anzutreten.“ Ludwig und die Herzogin führten das zurückgezogenste Leben und Fouché's Spion in Warschau konnte darum diesem wenig berichten; im Winter lebten die Bourbons im Palais von Stanislaus' Schwester in der Krakauer Vorstadt (jetzt Haus der wohlthätigen Gesellschaft), im Sommer in Lazienki; Ludwig ging wenig in die Welt und spielte nur im eigenen

Verschlusse den König. Der Herzog und die Herzogin von Angoulême waren stets um ihn und Letztere wurde der Engel der Armen Warschaus, Wohlthun war ja ihre grösste Freude.

In diese Einsamkeit fiel Blitzstrahl auf Blitzstrahl: der Mord Enghien's, die Proclamirung des Mörders zum Kaiser der Franzosen. Aufgescheucht eilte Ludwig zur Besprechung mit Monsieur, seinem Bruder, nach Calmar in Schweden, was die Höfe von St. Petersburg und Berlin missbilligten; der letztere Hof sah diesen Schritt als mit der Neutralität unverträglich an, und Ludwig musste sich glücklich preisen, als ihm Alexander I. im Januar 1805 in Mitau abermals ein Asyl gewährte; die kranke Königin und die Herzogin kamen im April d. J. von Warschau zu ihm, begleitet vom Marquis de Bonnay, von Edgeworth und wenigen Dienern. Die Lage wurde immer trostloser, Napoleon flog von Sieg zu Sieg, ihm leuchtete die Sonne von Austerlitz und von Jena; Oesterreich, Russland, Preussen lagen zu seinen Füßen, und doch verlor Ludwig in Noth und Elend die Hoffnung nicht; er wie seine Nichte rechneten auf den Beruf und die Aufgabe ihres Hauses. Französische Kriegsgefangene kamen nach Mitau, Edgeworth erkrankte bei ihrer Pflege, Madame Royale aber vergalt ihm den geistlichen Beistand, den er dem König-Märtyrer gespendet hatte; trotzdem seine Krankheit ansteckend war, pflegte sie selbst den Abbé bis zum letzten Athemzuge und das königliche Haus trug für ihn Trauer. Von der Politik von Land zu Land gehetzt, reiste Ludwig nach Schweden, bald aber nach England, wo er bis zur Restauration blieb; erst im Juli 1808 vereinigten sich die Königin, die 1810 starb, und die Herzogin in Gosfield-Hall wieder mit ihm; 1811 bezogen Oheim und Nichte, durch die innigste Zuneigung verbunden, das Schloss Hartwell in Buckinghamshire und 1812 begrüßten sie mit erneuter Zuversicht den Brand Moskaus, der ihnen als die Morgenröthe der Befreiung Europas von Napoleon's Zuchtruthe erschien. Und nun brach wirklich der Kaiserthron krachend zusammen, Ludwig XVIII. erliess die Neuahrsproclamation von 1814 an die Franzosen; unter den Segenswünschen der Herzogin eilten Monsieur, ihr Schwiegervater, und seine Söhne, die Herzoge von Angoulême und von Berry, nach dem Continente; das Ende der Leiden der Bourbons schien nahe. Am 2. Februar betrat Angoulême den heimatlichen Boden und die Stadt Bordeaux öffnete ihm im März jubelnd ihre Pforten; am 31. fiel Paris und die Alliirten zogen in das moderne Babylon ein, der Senat setzte Napoleon ab und Châteaubriand erinnerte seine Nation an die nahezu vergessenen Bourbons, denen er

nach Ludwig's Wort durch seine Broschüre mehr als 100.000 Soldaten nützte; der Prinz-Regent Georg schrieb an den exilirten Grafen von Lille als an den „König von Frankreich und Navarra“, Madame Royale huldigte Ludwig XVIII. nochmals an der Spitze des kleinen Hofes und verliess mit ihm am 20. April das gastliche Hartwell.

Bei der Landung in Calais, auf französischem Boden, begrüßte man am 24. Ludwig als „den Ersehnten“, wie vor vierzig Leidensjahren seinen Bruder Ludwig XVI.; in Compiègne huldigten ihm die Marschälle Napoleon's und Frankreich lag im Rausche des Entzückens; dasselbe Frankreich, welches sein königliches Haus zu Guillotine und Exil verurtheilt hatte, jauchzte ihm jetzt in leidenschaftlicher Gluth entgegen. Am 3. Mai fuhr Ludwig XVIII. in Paris ein, es war der Geburtstag der engelhaften Madame Elisabeth, die ihrer Nichte eine zweite Mutter gewesen. Neben dem Könige sass in weisser Kleidung die Dulderin des Temple, ihnen gegenüber der greise Prinz von Condé und der Herzog von Bourbon, deren Hoffnungen in dem Herzoge von Enghien vernichtet worden waren; auf den Mienen der Fürstlichkeiten lag ein kalter scharfer Zug und nur der König gab sich Mühe, der lärmenden Menge zuzulächeln. Unwillkürlich füllten sich die Augen der Herzogin mit Thränen und ihr Oheim bat sie wiederholt, sie möge sich fassen. Je näher sie den Tuilerien kam, um so stürmischer tobte es in ihrem Herzen; vor ihr stiegen die blutigen Schatten von Vater, Mutter und Tante, das bleiche Gespenst des Bruders empor, und kaum hatte sie die Schwelle überschritten, über welche die Ihren vor nun 22 Jahren mit ihr in den Temple eingezogen waren, als sie in tiefer Ohnmacht zusammenbrach. Wenn auch die Zuschauer hiervon gerührt waren, so bemächtigte sich ihrer doch bald der Wunsch, die Königsfamilie immer wieder zu sehen, und sie frugen wenig danach, was es Madame Royale kostete, sich ihrer Neugier zu fügen. Ein finsternes Element hatte mehr und mehr in ihr Raum gewonnen; sie war für die Lust des Lebens abgestorben, auf ihren Zügen wie in ihren Empfindungen lag etwas Kaltes und Herbes; sie schien stetstraurig, ihre Stirn von der Wolke tiefen Seelenschmerzes umhüllt, und die Zeitgenossen bezeichneten sie als „die Reactionärin des Unglücks“. Während Napoleon viel Hochachtung für sie hatte, ihr energischer Charakter mit seinen ausgesprochenen Sympathien und Antipathien ihm gefiel und er sie zumal auf ihre Haltung im Jahre 1815 hin „den einzigen Mann unter den Bourbons“ nannte, verlangte das französische Volk von ihr Unmögliches. Freimüthig, wahrhaft bis zur Schroffheit, keiner Verstellung fähig, durch Leiden

gestählt und wie Sainte-Beuve sagt, geschaffen für den Pinsel eines Holbein oder Rembrandt, nicht eines Lawrence, sagte sie, was sie dachte, oder schwieg; loyal wie der ritterlichste Edelmann, verschmähte sie jede Maske und achtete nicht auf deren Kleidsamkeit trotz aller Phrasen, mit denen man sie bestürmte, glaubte sie an Gute und Schlechte und schied die Franzosen in treue und untreue; sie war nicht so überirdischen Gepräges, um die ihrem Hause auferlegte Leidenszeit vergessen zu können, und hatte zu tiefes Herzeleid durchgekostet, um vom Lächeln der Nation sofort umgestimmt und bezaubert zu sein; in ihren hehrsten Gefühlen verwundet, vermied sie den Schein eines Verzeihens, das unaufrichtig gewesen wäre, und bald hielt die Nation sie für unversöhnlich. Die Frau, die es ihrem Bruder nicht vergab, dass er, ein Kind, gegen Mutter und Tante falsches Zeugniß abgelegt habe, konnte in der That nicht anders, denn als lebenslängliche Feindin Fouché und die anderen Königs-mörder betrachten; ihnen gegenüber dachte sie nicht an die von Ludwig XVIII. ausgegebene Devise: „Pardon et oubli“, sondern an den Ruf aus Athalie:

„Le sang de vos rois crie et n'est pas écouté.

Rompez, rompez tout pacte avec l'impiété!”

Als echtes Kind des ancien régime konnte sich auch die Tochter Marie Antoinettens nicht mit der Charte befreunden, und das Volk, welches dies empfand, wandte sich mit seiner Neigung von ihr ab, obwohl es ihrem Wandel Verehrung zollen musste; sie und ihr Gemahl waren überdies viel zu fromm, um je populär werden zu können; zu offenkundig gab sich die Herzogin inbrünstiger Devotion hin, ohne zu begreifen, dass das moderne Frankreich alle Bigotterie verabscheue und Erlasse, wie der über die Sonntagsheiligung, auch ihrem philosophischen Oheime antipathisch seien; sie galt für ein Werkzeug der Jesuiten, für die Patronin der Frömmler und Ultra-royalisten, auf die ihr Oheim unzufrieden hinschaute.

Eben feierten Herzog und Herzogin in Bordeaux das Jahresfest des Anschlusses dieser getreuen Stadt an die Bourbons, eben schilderte sie in beredtem Briefe dem Könige ihren begeisterten Empfang, bei dem Frauen und Mädchen ihren Wagen hatten ziehen wollen, da erfuhr sie Napoleon's Rückkehr von Elba und seinen Siegeszug; alsbald erschien Baron Vitrolles, um ihr mitzutheilen, der König sei von Paris geflüchtet. Er fand sie am Betschemel, rasch wich ihre Bestürzung muthiger Fassung und sie berieth mit ihm, was zu thun sei. Ihr Gemahl eilte von dem Feste der Kaufmannschaft weg, um

Napoleon den Rückzug abzuschneiden, fiel aber in Gefangenschaft; auf den Knien bestürmte der Herzog von Bassano Napoleon, ihn nicht als Geisel mitzunehmen, bis ihm dieser erlaubte sich nach Spanien einzuschiffen. Ueber die Herzogin selbst aber kam etwas wie die Thatkraft und der Muth ihrer Grossmutter, der Kaiserin Maria Theresia; wie ein Mann traf sie alle Maassregeln, um Bordeaux in Vertheidigungsstand zu setzen, beschämte durch Mannhaftigkeit und Unerschrockenheit die Prinzen ihres Hauses, erregte allseitige Bewunderung und verdiente das Lob des entflohenen Königs: „Gliche Jeder Ihnen, so würde Buonaparte nicht in den Tuilerien, ich nicht auf der Flucht sein!“ Trotz alledem war Bordeaux nicht zu behaupten; die Soldaten, die ihr noch gestern begeistert zugerufen, schwärmten heute für ihren alten Feldherrn, den Kaiser; vergebens waren die Versuche, ihr Ehrgefühl und ihre Königstreue zu elektrisiren, sie beobachteten eisige Ruhe. Von neuem musste sie die Unzuverlässigkeit und Untreue ihres Volkes, nicht zum letztenmale, kennen lernen; es blieb ihr nichts übrig, als Bordeaux zu räumen. Sie empfahl den Generalen, die bourbonisch gesinnten Einwohner der Stadt gegen Unheil zu schützen, lehnte aber ihren Schwur mit bezeichnender Geringschätzung ab: „Ich fordere keine Eide von Euch, man hat mir deren genug geleistet, ich will keine mehr!“ Sie schiffte sich in Pauillac ein und stiess in Gent zu Ludwig XVIII., um bald nach ihm in Folge des Sturzes Napoleon's wieder nach Paris zurückzukehren. So sehr die Franzosen den Muth ehren, hatte ihr Heroismus sie ihnen doch nicht theurer gemacht; die leichtlebige Nation fühlte sich instinctiv durch ihre und ihres Gatten starre Kirchlichkeit und ihr herbes Wesen zurückgestossen; sie blieb im Verdachte blinder Reactionsgelüste; Gentz bezeichnet sie geradezu als das Orakel und die Seele der fanatischen und rachsüchtigen Ultras, die den König der Schwäche ziehen; doch mischte sie sich gar nicht in die Politik, in der ihr Personen wie Fouché und seine Leute Ekel einflössten; ihre ganze Politik beruhte im Willen des Monarchen, in seinem „*Car tel est notre plaisir!*“. Sie hielt es durchaus für unerlaubt, eine andere Meinung als er durchsetzen zu wollen, und wenn Villèle und Corbière dies versuchten, so missfielen sie ihr ebenso wie die Liberalen. Als ihr Gemahl an der Spitze einer Armee die Revolution in Spanien niederwarf und Ferdinand VII. in seinen Rechten restituirte, sagte sie bitter, eingedenk ihrer Eltern: „So ist es doch erwiesen, dass man einen unglücklichen König retten kann.“ Trotzdem sie ihren Gemahl geistig ungemein überragte, hatte sie den Tact, stets hinter

ihn zurückzutreten, und fand diese edle Bescheidenheit so natürlich, dass sie ihr keines Lobes würdig dünkte.

Sie war wohlunterrichtet, las Werke über Geschichte, Reisen, Moral und Religion, lebte sich aber nie in den Geist der neuen Zeit ein; ihre Briefe waren einfach und ruhig wie ihr Charakter, nicht ohne Trockenheit; sie wollte ja Niemanden gefallen, machte keinerlei Anspruch auf Grazie und Reiz; ihr Unglück war zu gewaltig, um weltliche Berechnung je in ihr aufkeimen zu lassen, die Weltlust war in ihr erstickt. Ein Tag glich dem anderen, nur die Gedächtnisstage waren noch trauriger. Gewöhnlich stand sie schon um halb sechs auf (nach Villeneuve schon um vier), hörte gegen sechs oder sieben Uhr eine Privatmesse und communicirte sehr oft, alles aber in der Stille und ohne jeden Prunk, lediglich als Christin, nicht als Fürstin; fast wie im Temple ordnete sie selbst, wie Sainte-Beuve erzählt, ihre Gemächer in den Tuilerien. Nur mit sehr wenig Personen, die sie innigen Vertrauens würdigte, wie Frau von Pastoret, sprach sie über ihre gramvolle Jugend und verbrachte mit solchen Auserwählten in voller Abgeschlossenheit die Todestage von Vater und Mutter. Im Almosengeben war sie unermüdlich, aber ihr stiller Sinn mied auch hier jeden Effect; von tausend Wohlthaten erfuhr Niemand.

Ludwig XVIII., dessen Antigone sie so lange Leidensjahre gewesen, starb 16. September 1824; durch die Thronbesteigung seines Bruders Karl X., ihres Schwiegervaters, wurde die Herzogin von Angoulême Dauphine von Frankreich und Navarra, nahm so wenig wie der Dauphin an den Staatsgeschäften theil, ohne jedoch ihr Auge dafür zu verschliessen. Der neue König war wie der selige ihr sehr zugethan; wie unter Jenem vertrat sie das Amt der Königin, da Beide Wittwer waren, und nicht nur der Nimbus ihres beispiellosen Unglücks, sondern auch ihre würde- und autoritätvolle Erscheinung geboten unwillkürlich Ehrfurcht. Sie missbilligte den Sturz Villèle's, in dem sie eine Erschütterung der Krone befürchtete, sie tadelte jede Opposition gegen die Krone und man erzählte sich überall, wie sie bei der Neujahrscur 1830 so ungnädig gegen die Spitzen des Appellationshofes gewesen, der eben das Journal des Débats freigesprochen hatte; den Fächer rasch bewegend, hatte sie den sich nähernden Herren „Passez, Messieurs“ zugerufen. Kaum hatte sie sich mit dem ganzen Stolze einer Französin und der Inbrunst einer Christin über die Bezwingung Algiers gefreut, als die Juli-Ordonnanzen den bourbonischen Thron abermals umstürzten; Reisen durch Frankreich hatten

der Dauphine bereits viel Unzufriedenheit im Volke gezeigt, darum fühlte sie die Gefahr voraus, ehe der allgemeine Abfall vom Könige dieselbe bestätigte; sie eilte aus den Bädern von Vichy herbei und sprach in Mâcon ihr Bedauern aus, dass sie gerade nicht in Paris gewesen sei. Vergebens waren die Beschwörungen des Dauphins bei Karl X., er solle ja nicht mit der Revolution pactiren; das Heer fiel von dem Greis ab, der nichts gelernt und nichts vergessen hatte, der Dauphin führte die letzten Getreuen nach Rambouillet zum Könige. Am 29. Juli beleidigte man die Dauphine in Dijon auf der Strasse und im Theater, sie eilte in einem Miethwagen weiter, musste bei Melun den Schutz des ältesten Sohnes Orléans' anrufen, so verdächtig ihr diese Linie der Dynastie stets war, legte, als alles sich zum Schlimmsten wendete, Bauernkleider an, und war eben in Rambouillet angelangt, als der gebeugte König am 2. August zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, abdankte. Karl X. bestimmte auch den Dauphin, seinem Thronfolgerecht zu entsagen, und so entging der vielgeprüften Frau die Aussicht auf die neunhundertjährige Krone Hugo Capet's. Abermals schlug sie die bekannte Strasse ins Exil ein, diesmal sie wie ihre Dynastie auf ewig; die Tuilerien entschwanden ihrem Blicke. Während aber König und Dauphin in dem neuen Leichenzuge des Königthums stumpf einherschritten, überliess sich die Dauphine dem leidenschaftlichsten Schmerze, der von ihrer sonstigen Ruhe doppelt abstach; im directen Gegensatze zu ihrer leichtlebigen und ihr höchst unsympathischen Schwägerin, der Herzogin von Berry, zeigte sie unverblümt ihre Verbitterung gegen die wetterwendische und treulose Nation, die ihrem Hause abermals die Pässe gesandt hatte, und gegen den Verräther Orléans, der jetzt den ihrem Gemahle und ihr gebührenden Thron erschlich.

Die entthronten Bourbons schifften sich am 16. August in Cherbourg ein und fanden wiederum in England Zuflucht, zuerst in Lulworth Castle, dann in Holyrood, wo einst Maria Stuart gelitten hatte; frühe entzog sich die Herzogin von Berry der Monotonie dieser Existenz und intriguirte von Bath aus für ihren Sohn „König Heinrich V.“; dann übergab sie ihn und ihre Tochter, Mademoiselle de France, der Dauphine zur Erziehung, stürzte sich in die abenteuerliche Expedition in der Vendée und zog sich durch den Scandal ihrer heimlichen Heirat den unversöhnlichen Zorn Karl's X. und der stolzen Dauphine zu. Von England aus that Karl Schritte, um eine Unterkunft in Oesterreich zu finden; sein

Auge fiel auf das Schloss Kremsier, die Sommerresidenz des Erzbischofs von Olmütz; da sie jedoch dieser nicht einräumte, so verwandte sich Fürst Metternich bei Kaiser Franz I. für die Ueberlassung des Schlosses auf dem Hradschin in Prag, und im September 1832 siedelten Karl X., Dauphin und Dauphine mit den Kindern Berry's hierhin über. Ihr Leben in der alten Kaiserburg war ungemein öde, der König überliess sich schlechter Laune, bereute seine Abdankung und verlor seine Whistpartie an den Herzog von Blacas, seinen unverträglichen Günstling; stumpf trug der Dauphin die ihm auferlegten Prüfungen seines zwecklosen Lebens, die Dauphine gab sich wie immer Werken der Frömmigkeit hin. Die Fürstin Metternich, die sie oft sah und in ihren alten Tagen weniger herb fand, schildert sie 1832 als ganz verblüht und gebückt; dem Fürsten gegenüber missbilligte sie offen die Abenteuerlust der Herzogin von Berry. 1835 zogen die Verbannten vom Hradschin nach dem Schlosse Kirchberg in Oesterreich unter der Enns, von wo die Dauphine mit Mademoiselle oft nach Wien kam; im October 1836 aber bezogen sie das letzte Asyl Karl's X., das Palais Strassoldo in Görz; Dauphin und Dauphine nannten sich jetzt „Graf und Gräfin von Marne“, ihr Neffe, dessen Erziehung sie leitete, „Graf von Chambord“. Bei ihrer Kinderlosigkeit beruhte auf seinen Augen die ganze Hoffnung des Hauses Bourbon; seine Erziehung war darum ihre letzte und heiligste Pflicht; sie erzog ihn aber ganz im Geiste der alten Zeit, in der Weise, wie sie einst selbst erzogen worden, und machte ihn so untauglich dazu, in unseren Tagen König der Franzosen werden zu können.

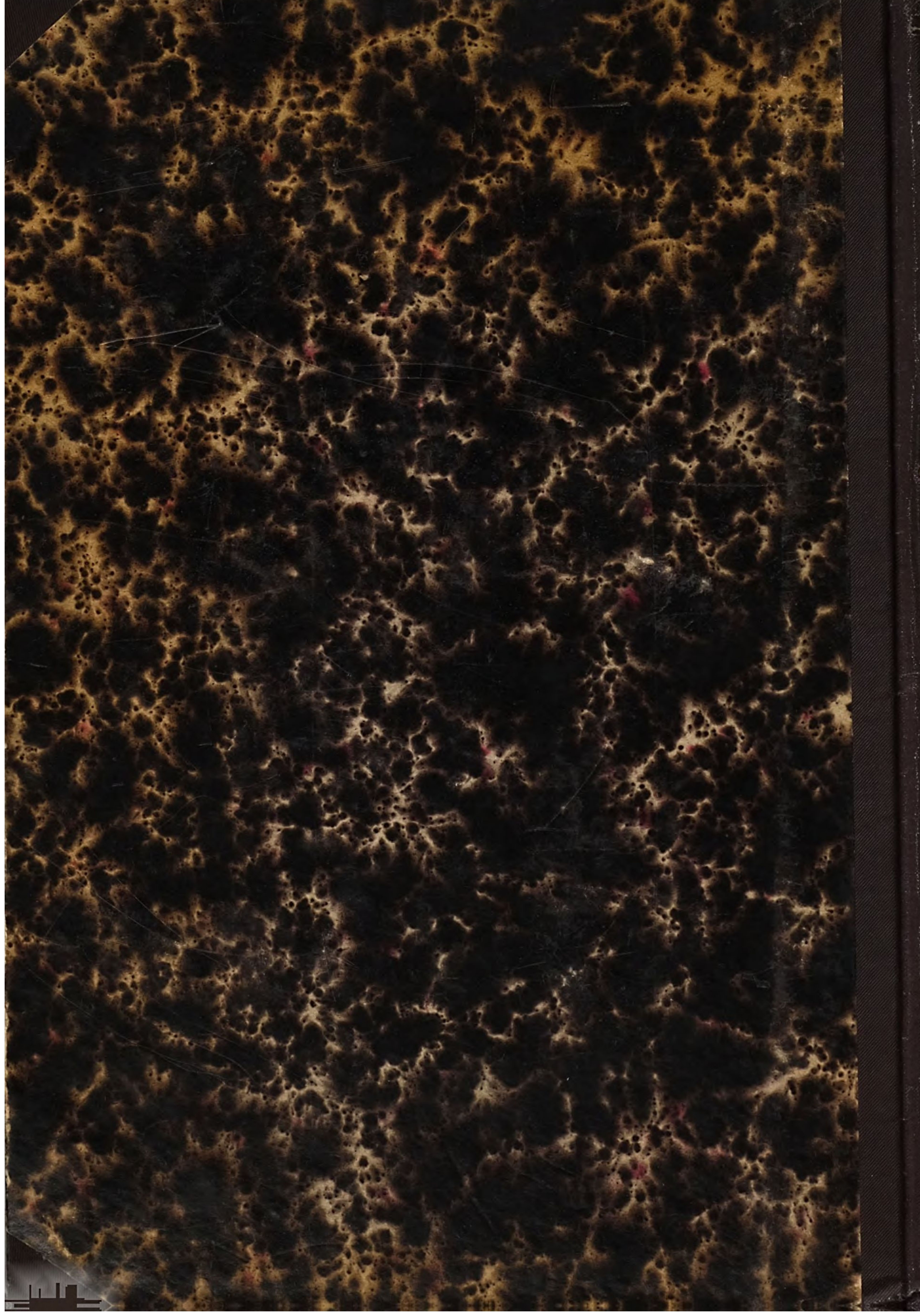
Am Hofe von Görz gab es, wie einst in den Tuilerien, Zwiste und Parteiungen; um Karl X., der seine Abdankung widerrief, gruppirten sich die Einen, Graf Chambord als Heinrich V. war der Candidat Anderer, ja selbst der völlig indolente Dauphin hatte seine Partei als Ludwig XIX., und erst 1838 gelang es Metternich, den Zwist in dem exilirten Hause zu beenden.*) Ehe dies glückte, erlag Karl X. am 6. November 1836 der Cholera; der Dauphin blieb bis zur Mündigwerdung Heinrich's V. das Haupt der Familie und für die starrsten Legitimisten „König Ludwig XIX.“; er schied, ohne dass die Welt es bemerkte, am 3. Juni 1844 aus dem Leben. Heinrich V. war nun Chef des Hauses Bourbon und bezog mit der greisen Dauphine (oder Königin) Schloss Frohsdorf in Oesterreich unter der Enns,

*) Vgl. Charles X. et Louis XIX. en exil. Mémoires inédits du Marquis de Ville-neuve. Paris 1889.

wo er am 24. August 1883, am Datum der Bartholomäusnacht, sein Haus beschliessen sollte. Die Reactionärin des Unglücks zog sich immer scheuer in das Innere ihres Gemüths zurück und lebte in der Vergangenheit, in herben und blutigen Erinnerungen; auch schrieb sie *Mémoires* ihres an Gram und Kummer so überreichen Daseins, die 1862 Poulet-Malassis nach ihrem Manuscripte publicirt hat.

Furchtbare Stunden bereitete ihr das Auftreten der zahlreichen falschen Dauphins von Hervagault bis Naundorff; alle beriefen sich auf sie und wollten von ihr empfangen werden; wiederholt citirten Naundorff und seine Erben sie vor Gericht und verdächtigten ihren wahrheitsliebenden Charakter; sie aber verwarf sämtliche Prätendenten und gestattete keinem eine Begegnung. Die Frömmigkeit blieb ihr Trost, so lange sie lebte; als ihr im December 1848 Charles Didier sagte, sie müsse im Sturze Ludwig Philipp's den Finger Gottes gesehen haben, antwortete sie überzeugt: „Er ist in allem“, und Sainte-Beuve bemerkt: „Niemals wurde ein grösseres Unglück zugleich einfacher, christlicher und natürlicher getragen.“

Am 13. October 1851 erkrankte die Dauphine während der Messe, rasch verschlimmerte sich der Zustand und Graf Chambord ahnte, dass ihre Auflösung nahe sei; inbrünstig flehte sie an der Schwelle der Ewigkeit Gott und die Heiligen an für ihn, ihren König, und für sein Frankreich. Am 16. war der Todestag Marie Antoinettens und es kostete Mühe, ihr den Besuch der Seelenmesse auszureden. Die Brustentzündung entzog ihr die letzten Kräfte, eine Lähmung trat hinzu und unter beständigen Gebeten um Vergebung ihrer Schuld starb sie am 19. October. Ihr Testament athmete begeisterte Glaubens-treue, heisse Liebe und Vergebung für Frankreich, Dank für Oesterreich; ihr Universalerbe wurde „Heinrich V.“. Graf Montebello, einst Minister Karls X., führte die Leiche von Frohsdorf nach Görz über; sie wurde hier unter grossem Gepränge zwischen Karl X. und dem Dauphin in der Thun'schen Capelle des Franciscanerklosters Castagnavizza bestattet, wo jetzt auch Heinrich V. und seine Gemahlin ruhen, alle fern der Heimat, fern dem Lande ihres Hauses. Frankreichs Prinz-Präsident Ludwig Napoleon liess das Bild Madame Royale's im historischen Museum zu Versailles aufstellen; die Legitimisten legten Trauer an; auch die Orléans, wie die Bourbons im Exile, veranstalteten Trauerfeiern; die Presse aller Parteien widmete der königlichen Märtyrin Nachrufe voll Ehrfurcht und die warmen Worte des Marquis Pastoret in der Nationalversammlung fanden Wiederhall in jedem Herzen.



Kleinschmidt, Arthur

Charakterbilder aus der französischen Revolution

Wien [u.a.] 1889

Bamberg, Staatsbibliothek -- Coll.vit.o.57-c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11832528-6